

1

Angefeuert

Ich hatte meinen freien Tag und nutzte ihn weidlich. Der Sonntag ist für einen Geistlichen immer sehr ausgefüllt, und die vor mir liegende Woche versprach es in noch größerem Maße zu werden; doch jetzt war Montag. Fast den ganzen Morgen hatte ich mich in meiner Werkstatt mit Basteln beschäftigt. Im vollen Genuß meiner gemütlichen alten Klamotten, ruhte ich mich nach dem Mittagessen ein wenig aus.

„Ich sage dir, Dennis, in meiner Gemeinde geht irgend etwas Merkwürdiges vor!“ Der aufrichtige junge Mann mit dem Kragen eines Geistlichen hielt einen Augenblick inne und blickte mich über den Küchentisch hinweg an.

Frank, ein junger anglikanischer Priester, der kurze Zeit zuvor aus Irland in die Vereinigten Staaten eingewandert und genau wie ich inzwischen Leiter einer Episkopal-Kirche in Los Angeles geworden war, besuchte uns recht häufig.

„Erzähle mal“, sagte ich und schob meinen Stuhl ein wenig zurück. Meine Frau Elberta hörte mit dem Zusammenräumen des Geschirrs auf und setzte sich zu uns.

Frank strich sich mit der Hand durch das Haar und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Wißt ihr, da ist doch dieses junge Paar. Ich stehe vor einem Rätsel.“

„Was ist denn los?“ fragte ich.

Frank schwieg einen Augenblick, bevor er achselzuckend antwortete: „Na ja, es ist eben, dass sie immer zur Kirche kommen.“ Ich lachte auf. „Was ist denn daran so verkehrt?“ fragte ich. „Ach, ich weiß, das hört sich wirklich komisch an. Aber bis vor etwa fünf Monaten kamen sie kaum, obwohl sie schon seit Jahren zur Kirche gehörten. Ich bin zwar schon seit einem Jahr Pastor meiner Gemeinde, habe sie aber vorher nie gesehen. Jetzt plötzlich sind sie jeden Sonntag da, ja sogar wochentags, wenn wir besondere Gottesdienste haben. Sie sind ganz einfach da und strahlen!“

„Sie strahlen also in der Kirche“, scherzte ich. „Das ist aber wirklich sehr verdächtig.“

„Ja, aber — was mich am meisten an der Sache quält, ist folgendes : Als ich sie fragte, wie es kommt, dass sie immer da sind und so strahlend glücklich aussehen, antworteten sie; »Wir sind im Heiligen Geist getauft worden!«“* „Was sind sie womit?“ fragte ich.

„So ungefähr habe ich auch gefragt“, erwiderte Frank. „Noch eigenartiger ist es jedoch, dass sie behaupten, »in Zungen gesprochen« zu haben, was auch immer das sein mag.“ „Aha“, sagte ich. „Jetzt dämmert's. Das quält dich also. Warum machst du dir darüber solche Gedanken? Es gibt genügend komische Leute auf der Welt, warum sollten sie nicht einmal auch bei dir aufkreuzen? Bitte sie doch, sich entweder in den Rahmen zu fügen oder sich nach einer anderen Gemeinde umzusehen.“ „So ist es nun auch wieder nicht“, entgegnete mein Freund. „Sie benehmen sich gar nicht komisch. Sie schreien nicht, sie hüpfen nicht und sind ganz und gar nicht wild. Im Gegenteil, wenn man mit ihnen zusammen ist, muß man einfach zugeben, dass sie irgend etwas Besonderes haben. Sie — sie strahlen einfach, wie kleine Glühlampen! Sie sind immer freundlich und hilfsbereit, wenn ich sie um etwas bitte. Eigentlich brauche ich sie gar nicht zu bitten, sie bieten sich immer von selbst an! Sie geben seit einiger Zeit sogar ihren Zehnten — du weißt doch, sie geben zehn Prozent ihres Einkommens an die Kirche!“

** Die Ausdrücke „im Heiligen Geist getauft“, „Taufe im Heiligen Geist“, „den Heiligen Geist empfangen“ werden in diesem Buch fortwährend gebraucht. Wir sind uns bewußt, dass unter den Christen viel darüber gesprochen wird, ob diese Ausdrücke in bezug auf das hier Geschilderte tatsächlich angewendet werden sollten.*

Wir standen vor der Frage, ob wir von einem „Erlebnis X-z“ sprechen sollten, um eventuell aufkommenden Streitgesprächen aus dem Wege zu gehen, doch das wäre allzu plump gewesen} Bitte haben Sie Geduld und lassen Sie sich nicht durch Terminologien verwirren.

„Na ja, was du so erzählst, hört sich gar nicht schlecht an. Ich hätte nichts dagegen, wenn sich diese Krankheit als ansteckend erwiese, Frank, abgesehen von diesem »Sprechen in Zungen« natürlich.“

Ich zerknüllte meine Papierserviette und warf sie in Richtung Papierkorb. Mein freier Tag drohte kompliziert zu werden! Um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, sagte ich in aufmunterndem Ton: „Wie geht es dir sonst?“

Frank ließ sich jedoch nicht vom Thema abbringen. „Ich weiß, dass ich mich eigentlich nicht darüber aufregen sollte“, sagte er vor sich hin. „Es ist wirklich eigenartig, dass man sich darüber Gedanken macht, wenn die Leute eifrig werden. Aber dieses »Sprechen in Zungen« und diese »Taufe im Heiligen Geist« beunruhigen mich. Ich habe das Gefühl, dass ich die Sache nicht einfach übersehen kann. Ich muß verstehen, was hier vor sich geht. Schließlich bin ich ja der geistliche Hirte der Gemeinde“, fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu. „Du, hör mal“, rief er plötzlich aus. „Wie wä'r's, wenn wir beide diese Leute aufsuchen würden? Dann kannst du dir auch ein Bild von der Sache machen.“

„Hoppla! Mit mir nicht, Frank! Ich will mich gar nicht auf so etwas einlassen. Eins kann ich nicht leiden: Hochspannung! Deine feurigen GemeindegHeder würden mich wahrscheinlich nur am Kragen packen und fragen, ob ich »errettet« sei, oder so irgend etwas! Tut mir leid, alter Freund — ich muß leider ablehnen! Du hast deine kleinen Probleme, ich meine.“ Frank zuckte mit den Achseln und erhob sich grinsend. Auf dem Weg nach draußen sagte er: „Also, bis dann. Ich muß weiter.“ Indem er sich Elberta zuwandte, fugte er noch hinzu: „Vielen Dank fürs Mittagessen. Vielleicht kannst du ihn überreden, dass er mit mir zu diesen Leuten hinfährt.“

Die Tür schloß sich hinter ihm. Nach einer Weile sagte ich zögernd: „Das ist aber eine wilde Geschichte. Eigentlich ist es gar nicht Franks Art, sich für so etwas zu interessieren!“ „Und wenn schon?“

Ein wenig erstaunt sah ich meine Frau an. „Und wenn schon!? Na, das ist doch Gefühlsduselei in höchster Potenz!“ sagte ich ein wenig erregt.

„Aber er hat doch ausdrücklich gesagt, dass sie nicht gefühlsbetont seien, oder?“ fragte Elberta.

„J-----a, aber — du Heber Himmel, Liebling! »Sprechen in Zungen«! Was sollte das denn sonst sein?“ Franks Lage brachte mich dazu, meine Lage voll tiefer Dankbarkeit zu würdigen.

In unserer Gemeinde gab es keine „Gefühlsduselei“! Wir waren Mitglieder der Episkopal-Kirche und stolz auf unsere kühle, ja sogar etwas ironische Einstellung zum Glauben. Ich hatte keinerlei Verlangen, mich in etwas einzulassen, das sich in irgendeiner Weise albern oder gar irrational anhörte, und außerdem hatte ich für so etwas keine Zeit. Gott sei Dank gab es in meiner Gemeinde — in der St. Markus-Kirche in Van Nuys, einem Vorort von Los Angeles — keine solche über den Wolken schwebenden Eiferer. Wir waren 2600 treue Episkopale!

Der Fall der „angefeierten“ Gemeindeglieder ließ sich jedoch nicht ignorieren, Frank Heß nicht locker, und nach vier Wochen ununterbrochenen Bittens und Betteins sagte ich mir, dass wohl nichts dagegen einzuwenden sei, wenn ich mitginge, um mir die Sache einmal anzuhören. Franks nachdrückliches Bitten erregte meine Neugier, denn von seinem Urteilsvermögen hatte ich keine schlechte Meinung. Außerdem hatte ich ein wenig das Gefühl, ein Feigling gewesen zu sein! Auf jeden Fall, so kam es, dass wir — damit meine ich Elberta und ich — uns auf dem Weg zu diesen geheimnisumwitterten Leuten befanden. Es war ein schöner Augustabend, aber mir war nicht ganz wohl bei der Sache. Warum in aller Welt mußten wir uns darin verwickeln lassen? Im Geiste scheute ich mich vor einer beklemmenden, peinlichen Situation und hegte nur den einen Wunsch, dass doch recht bald alles vorüber sein möchte.

Mir war immer noch so zumute, als wir durch den Vorgarten eines kleinen, typisch kalifornischen Vorortbungalows schritten. Frank stellte uns vor. Während wir uns begrüßten und im Wohnzimmer Platz nahmen, beobachtete ich das junge Ehepaar. Wann würden sie „zum Angriff übergehen“? Doch allmählich begann ich mich zu entspannen, denn unsere neuen Bekannten waren tatsächlich sehr „normal“ und sehr nett: beide Mitte dreißig; er ruhig und aufrichtig; sie so etwas, das die Frauenzeitschriften als „attraktive junge Hausfrau“ bezeichnen. Ihr dunkles Haar und die dunklen Augen paßten als Kontrast gut zu dem völlig andersartigen blonden Typ ihres Mannes. Die Freude und Zuversicht, die beide ausstrahlten, waren unverkennbar. Ich begann einzusehen, weshalb Frank so von ihnen eingenommen war.

Das Gespräch drehte sich zunächst um die üblichen kleinen Belanglosigkeiten, bis ich meine wachsende Neugier nicht mehr verbergen konnte und herausplatzte: „Worum geht es eigentlich? Was habt ihr beide denn erlebt?“

Ohne zu zögern antworteten beide: „Wir sind im Heiligen Geist getauft worden!“

„Wir haben an einer Gebetsstunde in der Nachbarschaft teilgenommen“, erklärte Joan, wobei der bloße Gedanke daran sie noch mehr erstrahlen ließ. „Es gefiel uns sehr.“ („Du liebe Zeit“, sagte ich mir im stillen. „Die Gebetsstunde gefiel ihnen. Das gibt es doch wohl nicht!“) „Was uns aber am meisten beeindruckte“, fuhr sie fort, „war ein Mann namens Bud. Er schien so ausgesprochen glücklich zu sein, so überzeugt von Gott, dass wir danach verlangten, zu wissen was er besaß. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken kann. John ging es genauso.“ Sie blickte ihren Mann an, und er fuhr fort: „Ja, genauso war es. Schließlich fragten wir ihn: »Was ist mit Ihnen geschehen?« Und dann sagte er: »Ach so, ich bin mit dem Heiligen Geist getauft worden!« Wir wußten gar nicht, was das war. Wir gingen nicht oft zur Kirche — meistens zu Ostern und zu Weihnachten — und von der Bibel wußten wir noch weniger; doch das, was wir im Leben dieses jungen Mannes sahen und fühlten, zog uns einfach an. Schließlich sagten wir: »Das wollen wir auch haben!«“

„Ja“, ergänzte Joan. „Und er sagte nicht: »Gut, dann wollen wir mit unserem Pastor darüber sprechen«, obwohl er ein treues Glied einer größeren Gemeinde in der Stadt ist. Er sagte ganz einfach: »Wir wollen zusammen darüber beten. Ihr könnt das gleich auf der Stelle erleben.« Das haben wir auch getan, und so war es auch!“

„Ihr meint, dass ihr auch »im Heiligen Geist getauft« wurdet“, fragte ich. „Was ist das denn?“ „Das, was in der Bibel steht!“

Das war ein Schlag! Als Prediger des Evangeliums mit einer 16jährigen Erfahrung und einem theologischen Staatsexamen einer bekannten Universität hatte ich allerdings wissen sollen, was in der Bibel steht. Doch während Joan und John sprachen, wurde mir klar, dass es einige sehr wichtige Dinge geben mußte, die mir irgendwie entgangen waren.

Als wir an jenem Abend fortfuhren, sagte meine Frau, die sehr praktisch denkt und nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen ist, sobald wir außer Reichweite waren: „Ich weiß nicht, was diese Leute haben, aber ich möchte es auch haben.“ Ich sagte kein Wort, dachte aber um so mehr nach. Diese Leute hatten mit einer solchen Begeisterung von Gott und Jesus Christus gesprochen, wie sie die meisten Leute höchstens für ihren Lieblingssport oder ihre tiefsten politischen Überzeugungen aufbringen!

Ich konnte die Tatsache nicht übersehen, dass diese beiden Bekannten etwas ausstrahlten, das in meinem Innersten tiefste Empfindungen und ein tiefes Verlangen weckte. Sie schienen Gott zu kennen — so felsenfest von Ihm überzeugt zu sein. Waren meine Gefühle echt, oder reagierte ich rein emotional auf ihre so offensichtliche Freude? Ich war im Tal von San Fernando Pastor einer großen Kirche mit gut 2000 Menschen, die mich als ihren geistlichen Hirten betrachteten. Ich wollte sie auf keinen Fall auf falsche Wege leiten. Und dennoch konnte ich nicht umhin, zu meinen, dass diese beiden „angefeuerten“ Kirch-gänger eventuell etwas hatten, das mir fehlte und nach dem sich andere vielleicht ausstrecken würden, wenn sie mehr darüber wüßten. Aber was war das denn überhaupt? Was sollte das alles heißen?

Es fehlt etwas

„Was meinst du dazu?“ Fragend blickte mich am Morgen nach unserer Begegnung mit John und Joan meine Frau an. „Ich weiß nicht“, erwiderte ich und legte meine Gabel hin. „Die beiden sind wirklich hellauf begeistert von Gott!“ Elbertas braune Augen blickten nachdenklich. Bevor sie mir antwortete, schaute sie einen Augenblick lang aus dem Fenster. „Hm. Das muß ganz großartig sein, Ihn so gut zu kennen.“ „Du kennst Ihn doch auch?“ Ich hatte immer den Eindruck gehabt, dass meine Frau den Herrn wesentlich besser kannte als ich.

„Ich kann mich an keine Zeit erinnern, wo ich Ihn nicht kannte“, entgegnete sie langsam. „Aber diese Leute scheinen Ihm so viel näher zu sein, so, als sei Er für sie eine besondere Realität... Ich frage mich aber: Wieso?“

Das fragte ich mich auch und begab mich mit diesem Gedanken in mein Studierzimmer. Während ich an meinem Arbeitstisch saß, auf den Haufen unerledigter Post blickte und meine zaghaften Predigtsskizzen für den kommenden Sonntag durchlas, kehrten meine Gedanken zu jenen Tagen vor 30 Jahren zurück, als ich Gott noch nicht kannte. Ich war damals neun Jahre alt. Mein Vater, ein aus England stammender Geistlicher, war mit mir

und meiner Mutter in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Wir ließen uns in Campbell, in der Nähe von San Jose, Kalifornien, nieder. Als Sohn eines Geistlichen wurde ich in der „Gemeinde“ großgezogen; doch erst mit elf Jahren gelangte ich zu der Erkenntnis, dass man Gott persönlich erleben kann. Elberta war in einer kleinen, altmodischen, bibelgläubigen Kirche in einer nordkalifornischen Industriestadt aufgewachsen. Die Denomination, in der ich aufwuchs, stand in den vordersten Reihen der modernen Theologie, und obgleich ich zur Sonntagsschule ging, mich der Jugendgruppe anschloß und die biblischen¹ Geschichten horte, sagte mir, soweit ich weiß, niemand etwas davon, dass man „Jesus Christus annehmen“ müsse. Christus wurde als gutes „Vorbild“ hingestellt, als großer Lehrer, nicht aber als eingeborener Sohn Gottes und persönlicher Heiland.*

An einem denkwürdigen Abend hatten wir anlässlich einer Jugendveranstaltung in unserer Gemeinde einen Freund meines Vaters und Mitglied der örtlichen Christian Endeavour Organisation als Gastredner eingeladen. Er hieß Howard L. Brown. ** Ich kann mich nicht mehr an die Einzelheiten seines Dienstes erinnern, doch ich weiß noch, wie er anschließend an seine Ansprache uns Elf- und Zwölfjährigen ins Auge faßte und sagte: „Möchte einer von euch den Herrn Jesus Christus bitten, in sein Herz und Leben zu kommen?“

* *Mein Vater war Pastor unserer Gemeinde und ein Mensch, der den Herrn kannte. Gott hatte ihn mit vernehmbarer Stimme zum geistlichen Dienst berufen. Wie viele seiner Generation war er jedoch zutiefst erstaunt über den Strom des Unglaubens seitens der Theologen und Seminare. Für ihn war es jedoch wegen seiner begrenzten Ausbildung schwierig, sich zu behaupten, wenn angesehene Führer seiner eigenen Denomination diese grundlegenden Glaubenswahrheiten des Christentums leugneten. Folglich sprach mein Vater über sein eigenes Gotteserlebnis mit mir erst, als ich bereits erwachsen war. ** Howard L. Browns Dienst erstreckte sich auch auf das Schreiben von Liedtexten. Sein Name ist heute noch in Evangeliumsliederbüchern zu finden. In einem Artikel, den ich für die Zeitschrift CHRISTIAN LIFE MAGAZINE schrieb, erklärte ich, dass er es war, der mir den Weg zu Christus wies, woraufhin mir seine Witwe, Margaret W. Brown, einen außerordentlich freudigen Brief schrieb, in dem sie ihre Freude darüber zum Ausdruck brachte, dass ein weiterer Mensch durch den Dienst ihres inzwischen verstorbenen Mannes den Weg zum Herrn gefunden habe.*

Für mich war diese Redewendung gänzlich neu. Bis zu diesem Zeitpunkt war Religion für mich lediglich ein Teil des Alltags gewesen, so wie Essen und Schlafen. Man ging zur Kirche, weil es halt so üblich war. Hier war nun jemand, der uns aufforderte, bestimmte Schritte zu unternehmen und uns im Hinblick auf irgendwelche Dinge zu entscheiden.

„Wenn ihr den Herrn Jesus in euer Herz einlassen möchtet, dann meldet euch bitte“, sagte er.

Das wäre ja ein schönes Ding, wenn ich mich auf so etwas einließe; vor allen Dingen, wo meine Freunde Ted C. und Bobby B., ganz besonders Bobby, der in der Schule Klassenclown war, zusahen!

Der Mann fuhr aber fort: „Bitte neigt eure Häupter und schließt die Augen!“

Das machte die Sache schon leichter! Irgendwie hatte ich den Wunsch, mich zu melden, und schließlich tat ich es auch. Mehr tat ich nicht, zu mehr hatte er uns ja auch nicht aufgefordert, und doch geschah etwas! Mein Herz glühte mit einer nie gekannten Wärme und Glückseligkeit, wobei ich zum ersten Mal die Gegenwart Gottes verspürte. Ich hatte Jesus gebeten, in mein Herz zu kommen — und Er hatte die Einladung angenommen!

Meine Gedanken gingen acht Jahre weiter — zu der Zeit, als Gott mit einer „zweiten Berührung“ in mein Leben kam. Ich saß gerade im Studierzimmer meines Vaters vor dem Kamin und las ein Buch, das ich aus Neugier aufgeschlagen hatte und das von großen Männern und Frauen und deren Erlebnissen mit Gott berichtete. Während ich las, überkam mich eine wunderbar erquickende Freude, als ich die Gegenwart Gottes in mir wiedererkannte.

Als ich in den ersten Ehejahren noch in der Elektronikbranche tätig war, pflegte ich morgens zeitig aufzustehen, um in der Morgenstille die Nähe Gottes zu suchen, und ich erlebte sie auf herrliche Weise! In der Gewißheit der Liebe, Wärme und des Wohlseins in der Gegenwart Gottes kam mir der Sinn meines Lebens so recht zum Bewußtsein. Mir wurde klar, dass alle Fragen gelöst würden, wenn ich nur Seine Gegenwart ständig bei mir haben könnte. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, dass es mir nicht gelingen wollte. Es schien, als sei Gott schon wieder fort, ehe Er überhaupt richtig da war.

Beim Aufleuchten eines Blitzlichtes weiß man, dass ein strahlendes Licht dagewesen ist, weil man die hellen Punkte in den Augen sieht, und die Wirkung auf dem Film zu erkennen ist, doch das Licht selbst ist fort, noch ehe es überhaupt da ist. So schien mir die Gegenwart Gottes zu sein. So blitzschnell diese „Berührungen“ Gottes

auch verfliegen, so führten sie mich doch in Seine Richtung. Ich wollte nie Geistlicher werden, doch irgendwie hatte ich den Wunsch, hauptamtlich für Gott tätig zu sein, und so gab ich mit 26 Jahren den Beruf auf, ging wieder aufs College und machte die weitere Laufbahn durch, um einen theologischen Grad zu erwerben und für eventuell sich öffnende Tätigkeitsfelder ausgerüstet zu sein. Die theologische Schule, die ich mir aussuchte, zählte zu den ausgesprochen „liberal humanen“, und binnen kurzer Zeit wurde mein Glaube auf die Probe gestellt. Ja, es war bereits am allerersten Abend im Studentenwohnheim, als mich mein Zimmernachbar, ein Student im vorgeschrittenen Semester, mit „pastorenhaftem“ Gelehrtenaussehen „einweihte“.

„Wir glauben natürlich nicht mehr an die Wunder der Bibel, ebensowenig an die Göttlichkeit Jesu oder die Jungfrauengeburt“, gab er von sich, wobei er mich durch die schwarz umrahmten Brillengläser genau betrachtete. „Die Wissenschaft hat uns die Unmöglichkeit dieser Dinge vor Augen geführt; auch ein Leben nach dem Tode und ähnliches gibt es nicht. Wir können das Übernatürliche heute nicht mehr akzeptieren. Wir müssen eine natürliche, wissenschaftlich annehmbare Religion entwickeln, für die unsere modernen Intellektuellen ansprechbar sind!“

Sein Argument vermochte mich nicht zu überzeugen, weil ich ja Jesus begegnet war und Ihn als den Sohn Gottes kennengelernt hatte, aber dennoch war ich zutiefst erstaunt und sollte es in den folgenden Jahren meines Studiums noch viele Male sein!

So stellte sich zum Beispiel heraus, dass einer unserer angesehensten Professoren, ein feiner älterer Herr und außerordentlicher Gelehrter, der Religionspsychologie lehrte, sämtliche Semesterklassen folgendermaßen einleitete: „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass ich Atheist bin!“

Um meine Familie während meiner Seminarzeit zu unterhalten, sah ich mich genötigt, Pastor nicht nur einer, sondern zweier kleiner Kirchen im ländlichen Gebiet von Illinois zu werden. Dort wohnte meine Familie, zu der ich dann an den Wochenenden vom 140 Kilometer entfernten Chicago nach Hause fuhr. Meine Studien fesselten mich in zunehmendem Maße, und ich fand immer größeren Gefallen an meinem Dienst in den Gemeinden. Eigenartigerweise mußte ich jedoch bald feststellen/ dass mein theologisches Studium und meine Gemeindetätigkeit ein Hindernis für mein persönliches Verhältnis zu Gott waren. Es kam sogar so weit, dass ich nach drei Jahren feststellte, dass ich gänzlich aufgehört hatte, im Kämmerlein zu beten! Mein Studium und meine Gemeindetätigkeit hatten mich so in Anspruch genommen, dass mein persönliches Leben mit Gott auf den Nullpunkt gekommen war. Sobald mir das bewußt wurde, begann ich wieder Bittgebete zu sprechen, für mehr reichte es jedoch nicht aus. Mir war so, als sei mein persönlicher Freund nun mein Arbeitgeber geworden. Man ist so sehr damit beschäftigt, für Ihn tätig zu sein, dass man keine Zeit mehr hat, Seine Freundschaft zu genießen. Das Verhältnis zu Ihm ist „berufsmäßig“ geworden.

Zwei Jahre nach meinem Seminarabschluß schloß ich mich im Jahre 1952 der Episkopal-Kirche (Anglikaner) an, weil mich die unklaren Bekenntnisse der Kirche, in der ich von Kind auf gewesen war, nicht befriedigten. Inhalt dieser Bekenntnisse waren etwa folgende Richtlinien: „Ein Christ ist jemand, der mit den ethischen Vorstellungen Jesu von Nazareth übereinstimmt“, oder aber auch: „Ein Christ ist jemand, der von sich behauptet, Christ zu sein.“ Mir war, als müsse der christliche Glaube doch sehr viel klarer definiert werden.

Ich erkannte bald, dass die Episkopal-Kirche in ihrer Praxis auch unklar sein konnte. Ein großer Vorteil bestand jedoch darin, dass die Episkopal-Kirche im Gegensatz zur Kirche meiner Jugendzeit von ihren Gliedern das Festhalten an „Glaubensgrundsätzen“ und „Dogmen“ fordert. Ganz gleich nun, ob ein Laie oder Priester die grundlegenden Bibelwahrheiten leugnete, diese Grundwahrheiten waren da und setzten alle, die sie leugneten, ins Unrecht. Auch mußte jeder zum geistlichen Dienst in der Episkopal-Kirche Ordinierte in Gegenwart seines Bischofs und zweier Geistlicher einen heiligen Schwur ablegen, dass er die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments als Wort Gottes betrachtet und davon überzeugt ist, dass sie alle heilsnotwendigen Dinge enthalten. (Das allgemeine Gebetbuch: Die Bestellung der Priester, Seite 542.)

Wie die meisten Konvertiten auch, ging ich „den ganzen Weg“ und band mich an die „Hochkirche“ oder die anglo-katholische Auffassung mit ihrem starken Nachdruck auf den Sakramenten, wobei die Gnade Gottes objektiv durch das Ausführen spezifischer Handlungen und Worte — unter der Voraussetzung einer richtigen Herzenseinstellung — empfangen wird. Meine Arbeit machte mir große Freude, und ich hatte mit einer wachsenden Gemeinde und einer wachsenden Familie genügend zu tun.

Innerlich wurde ich jedoch zusehends trockener. Dies wurde mir von Zeit zu Zeit besonders deutlich, so etwa einmal im Jahr, wenn mir die erquickende Gegenwart Gottes einen Augenblick lang bewußt wurde und mich daran erinnerte, wie es damals war, als ich noch einen engeren persönlichen Kontakt zu Ihm hatte. Doch erst nach meinem 40. Geburtstag, nach 16 Dienstjahren, stellte ich mich ganz bewußt meiner Not. Ich hatte eine

wunderbare Frau und eine feine Familie, ich war in meiner Arbeit erfolgreich, doch tief im Innersten war ich ausgetrocknet und hungrig.

Auch in meiner Gemeinde erkannte ich, dass die Menschen wohl einerseits Hilfe empfangen, doch andererseits selten eine Veränderung erfuhren. Weil ich selbst zum größten Teil das persönliche Bewußtsein der Gegenwart Gottes in meinem Leben verloren hatte, konnte ich die Gemeindeglieder nicht zu diesem Bewußtsein führen. Ich war damit beschäftigt, sie mit Stützen aufrechtzuhalten, sie zu beraten, sie zu ermutigen, „armer Leute Psychiater“ zu spielen, ihnen von Gott zu erzählen; doch etwas Entscheidendes fehlte. Gott wurde ihnen nicht so real, dass Er in ihrem Leben eine Veränderung herbeiführen konnte. Ihre Religion war ein mildes Beruhigungsmittel, das eher ihr Leben geschmacklich abrundete, als dass es eine drastische Lebensveränderung bewirkte. Sollte an dieser ganzen christlichen Sache doch mehr, gar sehr viel mehr dran sein.. ? Gingen wir etwa daran vorbei?

Der Grund, weshalb John und Joan mich innerlich beschäftigten _ so ging es mir durch den Sinn —, war, dass sie das, was ich scheinbar verloren hatte, besaßen — nur in stärkerem Maße. Ich hatte es ihnen sofort ab gespürt. Es ließ sich einfach nicht leugnen, dass diese beiden die Gegenwart Gottes in ihrem Herzen hatten, selbst während sie sich mit uns unterhielten. Das hatte ich noch nie bei einem Menschen erlebt, und ich empfand es als sehr aufregend!

Ich griff zu meiner Bibel, die auf meinem Schreibtisch lag und begann darin zu blättern. Diese „angefeuerten“ Leute behaupteten, irgendein Erlebnis mit dem Heiligen Geist gehabt zu haben. Ich mußte zugeben, dass der Heilige Geist für mich ein unbestimmtes „theoretisches“ Wesen war. Oh ja, „offiziell“ konnte ich einen guten Vortrag über Ihn halten; das hatte ich oft im Konfirmandenunterricht in unserer Kirche bewiesen. Doch ich hatte mir nie die Mühe gemacht, darüber nachzudenken, wie Er wirklich war. Konnte es sein, dass der Mangel an einem Erlebnis mit dem Heiligen Geist der Grund dafür war, dass die Christen heute so wenig von der gleichen Freude, Kraft und Gewißheit des Neuen Testaments zeigten? „Vielleicht sollte ich darüber einige Nachforschungen anstellen“, dachte ich bei mir. So begann ich auf der Stelle, mich durch das Neue Testament hindurchzuarbeiten — durch jenen Teil der Bibel also, der uns vom Leben Jesu und den Taten der ersten Christen berichtet; wobei ich sämtliche Stellen, die vom Heiligen Geist und Seinem Wirken berichteten, unterstrich. Da gab es allerhand zu tun; und in den darauffolgenden Tagen mußte ich erkennen, dass es im Neuen Testament ungefähr 240 Stellen in bezug auf den Heiligen Geist gibt. In seinem Brief an die Römer, Kapitel 5, erwähnt Paulus in den ersten 14 Versen den Heiligen Geist 16mal!

Diese ersten Christen sprachen ständig über den Heiligen Geist; Er war für sie absolut keine unklare Sache. Sie sprachen so, als sage Er ihnen, was sie tun, wohin sie gehen und was sie reden sollten. Sie grenzten den Heiligen Geist klar ab — sie verwechselten Ihn nicht mit dem Vater oder Jesus. Meine Aufmerksamkeit richtete sich außerdem auf die Tatsache, dass die ersten Gläubigen ein fest umrissenes Erlebnis bei dem Empfang des Heiligen Geistes hatten. Ich bemerkte, dass Jesus Seinen ersten Jüngern sagte, sie sollten in Jerusalem bleiben, weil Er ihnen die Kraft senden wolle. Es geschah zum ersten Mal am „Pfingsttage“. Aber ich erkannte, dass dieses Pfingst-erlebnis — dieses mit Kraft aus der Höhe Erfülltwerden — sich mehrere Male wiederholte. Jesus sagte Seinem Volk, dass sie die ihnen zugeteilte Aufgabe erst dann erfüllen könnten/ wenn sie die Kraft dazu bekommen hätten.

Auch wurde mir bewußt, dass dieses geheimnisvolle „in Zungen sprechen“ immer wieder auftauchte. Viermal in der Apostelgeschichte schien es ein besonderes „Empfangen des Heiligen Geistes“ seitens einer Gruppe von Menschen zu geben, und in dreien der vier Fälle heißt es ungefähr: „Sie fingen an, in anderen Zungen zu sprechen...“ (Apostelgeschichte 2,4; 8,15 bis 17; 10, 46; 19,6 — Bruns-Übersetzung). Ich stellte fest, dass die Kommentatoren sich darin einig waren, dass auch im vierten Fall, nämlich in Samarien, in Zungen gesprochen wurde. Ich begann mich zu fragen, wie so etwas derart Bestimmtes und Bedeutendes von unseren heutigen Kirchen übersehen werden konnte. Oder war es gar überhaupt übersehen worden? Wohl gab es die Konfirmation.* Mehrere Male im Jahr wurden, wenn eine genügende Anzahl Jugendlicher und Erwachsener vorhanden war, die sich für diesen Ritus freiwillig meldeten, diese in einem kurzen Kursus über die Lehre und Ausübung des christlichen Glaubens unterrichtet und dann dem Bischof vorgeführt. Ich wußte wohl, dass der Durchschnitts-Episkopale keine allzu klare Vorstellung dessen hat, worum es dabei geht. Ich hatte sie ja selbst nicht! Ich wußte, dass die großen Gelehrten unserer Denomination sich über den Sinn der Konfirmation nicht einig waren. Der eigentliche Konfirmationsgottesdienst gefiel mir — ich wußte jedoch nicht, weshalb.

Ich rief mir die kurz zuvor stattgefundenene Konfirmation in unserer Kirche ins Gedächtnis zurück und stellte mir noch einmal die Menschen vor, die am Altar gekniet hatten, während Bischof Gooden, ein rüstiger Mann in den Achtzigern, in aller Stille jedem die Hände auflegte und darum betete, dass sie „mehr und mehr im Heiligen Geist zunehmen“ möchten. (Das allgemeine Gebetbuch: Die Konfirmation, Seite 297.) In jener Klasse hatte mich

Frau S., eine gute Presbyterianerin, die sich ihrem Mann zuliebe der Episkopal-Kirche anschloß, gefragt: „Weshalb muß ich konfirmiert werden? Was hat **das** zu bedeuten?“

** In der Episkopal-, der lutherischen, orthodoxen und römisch-katholischen Kirche wird der Begriff „Konfirmation“ für den traditionellen Ritus gebraucht, bei dem eine Person für den christlichen Dienst gestärkt wird.*

Daraufhin hatte ich das Übliche geantwortet: „Nun ja, hm, hm, so handhaben wir es nun einmal. Sie werden somit ein »hundertprozentiges Glied unserer Episkopal-Kirche«! Wir erhalten dadurch die Möglichkeit, uns zu vergewissern, dass Sie über die Episkopal-Kirche genau Bescheid wissen — Sie werden dadurch als vollwertiges, verantwortliches Glied betrachtet. Es ist eine Art feierliches »sich der Kirche anschließen«. Der Bischof, unser Haupthirte, erteilt Ihnen dann offiziell seinen Segen.“ Und andere Phrasen. Den Jüngeren konnte man sagen: „Hiermit wachst ihr »aus den Kinderschuhen« heraus, wißt ihr.“ (Eine Art „Bar Mitzvah“ der Episkopal-Kirche!) Noch einmal las ich die „Ämter zur Unterweisung“ in unserem Gebetbuch durch: „Die Kirche nimmt das Auflegen der Hände oder die Konfirmation vor, aus welchem Anlaß ich nach der Erneuerung meines Taufversprechens und meiner Gelübde, und der Erklärung meiner Treue und Liebe zu Christus, meinem Herrn, die stärkenden Gaben des Heiligen Geistes empfangen“. (Das allgemeine Gebetbuch: Die Ämter zur Unterweisung, Seite 291.)

Schon wieder dieser Begriff! Wie kam es denn, dass sich laut Statistik 50 Prozent dieser gleichen Konfirmanden der Episkopal-Kirche, für die das Gebet zum „Empfang der Gaben des Heiligen Geistes“ gesprochen wurde, allmählich gänzlich von der Kirche lösten? Welch ein Unterschied bestand doch zwischen ihnen und den ersten Christen, die so von der Kraft des Heiligen Geistes erfüllt waren, dass sie die Welt auf den Kopf stellten!

Als ich eines Tages das Buch DOCTRINE IN THE CHURCH OF ENGLAND (Die Lehre in der Kirche von England), ein von den Erzbischöfen von Canterbury und York zusammengestellter Überblick über das Glaubensbekenntnis der Anglikaner in der ganaan Welt, durchblätterte, stieß ich auf folgende, zum Denken anregende Aussage: „Anteilhaben am Heiligen Geist wird im Neuen Testament als entscheidendes Merkmal der Christen bezeichnet, das sie von der Umwelt unterschied. Im Christentum der apostolischen Zeiten* stand dieses als »Empfang des Heiligen Geistes« bezeichnete Erlebnis im Vordergrund des Christenlebens als Geheimnis seiner strahlenden Freude und Kraft und als Quelle jenes Glaubenssieges, der die Welt zu überwinden vermag.“

(Die Lehre der Church of England, zusammengestellt von der anglikanischen Kirche, Society for Pro-moting Christian Knowledge of the Church of England, mit Genehmigung der Erzbischöfe, 1922—1937, Seite 93.) „Empfangt den Heiligen Geist!“ Das war ja, was Franks begeisterte Gemeindeglieder behaupteten, empfangen zu haben! War dies denn der Sinn und die Absicht des Gebets, das der Bischof anlässlich der Konfirmation aussprach? Sollten wir erwarten, dass die Menschen auf so augenscheinliche Weise mit der Kraft Gottes angetan würden, wie es im Neuen Testament geschah, als ihnen die Hände aufgelegt wurden?

Ich las nicht nur das Neue Testament und das allgemeine Gebetbuch noch einmal durch, sondern stellte auch fest, dass die frühen Kirchenväter, meine theologischen Textbücher, die Kirchengeschichtsbücher und sogar die Gemeindeliederbücher voller Hinweise auf die Bedeutung des Heiligen Geistes waren und davon berichteten, welch großes Werk Er in unserem Leben vollbringen will. Wie hatte mir das vorher entgehen können?

** Die Episkopal-Kirche lehrt, dass wir in der „Apostel Lehre und Gemeinschaft anhalten“ sollen. Damit ist gemeint, dass wir die gleichen Dinge heute in der Kirche erwarten sollen, wie sie die Apostel damals erlebten.*

Im Preis einbegriffen

„Bist du heute abend wieder fort?“ fragte meine leidgeprüfte Frau.

„Ja. Vorstandsbesprechung. Danach wollte ich John und Joan kurz besuchen.“

„Ist gut, dann brauche ich nicht auf dich zu warten.“

Ihr Lächeln sagte: „Wann wirst du dich endlich entschließen?“

Ich wußte, dass sie sich bereits entschlossen hatte. Ich wußte auch, dass sie keinen Zentimeter weichen würde,

bis ich so weit war. Und so machte ich mich nach der Versammlung auf den Weg zu dem kleinen Haus im Monterey Park, wo ich inzwischen viele Abende verbracht hatte. Ich konnte mich der Herausforderung dieser „Angefeuerten“ nicht entziehen. Ich fühlte mich sowohl angezogen als auch abgestoßen. Ich fühlte mich unwiderstehlich von der Gegenwart Gottes, die ich bei ihnen spürte, angezogen, und von der faszinierenden Möglichkeit, dass auch ich zu diesem Bewußtsein Seiner Gegenwart gelangen könne. Auf der anderen Seite fühlte ich mich von der Tatsache abgestoßen, dass es sich ja schließlich nur um „Laien“ handelte, die eine sehr vereinfachte und engstirnige Vorstellung von der Bibel hatten. Waren sie nicht sogar als Fundamentalisten zu bezeichnen, da sie ja die Bibel so wörtlich nahmen? Es war alles nicht sehr verstandesmäßig. Außerdem erwähnten sie unentwegt dieses „Sprechen in Zungen“! Dessen war ich mir ganz sicher: In „Zungen“ wollte ich nicht sprechen! An diesem Abend hatte ich einen meiner Freunde, einen Priester aus unserer Diözese, gebeten, mich zu begleiten. Er hatte von der Sache gehört, und auch sein Interesse war geweckt.

„Vielleicht haben diese Leute tatsächlich etwas“, sagte er, als ich den Wagen parkte und wir auf das Haus zuingen. „Gott weiß, dass die Kirche etwas braucht!“

Als wir miteinander sprachen und mein Freund höflich mit John und Joan diskutierte, wurde mir etwas ganz klar, etwas, das ich mir bisher nicht eingestanden hatte, nämlich, dass ich trotz meiner Vorurteile auf ihrer Seite stand!

„Wollen Sie mir etwa sagen, dass Sie etwas haben, das ich nicht habe“, sagte Pater C. ein klein wenig spitz. John zuckte leicht mit den Achseln und lächelte. „Wenn Sie nicht der Ansicht sind, dass es so ist, warum machen Sie sich dann die Mühe, hierher zu kommen?“ fragte er sanft. „Ich glaube nicht, dass sie uns damit sagen wollen, dass wir den Heiligen Geist nicht haben — ich glaube, dass Sie uns sagen wollen, dass der Heilige Geist uns nicht hat“, sagte ich und blickte John an.

„Das klingt nicht schlecht“, sagte John. „Sie dürfen nicht vergessen, dass wir keine Theologen sind. Wir können Ihnen nur sagen, was wir erlebt haben und versuchen, es Ihnen an Hand der Heiligen Schrift zu zeigen.“

Darin lag ihre Stärke. Ich hatte meine „Hausaufgaben“ gemacht und mußte feststellen, dass ich, je weiter die Diskussion fort-schritt, immer wieder zu dem Schluß kam: „Sie haben recht, weißt du. Das steht wirklich in der Bibel.“ „Was ist aber mit diesem »Sprechen in Zungen«?“ fragte mein Gast.

„Das ist so“, sagte John. „Als wir den Heiligen Geist empfingen, sprachen wir in Zungen, so wie es in der Bibel steht.“ Schon wieder! Sobald wir über diese Dinge ins Gespräch kamen, kehrten sie immer wieder zu diesem Punkt zurück! Mein Kollege sagte nichts mehr dazu. Ich hoffte nur, dass diese „Zungengeschichte“ ihn nicht abgestoßen hatte. Auf dem Nachhauseweg beschäftigte mich dieses Thema noch immer, auch nachdem ich meinen Freund vor seiner Wohnung abgesetzt hatte.

In Zungen sprechen! Auf dem Seminar hatte man uns gesagt, was damit gemeint war. Gemeint war nämlich, dass jene ersten Christen, die ja schließlich sehr einfache Leute waren, tatsächlich auf irgendeine, wenn auch nicht sehr schöne Weise aus einer inneren Erregung heraus ihre Emotionen durch — na ja, seien wir einmal ehrlich — eigenartige Geräusche zum Ausdruck brachten! „Ululation“ hatte ein Professor es genannt! Intellektuelle, wie der Apostel Paulus, fühlten sich natürlich dadurch zutiefst betroffen und sagten, sie sollten doch nicht so stürmisch sein oder aber es zu Hause machen, wenn es unbedingt sein müsse! Das Phänomen hatte sich aber auf alle Fälle nicht lange gehalten und beschränkte sich wahrscheinlich auf jene unmöglichen Korinther!

Als ich jedoch meine Bibel erneut daraufhin durchlas, mußte ich feststellen, dass es sich nicht ganz so verhielt. Ich erkannte, dass der Apostel Paulus nicht das „Sprechen in Zungen“ abgelehnt hatte, sondern lediglich den Mißbrauch. Obendrein erkannte ich, dass er frei und offen zugab, dass er selbst mehr als alle anderen in Zungen sprach, und dass er aus irgendeinem Grunde großen Wert darauf legte. Noch immer wollte ich nichts damit zu tun haben. Ich war ein waschechter Engländer. Mir war von klein auf „eingepfift“ worden, meine Gefühle nicht zu zeigen. In den höheren Semestern auf der Universität Chikago hatte ich zum größten Teil Kurse in Psychologie und Seelsorge belegt und wußte somit einiges über Hysterie, Hypnose, Autosuggestion und ähnliches Zeug! Diese „Zungen der Ekstase“ klangen einfach zu wild in meinen Ohren, obgleich ich zugeben mußte, dass in den griechischen Originalen der neu testamentlichen Schriften über das Zungenreden eine „Ekstase“ überhaupt nicht erwähnt wurde, noch irgend etwas anderes, das auf eine Art rasender Geschäftigkeit hindeuten konnte.

Es stand lediglich geschrieben: „Sie begannen, in anderen Zungen zu sprechen.“ Bislang hatte ich noch nie jemanden in „Zungen sprechen“ gehört, und so hatte ich keinerlei Vorstellung davon, wie so etwas sein könnte. Ich nahm ganz einfach an, dass es sich um etwas Emotionales und wahrscheinlich Pathologisches handelte. Schlimm war, dass der Apostel Paulus dieses „heiße Eisen“ auch mit sich herumschleppte, und selbst der Herr

Jesus ließ sich darüber aus. Er sagte nämlich: „Das aber sind die Zeichen, die die Gläubigen begleiten: in meinem Namen werden sie ... in neuen Zungen reden..." (Markus 16,17). Und der Apostel Paulus sagte: „Ich wollte schon, ihr könntet alle in Zungenreden" (i. Korinther 14, 5), und „Gott sei Dank, ich rede mehr in Zungen als ihr alle!" (1. Korinther 14,18.) Natürlich konnte ich mit meiner Schulung leicht diese Verse abtun: Es handele sich um „spätere Ergänzungen" zur Heiligen Schrift. Jesus war, wenn auch Sohn Gottes, so doch Kind Seiner Zeit und teilte einige ihrer komischen Vorstellungen. Der Apostel Paulus knüpfte an die heidnischen Vorstellungen nichtjüdischer Konvertiten zum christlichen Glauben an. Beide waren nicht in den Genuß einer modernen Bildung gekommen und hatten weder Freud noch Einstein gelesen! Doch diese Erklärungen befriedigten mich immer weniger. John und Joan waren unkompliziert und so wenig hochnäsiger, dass sie ganz einfach an das Buch glaubten und darin offenbar in einem mir bislang unbekanntem Ausmaß den Schlüssel zur Freude und zum sinnvollen Leben und Wirken fanden.

Mein Verstand mochte mir sagen: „Ihr habt es falsch verstanden", doch mein Herz sagte mir: „Was habt ihr? Ich möchte es auch haben!" Es ging mir wie einem verhungerten Mann, der um einen Tisch mit den schmackhaftesten Köstlichkeiten kreist und die davor sitzenden Menschen betrachtet, wie sie offensichtlich die Speise genüßlich verschlingen, während er sich darüber klar zu werden versucht, ob auch ja nichts vergiftet ist. Natürlich wurde mein Hunger immer größer. An einer Stelle hätte ich mich fast zu den speisenden Menschen gesellt. Ich hatte mich mit Bud, dem jungen Mann, der John und Joan beim ersten Zusammentreffen so sehr beeindruckte und mit ihnen um den Heiligen Geist gebetet hatte, unterhalten.

Bud hatte auf meinen Wunsch hin mit mir gebetet, und bei dieser Gelegenheit hatte ich zum ersten Mal jemanden „in Zungen sprechen" gehört. Wenigstens war ich der Ansicht, dass Bud das tat. Ich wäre nie darauf gekommen, denn er war absolut nicht „erregt", sondern sprach oder betete schlicht in einer mir unbekanntem Sprache. Ich selbst tat nichts dergleichen, und scheinbar war nichts geschehen, als er mit mir betete, obgleich ich zugeben mußte, dass ich einige Tage lang ein neues Gefühl der Nähe Gottes verspürte.

Schließlich, nach drei Monate langem „um den Brei Herumlaufen", sagte ich an einem Sonnabend nachmittag im November zu meinen begeisterten Freunden: „Hört mal, ich habe meine Bibel gelesen, mein Gebetbuch, meine theologischen Bücher, meine Kirchengeschichte und, soweit ich beurteilen kann, steht dieses Erlebnis, von dem ihr berichtet, auch da drin. Ich möchte das auch haben! Wie habt ihr es bekommen?"

Ganz einfach", sagte John. „Wir haben darum gebetet!"

Gut. Ich bin jetzt bereit. Zeigt mir wie!" Ich weiß nicht, was ich an jenem Tage von diesen Leuten erwartete. Ich wußte nur, dass sie nicht auf mich losgehen würden — sie waren nicht von der aufdringlichen Sorte. Wir waren zu viert: ich, einer meiner Freunde, der auch Priester der Episkopal-Kirche in unserer Diözese war — nicht der gleiche, der mich zuvor begleitet hatte —, und John und Joan. Wir saßen in ihrem Wohnzimmer, unser Gastgeber und seine Frau auf dem Sofa unter dem Fenster, ich in einem Plüschsessel in der anderen Zimmerecke und der andere Geistliche zu meiner Rechten. Draußen schien die kalifornische Herbstsonne mit strahlender Leuchtkraft. Die Stille wurde nur durch vereinzelt vorbeifahrende Autos unterbrochen. Mir war nicht ganz wohl in meiner Haut und ich wollte auf keinen Fall an Würde verlieren! „Was muß ich also tun?" fragte ich noch einmal. „Bitten Sie Jesus, Sie im Heiligen Geist zu taufen", sagte John. „Wir werden mit Ihnen beten und Sie können ganz einfach zum Herrn beten und Ihn loben."

Ich sagte: „Vergessen Sie bitte nicht, dass ich diese Nähe Gottes verspüren möchte, die Sie haben, mehr nicht; das Zungenreden interessiert mich nicht!"

„Wir können Ihnen nur sagen, dass das im Preis mit einbegriffen war, als wir es erlebten!"

John trat zu uns herüber, legte erst mir, dann meinem Freund die Hände auf den Kopf. Er begann sehr leise zu beten, und ich erkannte das gleiche, was Bud getan hatte, als er wenige Tage zuvor mit mir gebetet hatte: er sprach in einer mir unbekanntem Sprache, und zwar fließend. Und er war kein bißchen erregt. Dann betete er in der englischen Sprache, dass Jesus mich mit dem Heiligen Geist taufen möge.

Ich begann zu beten, so wie er es mir gesagt hatte, und zwar auch sehr leise. Ich hatte nicht vor, auch nur im Geringsten erregt zu werden! Ich folgte ganz einfach den Anweisungen.

Ich muß wohl ungefähr 20 Minuten lang laut gebetet haben — wenigstens schien es mir eine lange Zeit zu sein — und ich wollte gerade aufhören, als etwas sehr Merkwürdiges geschah. Meine Zunge stolperte, so etwa wie wenn man einen Zungenbrecher aufsagen will, und ich begann in einer neuen Sprache zu sprechen!

Augenblicklich erkannte ich mehrere Dinge: erstens, dass es keine Art psychologischer Trick oder Zwang war. Es war nichts Zwangsmäßiges dabei. Ich ließ ganz einfach diese neuen Worte über meine Lippen kommen und sprach sie aus freiem Willen aus, ohne dabei in irgendeiner Weise dazu gezwungen zu sein. Mir war in keiner Weise „der Boden unter den Füßen fortgerissen“, sondern ich befand mich im vollen Besitz meiner geistigen Fähigkeiten und Willenskraft.

Ich sprach in dieser neuen Sprache, weil es interessant war, in einer nicht erlernten Sprache zu sprechen, selbst wenn ich nicht wußte, was ich sagte. Es hatte mich erhebliche Zeit gekostet, ein klein wenig Deutsch und Französisch zu lernen, doch hier handelte es sich um eine „müheless erworbene“ Sprache! Zweitens erkannte ich, dass es sich um eine echte Sprache handelte, kein „Baby-Lallen“. Sie kannte grammatische Regeln und eine Syntax; sie besaß Intonation und Ausdrucksmöglichkeiten — und war zudem noch recht schön! Ungefähr fünf Minuten lang ließ ich diese neuen Worte über meine Lippen strömen, dann sagte ich zu meinen Freunden: „So, das ist also das, was ihr »in Zungen sprechen« nennt — aber was hat das alles zu bedeuten? Ich fühle ja gar nichts!“

Freudig erregt riefen sie: „Preis dem Herrn!“ Das schien nicht dazu zu passen und war ziemlich derbe Kost für mich. Es grenzte ans Fanatische, dass Menschen aus der Episkopal-Kirche an einem schönen Sonnabend nachmittag in ihrem Wohnzimmer so etwas sagten! Mit recht vielen Gedanken im Herzen verabschiedeten sich mein Freund und ich und gingen heim. Auf dem Weg zum Auto sagte dieser: „Du mußt wohl heiliger sein, weil du in Zungen gesprochen hast und ich nicht!“

„Keith“, erwiderte ich, „wenn ich so eine Art Geschenk empfangen habe, so weiß ich dennoch nicht, was es ist. Ich muß erst nach Hause fahren und es auswickeln!“

Ich muß schon sagen, mir war leicht ums Herz — ich war von den Ereignissen des Nachmittags überhaupt nicht peinlich berührt —/ wenn ich auch das Gefühl hatte, dass irgendein großartiger geistlicher Durchbruch stattgefunden hatte.

Vier Tage lang dachte ich darüber nach und sprach selbst mit Elberta wenig, obgleich ich wußte, dass sie meine Aktivität mit größtem Interesse verfolgte. Wir glichen uns darin, dass wir dazu neigten, unsere tiefsten Gedanken und Empfindungen mit niemandem, nicht einmal miteinander, zu besprechen, wenn wir uns auch innerlich sehr nahe waren.

Es war ziemlich spät am darauffolgenden Mittwoch, so etwa gegen 22 Uhr, als ich mich entschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Mit meinem Mercury fuhr ich Richtung Monterey Park und klopfte wieder einmal an die vertraute Tür. John und Joan begrüßten mich aufs wärmste. Ich war jedoch ein wenig darüber beunruhigt, dass Frank, ihr junger Pastor, der mich ursprünglich mit ihnen bekannt gemacht hatte, auch anwesend war. Er ging noch immer sehr „wissenschaftlich“ vor, und ich empfand es als peinlich, in seiner Gegenwart um diese geheimnisvolle „Taufe im Heiligen Geist“ zu beten. Ich hatte das Gefühl, er würde mich gleichsam als Gegenstand irgendeines Laborversuchs beobachten!

Als John merkte, dass es mir peinlich war, sagte er: „Pater Bennett, wie wär's, wenn Sie und ich ins Nebenzimmer gingen und noch weiter darüber beteten?“ Ich war sofort einverstanden. Mein Interesse war immer noch sehr groß und mein Erlebnis vom vergangenen Sonnabend nachmittag faszinierte mich. Wir setzten uns jeder in eine andere Zimmerecke und begannen zu beten. Wieder unternahm er keinerlei Versuche, mich „anzukurbeln“, es war keinerlei Gefühlsaufwallung oder -erregung. Wieder betete ich sehr leise und vorsichtig, und dieses Mal begannen bereits nach etwa drei oder vier Minuten Worte in einer anderen Sprache über meine Lippen zu strömen. Es war die gleiche Sprache, so meinte ich wenigstens, die ich am vorherigen Sonnabend gesprochen hatte. Wieder spürte ich keinerlei Zwang. Ich konnte sprechen, wenn ich es wollte. Ich befand mich in keinerlei eigenartiger Geistesverfassung und war im vollen Besitz meiner sonst auch vorhandenen Geisteskräfte! Die Dynamik der neuen Sprache war gänzlich unter meiner Kontrolle, ob ich sprach oder nicht, ob ich laut oder leise sprach, schnell oder langsam, mit hoher oder mit tiefer Stimme.

Das einzige, das nicht von meinem Willen ausging, waren die eigentlichen Worte und Laute, die ausströmten, wenn ich sie ausströmen ließ. Wie hätte ich auch in einer mir unbekanntem Sprache Worte formulieren können? Es war mit dem Werk eines berühmten Komponisten vergleichbar: Ich konnte auf dem Klavier laut, leise, schnell oder langsam spielen; ich hatte die Freiheit, das Stück eine Oktave höher oder tiefer zu spielen, wenn ich es wollte; doch so lange ich — sagen wir einmal — Bach oder Chopin spielte, konnte ich nicht meine eigenen Noten spielen. Ich spielte ihre Noten, nicht weil ich unter dem Zwang stand, sondern weil ich es wollte. So war es auch mit dem Zungenreden. Ich sprach die Worte des Heiligen Geistes, nicht meine eigenen, aber ich sprach sie, weil ich es wollte und so, wie ich es wollte.

Noch immer verspürte ich nichts, was aus dem Rahmen des Gewöhnlichen fiel: keine große geistliche Inspiration, keine besondere innere Wärme der Gegenwart Gottes. Es war jedoch interessant und irgendwie erquickend, und so sprach ich einige Minuten lang weiter. Ich wollte gerade innehalten, als John sagte: „Höre nicht auf! Sprich weiter! Sprich weiter!“ Das erwies sich als guter Rat. Ich fuhr fort und ließ die neuen Worte über meine Lippen strömen. Nach drei oder vier Minuten begann ich etwas Neues zu verspüren. Diese Sprache wurde mir aus einer zentralen Stelle in mir gegeben, wo Gott war, meilenweit jenseits der Sphäre meiner eigenen Emotionen. Je länger ich sprach, desto mehr wurde ich mir der Gegenwart Gottes in mir bewußt. Die Worte hatten mir als Sprache nichts zu sagen, doch Gott wußte genau, was damit gemeint war. Gott als der, der in mir lebte, schuf die Sprache. Ich brachte sie zum Ausdruck, indem ich aus meinem Willen heraus den Worten die Stimme verlieh, und ich sprach zu Gott, der über und jenseits von mir war. Gott, der Heilige Geist, gab mir die Worte, um mit Gott, dem Vater, zu sprechen, und das geschah alles wegen Gott, dem Sohn Jesus Christus. Während ich weitersprach, hatte ich vor meinem geistigen Auge ein deutliches Bild von Jesus am Kreuz.

Jetzt brauchte man mich nicht dazu aufzufordern, weiter zu sprechen. Ich wollte weiter und weiter und weiter sprechen; und das tat ich ungefähr 30 Minuten lang, wobei ich diese schöne, mir unbekanntere Sprache über meine Lippen strömen ließ und in einer fließenden Beredsamkeit, die ich nicht für möglich gehalten hatte, mein Herz vor Gott, dem Vater, darlegte. Ich hatte oft beim Beten das Gefühl gehabt, dass es eigentlich so sehr viel mehr zu sagen gab, als ich mit Worten auszudrücken vermochte. An jenem Abend entdeckte ich, dass dieses eigenartige Phänomen schon allein deshalb so wertvoll war, weil ich über die Begrenzung meines Intellekts hinaus beten und Gott die Dinge sagen konnte, die zum Ausdruck gebracht werden mußten und für die ich keine eigenen Worte fand.

Der Apostel Paulus sagte: „Denn wie und was wir eigentlich beten sollen, wissen wir selbst oft nicht recht, aber der Geist Gottes tritt für uns ein mit seufzendem Flehen.“ An anderer Stelle sagt er: „Denn der Zungenredner redet nicht zu Menschen, sondern zu Gott. Kein anderer versteht ihn ja, vielmehr spricht er im Geist Geheimnisse aus“ (1. Korinther 14, 2). Doch während ich so weitersprach, ereignete sich noch etwas anderes. Ich wurde glücklicher und glücklicher! Die Gegenwart Gottes, die ich in jungen Tagen so deutlich als den wahren Lebenssinn erkannt hatte, hüllte mich nun nach den vielen, vielen Jahren der Dürre ein. Nie zuvor hatte ich die Gegenwart Gottes in solch einer Realität wie jetzt empfunden.

Ich wäre vielleicht erschrocken gewesen, wenn ich nicht erkannt hätte, dass diese Gegenwart des Herrn die gleiche war, die ich damals erfahren hatte, als ich Jesus zum ersten Mal annahm und die ich gekannt hatte, als ich während meiner Jahre im irdischen Beruf morgens früh aufstand. Nur war die Intensität und Realität dieses gegenwärtigen Erlebnisses weitaus größer als irgend denkbar. Wenn jene frühen Erlebnisse Blitzlichtern glichen, war dieses so, als habe jemand Flutlichter eingeschaltet! Die Realität Gottes war etwas, das ich durch und durch verspürte — sogar im Leibe. Doch anstatt mich zu fürchten, fühlte ich mich unheimlich glücklich, ja überglücklich.

John und ich gingen ins Wohnzimmer zurück, wo Joan und Frank warteten. Ich fragte sie: „Ist es wirklich wahr, dass ein Christ sich so fühlen kann, wie ich mich jetzt fühle?“

John und Joan nickten und strahlten über das ganze Gesicht. „Das haben wir ja die ganze Zeit gesagt!“ Mein Herz jubelte, doch ich konnte meine Gefühle nicht ganz in Worte kleiden. Ich sagte nur: „Ich bin überwältigt und werde mein ganzes Leben lang davon überwältigt sein!“ Welch eine Rückfahrt war das an jenem Abend! Innerlich jubelte ich noch immer, und meine Freude war überströmend. Ich merkte, dass ich sang. Ich sang den ganzen Weg, angefangen bei dem traditionellen „Introitus“ zum Pfingstfest: „Der Geist des Herrn erfüllt die ganze Welt, Halleluja...!“ bis zu einigen Evangeliumsliedern aus meiner Jugendzeit, die ich vergessen zu haben glaubte.

Es war lange nach Mitternacht, als ich schließlich ins Bett fiel. Ich meinte, ich würde vor Glück nicht einschlafen können, statt dessen fiel ich sofort in einen tiefen traumlosen Schlaf. Ich kann mich nicht einmal erinnern, je einen derart erquickenden Schlaf wie in jener Nacht gehabt zu haben. Ich erwachte nur einmal und merkte zu meiner Überraschung, dass diese wunderbare Freude und das Gefühl der Gegenwart Gottes noch bei mir waren. Ich wußte, dass rein emotional empfundene Erregung meist über Nacht verschwindet. Offenbar hatte ich etwas Tiefgreifendes erlebt als nur rein Gefühlsmäßiges — doch was war es? Auf jeden Fall war es eine gute Sache, und so drehte ich mich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Preis dem Herrn!

Eine übermütige Spottedrossel weckte mich am nächsten Morgen mit ihren neuesten musikalischen Darbietungen. Die Sonne strömte ins Schlafzimmer. Mein erster Gedanke war: Ist dieses wohlthuende Gefühl der Gegenwart

Gottes noch da?

Als ich meine Augen Öffnete, erfüllte mich jene wunderbare Freude des Vorabends, und zum ersten Mal in meinem Leben — außer im Laufe der vorschriftsmäßigen rituellen Gottesdiensthandlungen — sagte ich: „Preis dem Herrn!“

Ich sprang aus dem Bett, hinein in meinen Bademantel und in die Hausschuhe. Obgleich es noch früh war, war Elberta bereits damit beschäftigt, das Frühstück zu richten. Der Rest der Familie schlief noch oder tat wenigstens so! Ich umarmte meine Frau und gab ihr einen Kuß.

„Stell dir vor, was ich erlebt habe!“

„Ich brauche wohl nicht dreimal zu raten, wenn ich dein strahlendes Gesicht betrachte“, sagte Elberta, wobei sie zwei Scheiben Brot in den Toaster legte. „Na ja“, sagte sie, „ich habe gestern abend schon davon gewußt.“

„Wieso denn das?“ fragte ich erstaunt. „Du hast dich doch gar nicht gerührt, als ich ins Bett stieg.“

„Nein“, antwortete sie. „Aber etwas Eigenartiges geschah. Ich schlief fest, als du nach Hause kamst; aber als du deine Hand auf die Haustürklinke legtest, fuhr eine Art Kraftstrom — anders kann ich es nicht nennen — durchs Haus und weckte mich! Ich wußte sofort, was das zu bedeuten hatte und was du erlebt hattest. Ich war so müde, dass ich nicht wachbleiben konnte, aber ich wußte es!“

Nadi dem Frühstück zog ich mich in mein Studierzimmer zurück und begann den Schriftabschnitt für den Tag zu lesen. Laut Vorschriften muß ein Priester der Church of England täglich die für den Morgen und Abend bestimmten Gebetbuchtexte durchlesen. Obgleich die amerikanische Episkopal-Kirche keine solchen Bestimmungen kennt, hielt ich mich noch lange Jahre nach meiner Ordination daran. Später hatte ich es aufgrund meiner Geschäftigkeit bei dem Lesen der angegebenen Schriftstellen bewenden lassen: eine aus den Psalmen, eine aus dem Alten Testament und eine aus dem Neuen Testament.

Ich will nicht behaupten, dass ich bewußt viel Inspiration daraus erhielt — ich erfüllte lediglich meine mir selbst auferlegte Pflicht. Nach der Bibellese pflegte ich einige Minuten zu beten. Hin und wieder versuchte ich, diese Zeit des Gebets auszudehnen oder zu meditieren, war jedoch wenig erfolgreich darin gewesen. An diesem besonderen Morgen geschahen jedoch zwei Dinge. Ich Öffnete meine Bibel, um den Psalm und die Lektion zu lesen, und das Wort Gottes stach mir buchstäblich in die Augen! „Freut euch in dem Herrn allezeit, ja ich werde es wieder sagen: Freut euch! Dass doch alle Menschen etwas merken möchten von eurer Güte! Der Herr ist nahe! Darum sorgt euch in keiner Weise! Ihr dürft alle Anliegen im Gebet und Flehen mit herzlichem Danken vor Gott ausbreiten. Dann wird der Friede Gottes, der wahrlich hoher ist als unser Verstand, eure Herzen und euer ganzes Denken in der Geborgenheit durch Jesus Christus bestimmen und bewahren“ (Philipper 4, 4—7).

Diese Worte wogen schwer. Sie schienen eine Bedeutung und Kraft auszustrahlen, wie ich sie seit Jahren nicht mehr wahrgenommen hatte. Das ist eindeutig das Wort Gottes. Dann widmete ich mich dem Gebet und mußte wieder staunen. Sobald ich meine Aufmerksamkeit auf Ihn richtete, spürte ich sofort, dass zwischen mir und meinem himmlischen Vater eine neue Offenheit bestand. Er war da, und ich wußte es! Ich betete voll Zuversicht und Vertrauen.

Danach ging es ins Kirchenbüro. Ich wußte, dass dies der Ort war, an dem ich am ehesten jeden erworbenen Segen verlieren würde! Alle möglichen kleinen, irritierenden Probleme würden zweifellos auf mich einströmen, sobald ich das Zimmer betrat. „O Herr“, betete ich, als ich aus dem Haus ging, „ich verstehe nicht ganz, was mit mir los ist, aber ich fühle mich Dir so wunderbar nahe. Bitte hilf mir, es nicht zu verlieren.“ Und dann sprach ich in meiner neuen Sprache. Ich brauchte nur meinen Mund aufzutun, und schon waren die Worte da. Dieses Mal verspürte ich nicht die gleiche, dramatische „Erhebung“ wie am Vorabend. (Weshalb sollte ich auch? Ich lebte ja jetzt auf der neuen Ebene.) Ich sprach weiter und wurde erquickt. Der Kirchendiener erwartete mich an der Tür zu meinem Büro. „Äh, Pater Bennett, was sollen wir mit den Stühlen für morgen abend tun — Gemeindefest, wissen Sie?“

Geduldig erklärte ich, wie die Sitzordnung aussehen sollte. Gott sei Dank für einen intelligenten „Hausmeister“! Meine Sekretärin kam als nächste.

„Frau A. war eben hier. Sie war sehr böse, Pater Bennett!“

„Ach, weshalb denn?“

„Sie ist wohl zwei Wochen im Krankenhaus gewesen, und es hat sie niemand besucht. Sie sagte etwas davon, dass sie ihre Zuschüsse an die Kirche kürzen wolle.“

Ich seufzte.

„Hat sie irgend jemandem mitgeteilt, dass sie krank war?“

„Soweit ich feststellen konnte, nicht. Ihre Freundin, Frau B., wußte davon, aber sie hat uns nicht Bescheid gesagt. Sie wissen ja, wie es geht.“

„Und ob ... Ich fürchte, einige Leute wollen unbedingt einen Grund haben, um sich beschweren zu können; oder aber sie glauben, dass wir Pastoren Gedanken lesen können! Ich frage mich, ob sie gewartet hat, bis ihr Arzt von anderen erfuhr, dass sie krank war, oder ob sie es ihm telefonisch mitgeteilt hat.“ Meine Sekretärin grinste.

„Das ist noch nicht alles“, sagte sie munter. „Das kleine Fräulein C. ist Ihnen ziemlich böse! Sie ist zwei Wochen lang nicht zum Gottesdienst gekommen und nun erstaunt darüber, dass Sie am vergangenen Sonntag beim Verabschieden am Ausgang nicht sagten, wie sehr Sie sie vermißt haben.“ Ich seufzte zum zweiten Mal. Bei einem sonntäglichen Kirchenbesuch von durchschnittlich 1400 Menschen sollte ich genau wissen, wer dagewesen war und wer nicht. War ich denn Public Relations-Angestellter?

Ich grinste meine Sekretärin an: „Schon gut, schon gut. Ist denn zufällig irgend etwas Gutes passiert?“

„Sie machen doch wohl Scherze! Wegen so etwas kommt keiner zu uns — sie berichten doch nur das Unangenehme!“ Inzwischen hatte sich die Buchhalterin eingefunden. „Hallo — Pater Bennett“, rief sie freudig. „Haben Sie einen Augenblick Zeit?“

Das hatte ich. Es war ja schließlich mein Beruf, dauernd „Augenblicke“ zu haben.

„Sehen Sie sich das einmal an!“ sagte sie und hielt mir ein mit Zahlen übersätes Blatt vor die Augen.

„Ich sehe ja schon“, sagte ich und blinzelte die Hieroglyphen an. „Was hat das alles zu bedeuten?“

„Nur, dass wir mit unseren freiwilligen Beiträgen drei Wochen im Rückstand sind, mehr nicht, und das sind mehr als 6000 Dollar. Scotty rauft sich die Haare aus.“ (Scotty war unser Kassierer.)

„Sagen Sie ihm, dass ich am kommenden Sonntag alle maßgeblichen Leute bitten werde, einen eindringlichen Appell an die Gemeinde zu richten“, sagte ich grimmig. Warum in aller Welt konnten die Leute ihr Versprechen nicht halten und treu ihre Abgaben machen, ohne dauernd darum gebeten und angefleht werden zu müssen?! Schließlich war das meiste ja Gottes Werk!

Ich ging ins Büro und setzte mich. Ich überdachte die Lage. Ich fühlte mich noch immer so wohl! Während ich einen Augenblick innehielt, um geistig und geistlich „Luft zu schnappen“, sprudelte die in mir glühende Freude sanft auf, und ich jubelte innerlich über die Freundlichkeit der Liebe Gottes in mir. So hatte ich es noch nie erlebt! Wieder ließ ich das Lob aus mir herausströmen — in der neuen Sprache, wobei ich den Heiligen Geist die Worte eingeben ließ.

Immer noch voll Lobpreis, begann ich mich durch die Fülle von Briefen und Papieren hindurchzuwühlen. Anstatt über die morgendlichen Klagen und die endlos anmutende Arbeit verärgert zu sein, hatte ich das Verlangen, jemanden mein Büro betreten zu sehen, dem ich von dem Wunderbaren, was ich erlebt hatte, berichten konnte.

Fast augenblicklich klopfte jemand an die Tür, und herein trat eine kleine Frau, die ich gut kannte, und von der ich wußte, dass sie sich unermüdlich für die Kirche einsetzte. Sie sah aus, als sei sie am Ende ihrer Kräfte.

Ach, Pater Bennett“, sagte sie, indem sie sich abgespannt auf einen Stuhl fallen ließ, „ich muß einfach einmal mit Ihnen sprechen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Aber meine Religion befriedigt mich einfach nicht mehr.“

„Bleiben Sie ruhig sitzen“, befahl ich. „Ich muß Ihnen nämlich etwas erzählen!“ Und schon begann ich, ihr von all dem zu erzählen, was ich erlebt hatte. Zwei Dinge geschahen: Während ich ihr von meinem Erlebnis berichtete, begann mein eigenes Herz so wie am Vorabend zu jauchzen und zu jubelieren; und während ich erzählte, begann sie immer glücklicher auszusehen, bis sie schließlich am Ende des Gesprächs strahlend aus dem

Büro hinausging! Später begann sie in Zungen zu sprechen. Sie war die erste von vielen. Ich mußte feststellen, dass meine Seelsorgetätigkeit ganz anders wurde. Ich kam jetzt nach einer kurzen Zeit des Fragens nach dem Grund des Kommens und nach dem Ergehen zur eigentlichen Sache: „Kennen Sie Gott? Haben Sie Jesus Christus angenommen?“ Oft endete die Seelsorgeberatung damit, dass ich für die betreffende Person betete, damit sie Jesus annehmen und mit dem Heiligen Geist erfüllt werden möge.

Als ich kurz vor 12 Uhr das Büro verließ, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, dass die Freude noch immer in mir war, und ich fuhr, von der Liebe Gottes durchströmt, nach Hause.

Der folgende Abend war ein sehr seltener Luxus: ein Abend zu Hause im Kreise der Familie. Ich entspannte mich bei einer Runde „Monopoly“ mit Elberta und den Kindern, und als ich gerade „Boardwalk“ und „Park Place“ gekauft hatte und einige Hotels darauf bauen wollte, klingelte das Telefon. „Pater Bennett, könnten Sie bitte sofort zu uns kommen? Großvater ist ganz plötzlich heute nachmittag gestorben!“ Hs war der Vater einer der treuesten Familien der Gemeinde. Er erzählte, dass der Großvater unerwartet und ohne vorherige Warnung gestorben sei. Die Familienmitglieder waren eng mit einander verbunden, und so waren sie natürlich zutiefst betrübt.

Eilig machte ich mich auf den Weg. Diese Art Besuche lasteten schwer auf mir. Was kann man einer Familie zu solcher Zeit sagen? Gewöhnlich schwieg ich bei solchen Besuchen lieber teilnahmsvoll, als dass ich mich in Banalitäten erging. Heute war es anders. Während ich im Wagen saß, pries ich den Herrn und betete auf englisch und „im Geiste“. Bei der Familie angekommen, war ich wegen der deutlich spürbaren Nähe Gottes zuversichtlich; und während ich bei der Familie saß und das sagte, was mir der Herr eingab, war ich mir dessen sehr bewußt, dass ich genau das Richtige sagte, um Trost und Verständnis zu übermitteln. Selbst die jungen Enkelkinder hörten aufmerksam zu, und als ich an jenem Abend das Haus verließ, schüttelte mir der Vater der Familie lange die Hand und sagte: „Wir können Ihnen nicht genug danken. Sie haben das Richtige gesagt.“ Dieses neue Bewußtsein, das mich erstaunte und erfreute, schien sowohl den Schlaf als auch meinen wachen Zustand zu durchdringen.

Die großen geistlichen Kapazitäten beklagen die Tatsache, dass jemand wohl im wachen Zustand Gott zu gefallen suchen mag, doch im Schlaf darunter zu leiden habe, dass der Teufel freie Bahn hat! Wie kann ein Mensch in seinen Träumen Christ sein? Bis zu dieser Zeit waren meine Träume wie die der meisten Menschen: gemischt, manchmal furchterregend, ohne viel Sinn, außer wenn sie Frustration, Furcht oder ein unterdrücktes Verlangen zum Ausdruck brachten. Jetzt veränderte sich mein Traumleben schlagartig so deutlich wie mein waches Leben. Ich begann in meinen Träumen an Gott zu denken und sowohl im wachen Zustand als auch des Nachts beim Schlafen als Christ zu leben. Die gleichen moralischen Werte galten in meinen Träumen wie beim Wachen! Ich entdeckte, dass ich bei bösen Traumerlebnissen Jesus um Hilfe anflehte. Ich träumte oft, dass ich für Kranke betete, predigte, Teufel austrieb, und was noch am Herrlichsten war, dass ich Gott lobte! Manchmal wachte ich auch mit dem Wissen auf, dass Gott mich im Schlaf erquickt hatte, ohne dass ich mich daran erinnern konnte, wie das geschehen sein mochte, doch im Bewußtsein, dass Er unbedingt da war!

All diese Dinge waren unbeschreiblich wunderbar, doch bald geschah etwas anderes, etwas, das genauso wichtig war. Wie wohl die meisten Christen auch, hatte ich mich oft bemüht, mein Leben ganz Gott auszuliefern. Das war mir irgendwie nicht geglückt. Ich mochte noch so viel über „Hingabe“ und „Übergabe“ sagen, die Tatsache war die, dass mein Leben immer wieder zu mir zurückzuhüpfen schien, und zwar sehr schnell. Ich dachte gerade wieder einmal eines Abends darüber nach, als ich mich auf dem Weg an der St. Markus-Kirche vorbei befand. Die herbstregennasse Straße glitzerte im letzten Licht des dunkelnden Himmels, und es spiegelten sich darin die gerade aufleuchtenden Straßenlaternen.

Während ich mich der großen Kreuzung vom Sherman Way und dem Van Nuys Boulevard näherte und nach links einbiegen wollte, sagte ich plötzlich: „Herr, ich übergebe Dir mein Leben. Ich weihe mich Dir ganz!“ Das hatte ich schon mehrere Male gesagt, doch dieses Mal geschah etwas! Mir war, als antworte Gott mir: „Gut! Ich nehme dein Angebot an!“

Meine Reaktion war durchaus nicht typisch für mich, denn dieses Erlebnis war derart real, dass ich zu weinen begann und mein Auto am Straßenrand abstellen mußte, bis ich meine Fassung zurückgewann. In jenem Augenblick wußte ich zu meiner unaussprechlichen Freude, dass Gott mein Angebot tatsächlich angenommen hatte, und dass es kein Zurück gab, selbst wenn ich gewollt hätte, was ja nicht der Fall war! Gott hatte mir anstandslos die Gaben des Heils und des Pfingsterlebnisses gegeben, und jetzt bot ich Ihm das einzige, was ich besaß — mich selbst!

Herrliche Gemeinschaft

Etwa drei Tage nach meinem „Pfingsten“ rief mich Frank an. „Dennis, wir haben noch einen Priester der Episkopal-Kirche ausfindig gemacht, der in Zungen spricht! Wir wollen uns heute abend treffen. Würdest du auch kommen?“

Frank rief nicht nur mich an, sondern alle, die vor kurzem in seiner Gemeinde die Taufe im Heiligen Geist empfangen hatten. Es handelte sich um 14 Mitglieder der Episkopal-Kirche, die in einer Wohnung im Monterey Park zusammenkamen, um einen jüngeren Mann aus Texas kennenzulernen, dessen runder Kragen ihn als Geistlichen auswies. Er sprach ein wenig über seine eigene Person und wie er die Kraft des Heiligen Geistes vor etlichen Jahren empfangen hatte. Von den übrigen Anwesenden hatten alle bis auf zwei die Geistestaufe empfangen, und ironischerweise war einer von diesen zwei Frank, derjenige also, der mich in erster Linie auf die Sache aufmerksam gemacht hatte.

Frank hatte zu uns übrigen gesagt: „Geht doch einmal dorthin und probiert es!“ Doch selbst war er „objektiv“ geblieben, obgleich er in Wirklichkeit wärmer und wärmer wurde! Zu dem Priester aus Texas sagte er schließlich: „Beten Sie heute abend bitte nicht für mich! Ich werde morgen um die Geistestaufe bitten, heute abend noch nicht!“

Während der junge Texaner sprach, verkrampfte sich Frank zusehends. Ich konnte es spüren. Mir war, als säße ich neben einer strammen Sprungfeder! Hin und wieder flüsterte er mir seinen Kommentar ins Ohr: „Das ist lächerlich!“ Dann begann unser Gast zu beten. Ich hatte noch nie jemanden so beten gehört, wie er es tat. Er war sehr informell, fast „kameradschaftlich“ mit Gott. Er bediente sich keiner Gebetbuchsprache, keiner Wendungen aus dem antiquierten Sprachgebrauch und erging sich nicht in großartigen Anreden wie „Allmächtiger Gott“, Erhabener Herr“ oder dergleichen.

Er sagte schlicht: „Lieber Vater...“, als empfände er genau das! Während er betete, begann etwas zu geschehen: Der Geist in mir begann vor Freude zu hüpfen. Die Nähe des Herrn, die ich bereits gespürt hatte, wurde noch greifbarer. Mir war, als senke sich die Herrlichkeit des Herrn auf uns und ruhe auf jener kleinen Schar. Dann wurde mir klar, dass die anderen das gleiche empfanden. Treue, alte, mufflige Episkopale und andere begannen vor Freude zu lachen oder leise zu weinen, während sie die erstaunliche Realität der Liebe Gottes verspürten. Gott war so spürbar da, dass wir das Gefühl hatten, wir könnten Ihn fast mit der Hand berühren.

Trotz meiner eigenen freudigen Beteiligung konnte ich nicht umhin, die Reaktion der beiden noch nicht geistgetauften Männer wahrzunehmen. Frank wurde immer verkrampfter, während der Laie, der die Taufe im Heiligen Geist noch nicht erlebt hatte — später erlebte auch er sie —, sich verwirrt umsah, um zu erfahren, weshalb sich seine Freunde so eigenartig benahmen. Ganz offensichtlich genossen beide nicht die enorme Liebe und Freude, die wir verspürten.

Plötzlich begann der Leiter für Frank zu beten. Er nannte ihn nicht bei Namen, sondern bat lediglich darum, dass auch er mit dem Heiligen Geist getauft würde. Die Wirkung setzte fast augenblicklich ein. Nach etwa *jo* Sekunden sprang Frank auf, wobei von seinen Lippen ein herrlicher Strom einer neuen Sprache floß. Noch nie habe ich jemanden so schnell sprechen gehört! Er stand auf, er setzte sich hin. Er begann im Zimmer umherzulaufen, hin und her, hin und her, wobei er ununterbrochen in neuen und unbekanntenen Worten Gott pries. Er war in die Herrlichkeit Gottes eingehüllt. Wir anderen jubelten! Es war wunderbar, es war herrlich und auf eine göttliche Weise komisch. Wir klopfen uns sogar gegenseitig auf die Schulter und sagten: „Preis dem Herrn! Ist Er nicht wunderbar!“ Uns war zumute, als erlebten wir sämtliche Geburtstagsfeiern auf der ganzen Welt auf einmal!

Franks Anblick hätte uns dazu veranlassen können, zu meinen, er sei gänzlich „von Sinnen“, in „Ekstase“, aber dem war absolut nicht so. Er war von Gott ergriffen und durchaus im vollen Besitz seiner Sinne. Diese Tatsache wurde deutlich, als er plötzlich mitten in seinem Redefluß innehielt und in einem fast geschäftsmäßigen Ton sagte; „Ja, ja, ich habe ja immer gesagt, wenn ich jemals in Zungen spreche, dann hätte ich für diesen Anlaß ein Gedicht!“ Frank hatte eine Vorliebe für selbstgedichtete humorvolle Verse, und so gab er eine Parodie auf das Lied aus „My Fair Lady“ zum besten: „Ich sprach die ganze Nacht in Zungen, ich sprach die ganze Nacht in Zungen und pries den Herrn den ganzen Tag . . .“ Ohne Übergang strömte aus seinem Munde in einer unbekanntenen Sprache seine Liebe zu Gott, und an jenem Abend brachten wir kaum noch ein englisches Wort aus ihm heraus!

Wenn der Umgang mit Gott für uns noch nicht zum schönsten und befriedigendsten Erlebnis auf der ganzen Welt geworden ist, was werden wir dann im Himmel anstellen? Werden wir uns dann mit interplanetarischem

Golf beschäftigen oder ein translunares Bridgespiel veranstalten oder uns in einem himmlischen Hobbyraum aufhalten müssen, um die Langeweile zu vertreiben, die durch die „bloße“ Gemeinschaft mit Gott entsteht?

Wie für die meisten Christen auch, hatte bis zu diesem Zeitpunkt eine Gebetsstunde für mich genauso verlockend geklungen wie eine Beerdigung! Ich hatte nie einer Kirche angehört, die so etwas wie eine Gebetsstunde kannte! (Meine Gemeinde hatte eine Gebetsgruppe, die zusammenkam, um eine lange Liste von Namen vorzulesen und einige schriftlich fixierte Gebete für die Kranken zu sprechen. Es war ein aufrichtiger Einsatz und nicht ohne Resultate, doch alles andere als erquickend!)

Jetzt nahm diese neue und wunderbare Gemeinschaft mit Gott und untereinander die erste Stelle in unserem Leben ein. Wir kamen zusammen, um zu beten, nicht aus einem Pflichtgefühl heraus, sondern weil es sich um etwas handelte, das wunderbarer war als alles andere, was wir erlebt hatten. Gott war mit uns, und wir wußten es alle und erlebten Seine Gegenwart miteinander.

Die ersten Gebetszusammenkünfte kreisten darum, dass wir für die Mitmenschen beteten, damit sie auch den Heiligen Geist empfangen, denn wir entdeckten bald, dass alle, die darum baten, empfangen, so wie es Jesus verheißen hatte. Zuerst bewegte sich ein steter Strom in Richtung John und Joans Haus. Doch wir merkten bald, dass man den Heiligen Geist genausogut in Bobs oder in Dons Haus oder gar im Pfarrhaus empfangen konnte. Wenn wir zusammenkamen, um mit einem neuen „Kandidaten“ zu beten, wurden wir alle so von neuem inspiriert, dass wir Ihn nur loben und gemeinsam lieb haben konnten, auch dann noch, wenn der frisch im Heiligen Geist Getaufte bereits Gott in neuen Zungen pries!

Dann begannen wir aus dem einfachen Anlaß zusammenzukommen, um Gemeinschaft miteinander zu pflegen, ob jemand anwesend war, der den Pfingstsegen noch nicht erlebt hatte und ihn im Gebet suchen wollte oder nicht, denn es war immer wieder so herrlich, die Liebe Gottes zu erleben.

Diese Zusammenkünfte im häuslichen Rahmen waren zunächst immer sehr locker gehalten. Wir bemühten uns um keine formelle Zeiteinteilung. In den ersten 30 Minuten unterhielten wir uns zwanglos und tranken Kaffee miteinander. Ein halbes Dutzend Zigaretten und eine oder zwei Pfeifen stießen blauen Dunst in den Raum — denn wir Episcopale sahen damals noch keine Verbindung zwischen Rauchen und Religion, weder positiver noch negativer Art!*

Selbstverständlich wurde viel gesungen. Ich entsinne mich noch, wie ich zum ersten Mal ein Liederbuch mit Evangeliumsliedern mitbrachte.

** Ich selbst war bis zu meiner Taufe im Heiligen Geist ein mäßiger Raucher. Unmittelbar nach meiner Geistestaufe war es mir physisch unmöglich zu rauchen! Wir sahen keine Notwendigkeit darin, ein besonderes Problem daraus zu machen. Einer nach dem anderen hörte nach seiner Taufe im Heiligen Geist mit dem Rauchen auf — ohne dazu aufgefordert zu werden, so dass später kaum noch geraucht wurde. Das hat mir manches Kopfzerbrechen bereitet. Viele derer, die das Rauchen aufgaben, hatten eindeutig schlimmere Angewohnheiten und Probleme, die unbedingt einer Klärung bedurften: ungezügelter Essensgewohnheiten und andere Unmäßigkeiten, ganz zu schweigen von Schwatzaftigkeit, Mangel an Ehrlichkeit, Stolz und allen anderen Sünden, derer unsere gefallene Menschheit fähig ist. Die beste Erklärung, die ich zu bieten habe, ist die, dass solche Dinge wie Unmäßigkeit im Rauchen oder Trinken, schlechte Redensarten und so weiter äußere Symptome tiefer liegender Probleme sind.*

Da sie äußerlich sind, können sie äußerlich behandelt werden. Es braucht jedoch sehr viel länger, um die Neigungen des Herzens umzugestalten. Es ist wichtig, dass diese äußeren Gewohnheiten verändert werden, doch es ist auch wichtig, eine Veränderung dieser äußeren Gewohnheiten nicht, wie viele es irrtümlicherweise tun, mit „Heiligung“ gleichzusetzen. Heiligung ist Sache des Herzens.

Viele von diesen Leuten hatten noch nie ein Evangeliumslied gehört. Sie waren mit „gepflegter Musik“ aufgewachsen! Ich habe nichts gegen die herrlichen Kadenzen eines Bach/sehen Chorals oder die gute Dichtkunst eines erbaulichen Kirchenliedes, doch diese Stücke sind „arrangiert“ und eignen sich für professionelle Sänger. Wenn jedoch eine Gruppe von schlichten Durchschnittsmenschen Freude am Singen haben soll, dann ist es besser, ein Lied auszusuchen, zu dem sie in die Hände klatschen können, etwas mit punktierten Achteln und lebhaftem Rhythmus.

„Weshalb sollten alle netten Melodien dem Teufel vorbehalten sein?“ fragte General Booth — und wir schließen uns ihm an, indem wir sagen: „Ja, weshalb eigentlich?“ Auf jeden Fall entdeckten diese „Hochkirchler“ die Evangeliumsmusik, und sie gefiel ihnen ohne Einschränkung! Dann stießen sie auf Chorusse — jene kurzen

Lieder, die leicht zu lernen sind und die man während der Lob- und Dankversammlung beliebig anstimmen konnte.

Im Verlaufe dieser Versammlungen ergab es sich, dass irgend jemand einen Chorus oder ein Evangeliumslied anstimmte. Kaffeetassen und Zigaretten wurden dann beiseite gelegt, und schon ging es los. Es wurde vielleicht eine halbe Stunde oder gar eine Stunde lang gesungen, und das war ein eindeutiges Zeichen dafür, dass etwas unbedingt Umwälzendes geschehen war. Diese Leute, die unter keinen Umständen den Mund aufgetan hätten, um nach einem Ballspiel oder bei der Verleihung einer Doktorwürde in die Nationalhymne einzustimmen, und deren klägliche Versuche beim sonntäglichen Gemeindegesang zweifellos Generationen von Pastoren zur Verzweiflung gebracht hatten, sangen unermüdlich weiter. Ein Chorus folgte dem anderen, und selten verging ein Abend, an dem wir nicht ein oder zwei neue Lieder lernten.

Dem Gesang folgte etwas ebenso Ungewohntes: Wir lobten Gott. Dabei handelte es sich nicht um Dankgebete, sondern um ein schlichtes Preisen, das nicht nur unsere Zusammenkünfte, sondern auch unseren persönlichen Alltag bestimmte. Der Prophet Jesaja schrieb: „Des Jahres, da der König Usia starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl, und sein Saum füllte den Tempel. Seraphim standen über ihm; ein jeglicher hatte sechs Flügel: mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße, und mit zweien flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll!“ (Jesaja 6,1-3.)

Einige Wochen nach meiner Taufe im Heiligen Geist erhielt ich einen Anruf von der Leiterin der Gemeindebibliothek. Sie war eine sehr gebildete Person im besten Sinn des Wortes, eine würdige, kultivierte Dame, die ein oder zwei Tage zuvor den Heiligen Geist empfangen hatte.

Sie sagte: „Guten Morgen, Pater Bennett. Ich möchte mit Ihnen über einige Bücher sprechen.“

Ich antwortete: „Guten Morgen, Madelyn, Preis dem Herrn!“ Sie antwortete: „Amen! Preis sei Gott!“ Ich sagte: „Preis sei Gott!“ Sie sagte: „Gepriesen sei Sein Name!“ Ich sagte: „Amen!“

So sprachen wir etwa fünf Minuten lang miteinander, so sehr waren wir am Telefon entflammt vom Preisen und Verherrlichen Gottes! Gemeinsam nahmen wir teil am Erlebnis der Seraphim vor dem Throne Gottes. Schließlich sagte ich: „Madelyn, wir müssen uns noch über die Bücher unterhalten!“ Wir mußten uns wirklich bewußt darum bemühen, aus der freudigen Gemeinschaft herauszukommen und unsere Aufmerksamkeit auf derart alltägliche Dinge zu richten.

Diese neue Tätigkeit des Preisens schien in unseren Zusammenkünften der Ursprung der Kraftauswirkungen und der Freiheit zu sein. „Vater, ich habe Dich Heb!“ „Jesus, Du bist wunderbar!“ „Gepriesen sei Gott!“ „Preis dem Herrn!“ „Dank sei Dir, Jesus!“ „Halleluja!“ Ungefähr 20 bis 30 Menschen priesen Gott ganz spontan mit einem Mal. Die meisten hatten ihre Augen geschlossen, einige richteten ihren Blick nach oben, und eine Anzahl Hände waren emporgestreckt in jener zeitlosen Gebethaltung. Die Stimmen vermischten sich zu jenem Murmeln, wie es der Schreiber der Offenbarung gewiß meinte, als er vom „Rauschen gewaltiger Wasserfälle“ sprach. Solch ein Loben dauerte fünf oder zehn Minuten und wiederholte sich mehrere Male am Abend.

In solch einem Rahmen war es ganz natürlich, dass wir beteten, doch es war eine andere Art Gebet. Die alten Formalitäten mochten in der Kirche angebracht sein — und diese Leute waren treue, regelmäßige Gottesdienstbesucher —, doch ein formelles Gebet schien irgendwie nicht zu der engen Gemeinschaft zu passen, die wir mit Gott und einander erlebten. Es war ganz anders. Paulus sagte, dass der Geist Gottes in uns uns dazu veranlassen würde: „Abba!“ (Römer 8,15) zuzurufen! „Ab“ ist ein aramäisches Wort und bedeutet „Vater“ im formellen Sinne, und „Abba“ ist das gleiche Wort in der Kindersprache und entspricht unserem „Papa“. So waren unsere Gebete kindlich und einfach, im Gesprächston — wir unterhielten uns mit dem Vater in einer neu gefundenen Freiheit, die jedoch eigenartigerweise sehr viel kraftvoller und wirkungsvoller war als alles bisher Erlebte.

Ungefähr eine Woche nachdem ich die Taufe im Heiligen Geist erlebt hatte, beteten wir auf einer solchen Zusammenkunft mit Elberta. Sie war schon seit dem ersten Abend, den wir mit John und Joan verbrachten, für die Taufe im Heiligen Geist bereit gewesen, und jetzt, wo ich im Heiligen Geist getauft worden war, hielt sie nichts mehr zurück. Als wir uns um sie scharten und beteten, wurde sie so voll des Heiligen Geistes, dass sie sich unter dem schieren Druck des Jubels und der Freude in Gott kaum noch von ihrem Stuhl erheben konnte; doch es gelang ihr nicht, die „Sprachmauer“ zu durchbrechen und in einer neuen Sprache zu sprechen!

Ab, ba, ab, ba ...“ Mehr konnte sie nicht herausbringen, doch es war ein guter Anfang, denn nichtsahnend schrie

ihr Geist wie ein Kind: „Lieber Vater!" Es war ein wunderbar natürlicher Anfang/ doch sie schien nicht weiter durchdringen zu können.

Auf der Oberschule habe ich im Spanischen die Note »ausreichend« bekommen, weil ich den Mund nicht auf tun wollte um die Worte auszusprechen", sagte sie. „Das muß wohl so ungefähr das gleiche sein!"

Elberta war zum Überfließen gefüllt, sehnte sich jedoch nach der vollkommenen Freiheit im Geist und einer sprudelnden himmlischen Sprache. Inzwischen empfangen viele Freunde aus der Gemeinde den Heiligen Geist.

„Telefon!" Es war kurz vor Mitternacht. „Wer mag das wohl sein?"

„Dennis!" rief die Stimme am anderen Ende der Leitung. „Mary ist vor zwei Stunden im Heiligen Geist getauft worden und spricht seitdem ununterbrochen in Zungen! Mann, ist das ein Segen! Wir mußten euch einfach anrufen und es euch erzählen!"

„Na?" Elberta sah mich ein wenig grimmig an, als ich den **Hörer** auflegte. „Noch jemand?"

Ich nickte.

Elberta seufzte. Sie wußte, dass diese Leute eine Freiheit und Freude im Herrn empfanden, die sie noch nicht besaß, und sie wußte auch, dass das mit ihrer Zunge zu tun hatte, die sich irgendwie nicht lösen wollte!

Etwa sechs Wochen später, als ich eines Abends spät von einer Versammlung nach Hause kam, wartete Elberta noch auf mich.

„Bist du noch auf, Liebling?" fragte ich. „Es ist **doch** schon **nach** 23 Uhr."

Ich blickte sie noch einmal an. Die Freude in ihrem Gesicht verriet alles. Ich hob fragend meine Augenbrauen. „Hast du?"

«Ja!" sagte sie freudig. „Ich habe **heute meine neue Sprache** bekommen!"

„Wie ist's denn passiert?"

»Ich kniete mich am Bett nieder, um zu **beten, und sagte: »Herr, ich werde erst dann aufstehen, wenn ich in Zungen spreche.«**«"

Sie kicherte. „Ich habe eine Weile gerufen, aber es hörte sich albern an. Dann habe ich eine Weile geflüstert, und das war auch nicht besser. Dann bin ich auf den Knien eingeschlafen, und als ich erwachte, sprach ich mit dem Herrn in einer neuen Sprache!"

Bei unseren wöchentlichen Zusammenkünften wurde viel in Zungen gesprochen, doch meistens kaum oder eben hörbar, mit Ausnahme der Zeiten der allgemeinen Anbetung, wo einige in einer unbekanntten Sprache Gott priesen, genauso wie andere auf Englisch beteten. Hin und wieder geschah es im Verlaufe solcher Zusammenkünfte, dass einer oder zwei, jedoch nicht mehr als die biblischen „zwei oder drei" vom Heiligen Geist geleitet in ihrer geistlichen Sprache zu sprechen begannen, in welchem Falle dann alle anderen innehielten und zuhörten und auf die Auslegung warteten, die laut Paulus einer an die Allgemeinheit gerichteten Botschaft in neuen Zungen folgen muß; das heißt, dass jemand, entweder der Zungenredner selbst oder aber irgend jemand anderes vom Heiligen Geist geleitet die allgemeine Bedeutung des in Zungen Gesprochenen wiedergab.

Ich habe eine Auslegung gehört, die von fünf Personen gegeben wurde, die an verschiedenen Plätzen im Raum saßen. Einer der Ausleger hielt mitten im Satz an, und am anderen Ende des Raumes griff ein anderer den Satz ohne Zögern auf. Ich wußte, dass sich die Redner nicht kannten und es sich somit nicht um etwas Einstudiertes handeln konnte, und dennoch wäre es unmöglich gewesen, den Satz so reibungslos zusammenzufügen, wenn keine höhere Mitwirkung dabei gewesen wäre! Bei einer anderen Zusammenkunft wurde eine Auslegung nach einer „Botschaft in Zungen" gebracht, und anschließend sagte eine dritte Person: „Pater Bennett, ich möchte nur sagen, dass ich die gleiche Auslegung hatte."

Dann fragte ich: „Wie viele von euch hatten eine ähnliche Auslegung bereit?" Sieben meldeten sich! Angesichts solchen Beweismaterials dürfte es schwerfallen, ein Wirken des Heiligen Geistes zu leugnen!

Außer Zungen und ihre Auslegung gab es Prophetie, was die Bibel nicht als „Voraus-Sagen“ sondern vielmehr als „Aus-Sagen“ bezeichnet. Dabei handelt es sich um göttliches Reden in einer bekannten Sprache, das zur Ermutigung, Stärkung, Segnung und manchmal auch zum Offenbaren Seiner Zukunftsabsichten geschieht. Die Gabe der Prophetie ist kein Blick in die „Kristallkugel“ und kein „Wahrsagen“. Gott offenbart Seine Absichten! Manchmal fühlte sich jemand geleitet, Worte der Ermutigung zu bringen, so wie zum Beispiel: „Der Herr möchte dir sagen: »Mein Kind, dein Leben ist wie ein Stoff, außen glatt und gut verarbeitet, doch innen voller Knoten und Unebenheiten. Wenn du nur zuläßt, will Ich dein Leben so machen wie Meines, dass es wie feines Leinen wird, wie Damast — außen wie innen gleich schön. Laß Mich Meinen Charakter in den Stoff deines Lebens hineinweben. Ich werde daraus das machen, was Mir wohlgefällt, und du sollst auf neue Weise Meine Hand auf deinem Leben erfahren. Mein Kind, Ich habe dich lieb! Du sollst Mein Werk sein und in Mein Ebenbild hineingestaltet werden!«“

„Preis dem Herrn!“ Wie sich Wasser sanft kräuselt, ertönt allgemeines Lob. Bestimmte Personen fühlen sich durch diese Worte angesprochen. Vielleicht wurde ihnen etwas deutlich, was Gott ihnen im Laufe der Woche oder gar am gleichen Tage gesagt hatte. Gewöhnlich stimmen wir nach diesen Worten der Erbauung in einen Chorus ein. Solche Zusammenkünfte dauern oft bis 1.30 Uhr morgens und enden nur deshalb, weil wir nach Hause gehen müssen. Ganz besonders Hartnäckige beten vielleicht weiter bis 4.00 Uhr morgens. Das ist entscheidend anders als früher — bei den Parties, die bis in die frühen Morgenstunden dauerten und einen Kater zur Folge hatten! All das war sehr erregend, doch das vielleicht Eindrücklichste daran war, dass das Leben dieser Menschen anders zu werden begann. Eine neue Liebe und Mitgefühl um den nächsten Mitmenschen begann sich kundzutun, ebenso wie um den entfernteren Stehenden. Sie wiesen die gleiche Bereitschaft und den gleichen Willen zum persönlichen Einsatz auf wie die ersten, die in Franks Gemeinde im Heiligen Geist getauft wurden. Ganz plötzlich zeigten sie auf praktische Weise, dass sie „Teil der Antwort“ und nicht mehr „Teil des Problems“ waren.

6

Noch mehr inbegriffen

Wenige Tage nachdem ich im Heiligen Geist getauft worden war, empfing mich Elberta eines Abends an der Haustür mit besorgtem Blick und ein wenig beunruhigt. „Conrad hat ein Problem“, sagte sie. „Du weißt doch, dass er heute abend zu einer Geburtstagsfeier gehen wollte.“ „Hm. Was ist denn los?“

Conrad, unser Jüngster, war mit seinen zwölf Jahren zu einer Geburtstagsfeier am Abend eingeladen, aus welchem Anlaß er zum ersten Mal bei seinem Freunde im „Sonntagsstaat“ zu erscheinen hatte. Sein erster wirklich dunkler Anzug, sein weißes Hemd und das dazu passende Halstuch waren bei uns zu Hause die Sensation der Woche gewesen!

„Na ja, du kennst doch Con. Er zog seinen neuen Anzug sehr früh an und mußte dann unbedingt draußen mit der Katze Dummheiten machen. Duffy kletterte auf einen Baum. Conrad versuchte sie herunterzuholen, und dabei ist ihm ein Stückchen Baumrinde ins Auge hineingekommen. Ich habe es herausholen können, doch sein Augapfel scheint ein wenig angekratzt zu sein. Ich glaube nicht, dass er überhaupt an der Feier teilnehmen kann. Das Auge schmerzt zu sehr.“

Ich murmelte teilnahmsvoll und ging dann meine Hände waschen. Auf dem Rückweg vom Badezimmer ging ich zu dem Unglücklichen ins Zimmer. Er lag, mit einem Wattebausch auf dem Auge, trostlos dreinblickend auf seinem Bett. „Pech gehabt, Junge“, sagte ich. Ohne viel darüber nachzudenken, legte ich ihm die Hände auf und betete leise. Dann ging ich ins Eßzimmer und setzte mich an den Abendbrottisch.

„Komisch“, sagte Elberta einige Minuten später, als sie aus Conrads Zimmer herauskam. „Ihm geht es ausgezeichnet. Sein Au8° hörte plötzlich auf zu schmerzen, und nun kann er doch zur Feier gehen!“ Und tatsächlich erschien Conrad freudestrahlend mit einem eingewickelten Geschenk unter dem Arm. Ich erzählte Elberta nichts von dem Gebet, doch meine Augen wurden ein wenig größer. Heilung? War das auch inbegriffen? In unserer Gemeinde beteten wir für mindestens 1000 Menschen jährlich, damit sie von dieser oder jener Krankheit geheilt würden. Wir führten wöchentlich am Donnerstagsmorgen in Verbindung mit dem Abendmahl einen besonderen „Heilungsgottesdienst“ durch und luden auch von Zeit zu Zeit jemanden ein, der dann eine „Heilungsevangelisation“ durchführte. Wenige Monate zuvor hatten wir solch eine Mission unter der Leitung eines bekannten Mannes aus England durchgeführt. Es war eine inspirierende Woche, und der Redner hielt

hervorragende Vorträge über die heilende Kraft Gottes. Hunderte kamen zu den Abendgottesdiensten, und viele von ihnen traten an den Altar und baten um Fürbitte. Sicherlich wurde vielen große Hilfe zuteil, und zweifellos geschahen Heilungen, von denen wir nicht hörten, doch am letzten Abend der Mission formulierte Elberta die Frage, die auch mich bewegt hatte: „Es war wunderbar“, sagte sie. „Ich weiß, dass vielen geholfen wurde und viele ermutigt wurden, aber —“, dann sah sie mich einen Augenblick lang an, „wo sind die Heilungen?“ Dann merkte ich, dass sie, genau wie ich auch, wider alle Hoffnung gehofft hatte, dass irgend jemand sich von seinem Rollstuhl erheben oder seine Krücken fortwerfen würde oder bestimmte Zeichen einer Heilung zutage treten würden — so wie wir sie in der Bibel lasen.

Ich habe schon am Altar unserer Kirche gekniet und gesagt: „Herr, wo ist die Kraft, die Du uns verheißen hast?“ Meine Rolle als „Verkehrspolizist“, wobei ich entschied, welche Menschen fachkundigere Hilfe benötigten, als ich ihnen zu geben vermochte, und meine Rolle als „arme-Leute-Psychiater“, wobei ich demjenigen half, der nicht zu sehr aus der Bahn geworfen war, hatte mich manches Mal betrübt.

«Sie sind zu krank, als dass ich ihnen helfen könnte, Frau Meyer. Sie müssen einen Arzt aufsuchen.» — „Sie sind innerlich zu aufgewühlt, Frau Schmidt. Sie müssen einen Psychiater aufsuchen.“ „Ihre Familienverhältnisse sind zu verworren, als dass ich Ihnen helfen könnte, lieber Herr Schulze, liebe Frau Schulze. Sie müssen ein Eheberatungsinstitut oder einen Anwalt aufsuchen.“ So schien es dauernd auszusehen.

Ich hatte mir oft die Frage gestellt: „Wenn du ein persönlicher Vertreter Jesu Christi bist, weshalb bist du dann in schweren Fällen lediglich ein »Überweisungsbüro«?“ Wenn Jesus einen kranken Mann sah, sagte Er nicht: „Hier haben Sie meine Karte. Ich kenne einen ausgezeichneten Arzt in Jerusalem, der sich auf Fälle Ihrer Art spezialisiert.“ Als Er den besessenen Gadarener sah, sagte Er nicht: „Mein Freund, du solltest einen guten Psychiater aufsuchen. Ich empfehle dir Dr. Weiß in Jericho. Für eine Gruppentherapie berechnet er nicht zu viel!“ Nein! Er löste diese Probleme durch die unmittelbare Kraft Gottes. Er sagte Seinen Jüngern, sie sollten dasselbe tun. „Geht aber hin... heilt Kranke, weckt Tote auf... treibt Dämonen aus!“ (Matthäus 10, 8.)

Und doch hatte es Zeiten gegeben, in denen wir diese Kraft sahen. Hin und wieder, so etwa alle Jahre oder alle zwei Jahre, geschah eine Heilung. Ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern, als einer unserer Ältesten von seinem Arzt, einem guten Freund von mir, erfuhr, dass er an Kehlkopfkrebs leide. Der Arzt bat mich, den Mann psychologisch und geistlich auf eine Operation zur Beseitigung seines Schlundkopfes vorzubereiten. Wir versuchten, ihm seelsorgerlich zur Seite zu stehen, salbten ihn aber auch mit Öl und legten ihm die Hände zur Heilung auf. Nie werde ich die Aufregung und die erstaunte Freude des Arztes vergessen, als er mich anrief, um mir zu sagen: „Ich weiß nicht, wie so etwas geschehen kann. Ich weiß, dass dieser Mann Krebs hatte, jetzt hat er keinen Krebs mehr!“ (Übrigens möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass ich erlebt habe, wie Ärzte oft schneller die heilende Kraft Gottes anerkannten als Geistliche.) Das war ein großer Tag. Doch solche Tage ereigneten sich allzu selten.

War die kleine Begebenheit mit Conrads Auge ein Anzeichen für Dinge, die noch geschehen sollten? Das fragte ich mich. Konnte es sein, dass diese „Taufe im Heiligen Geist“ etwas mit dem Freiwerden jener Art Kraft zu tun hatte? Es schien fast so.

Kurze Zeit später humpelte Dorothy, eine treue Kirchgängerin, eines Tages an den Altar und bat um Fürbitte. Sie hatte bei einem Autounfall ihre Hüfte gebrochen; der Bruch war nicht richtig verheilt. Ihr Arzt sagte, sie werde nie mehr normal gehen können und auch nie mehr frei von Schmerzen sein. Als wir ihr die Hände auflegten und für sie beteten, wurde die Hüfte augenblicklich geheilt. An jenem Nachmittag rief mich ihr Mann — ein überzeugter Skeptiker — an und sagte: „Dennis, ich weiß nicht, was bei euch los ist, aber Dorothys Hüfte ist völlig geheilt. Sie kann ihr Bein in alle Richtungen bewegen und **hat** keine Schmerzen mehr!“

Ungefähr um die gleiche Zeit bat ein weiteres Kirchenglied um Fürbitte. Sie hatte ein häßliches Ekzem an ihren Händen. Wir beteten, und ich wünschte, dass ich nicht für einen kleinen Augenblick in eine andere Richtung geblickt hätte. Denn als ich wieder hinsah, waren alle unschönen Verletzungen verschwunden. Die Haut war so glatt wie die eines neugeborenen Babys. Manchmal schien es, dass nahezu alle, die darum baten, geheilt wurden. Weshalb auch nicht? Jesus sagte: „Das aber sind die Zeichen, die die Gläubigen begleiten: Sie werden Kranken die Hände auflegen, so wird es gut mit ihnen werden“ (Markus 16, 17—18). Kein „Wenn“ und „Aber“! Und die Heilungskraft war nicht auf eine besondere Gruppe von Menschen beschränkt, wie etwa auf die Geistlichen, sondern sollte von allen „Gläubigen“ praktiziert werden.

Verständlicherweise wurde in unseren Zusammenkünften außer dem Beten und Loben eine Menge Zeit darauf verwandt, zu erzählen, was Gott im Leben der einzelnen getan hatte: „Zeugnisauslegen“, um das altmodische Wort zu gebrauchen. Solch ein Mitteilen dauerte oft mehr als eine Stunde. „Ich habe für meine Tochter gebetet.

Sie hatte Halsschmerzen und wurde geheilt." „Ich habe mich am Herd verbrannt, und mein Mann betete für mich. Ich habe nicht einmal mehr eine Blase — seht!" Und dann wurde die Hand emporgehalten, damit wir zur Ehre Gottes uns von der Richtigkeit überzeugen konnten!

Die Menschen erlebten nicht nur die Heilung Gottes, sondern auch Seine Führung und Hilfe auf anderen Gebieten: „Ich habe meine alte Stellung verloren, aber Gott hat mir eine bessere besorgt! Preis sei Seinem Namen!"

„Wir hatten in unserer Ehe echte Probleme, aber Gott hat alles geklärt, und uns ist, als erlebten wir die zweiten Flitterwochen."

Scheinbar weniger dramatisch und dennoch auf eine feine Weise um so dramatischer war das Zeugnis einer Person, die sich erhob und mit einem himmlischen Glanz auf ihrem Gesicht sagte: „Ich möchte Gott dafür danken, dass Er mir so nahe und so real ist!"

Jesus sagte, dass wir Zeugen sein würden, wenn wir den Heiligen Geist empfangen, und tatsächlich verhielt es sich bei uns so. Gott wurde uns so real und so wunderbar, dass wir anderen von der Freude erzählen wollten, die wir erlebt hatten, und der Heilige Geist löste unsere Zungen, damit wir es weitererzählen konnten! So lauteten einige Zeugnisse folgendermaßen: „Die junge Frau, die im Büro am Nebentisch sitzt, hatte furchtbare Kopfschmerzen. Ich fragte, ob ich mit ihr beten dürfe. Sie sah mich ein wenig merkwürdig an und sagte: »Na ja, schaden kann das nicht.« Als ich für sie betete, verschwanden die Schmerzen. Sie sagte: »Wie ist das möglich?« Und ich erzählte ihr von Jesus. Jetzt hat sie ihn angenommen und ist überglücklich! Sie und ihr Mann zankten sich andauernd, und sie standen kurz vor einer Scheidung. Doch jetzt hat sie ihm von Jesus erzählt, und er interessiert sich auch dafür. Morgen abend wollen sie uns besuchen und mit uns darüber sprechen. Bitte betet für uns!"

Manchmal hatten alle Anwesenden etwas zu berichten, nicht etwas, das Gott vor Jahren in ihrem Leben tat oder letztes Jahr, sondern was Er in der vorigen Woche, am vorhergehenden oder gar am selben Tag tun konnte. Da die Bibel für sie auf neue Weise lebendig wurde, lasen manche eine ihnen besonders ansprechend erscheinende Stelle vor. Dann wurde der Glaube aller gestärkt, und wir beteten, sangen und lobten weiter den Herrn.

Wolken am Horizont

„Hallo, Bob! Wie geht's?"

Mit diesen Worten begrüßte an einem Sonntagmorgen gegen Ende des Jahres 1959 ein Gemeindeältester der St. Markus-Kirche einen seiner Bekannten in der Kaffeestunde. Die Antwort ertönte in aller Deutlichkeit über die Reihen von treuen Kirchgängern hinweg, die gerade ihren Kaffee schlürften: „Mir geht's blendend. Preis dem Herrn!" Und dann, des Guten schon fast zu viel, erwiderte der andere: „Preis sei Gott!"

Die meisten der Anwesenden schenkten den beiden keine Beachtung. Hier und dort tauschte man Blicke der Belustigung oder leichten Erstaunens aus — solch eine Begrüßung an einem Sonntagmorgen war man nicht gewöhnt! Beim näheren Hinsehen hätte manch einer vielleicht einige vor Verärgerung hochgezogene Augenbrauen entdeckt.

„Was geht denn in unserer Kirche vor sich? Fanatismus!" Das waren die ersten Anzeichen eines herannahenden Sturmes, der sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf meinem Haupte entladen sollte. Schwierigkeiten in der St. Markus-Kirche — das kannte ich nicht. Als ich im Jahre 1953 den Ruf dorthin annahm, war die Gemeinde etwa 500 Mitglieder stark und gerade dabei, sich von ernsthaften Schwierigkeiten zu erholen. Im Laufe der sieben Jahre meines Dienstes war das Gebiet um Van Nuys enorm gewachsen, zumal die sich ausbreitende Stadt Los Angeles in das San Fernando-Tal auswich. Die Kirche war im Zuge der steigenden Bevölkerungszahl gewachsen. Mir zur Seite standen drei fähige und vertrauenswürdige Mitarbeiter. Einer von ihnen war während der ganzen Zeit meines Dienstes bei mir gewesen; er war sogar vor meiner Zeit dort und hatte während des Übergangs die Gemeinde betreut. Eines Tages kamen wir vier, wie gewohnt, zu unserem wöchentlichen Treffen zusammen, um während des Mittagessens die Gemeindeangelegenheiten zu besprechen. Gegen Schluß der Mahlzeit sagte mein älterer Mitarbeiter wie aus heiterem Himmel: „Wie ich höre, spricht man in unserer Gemeinde jetzt in Zungen!"

Mein stellvertretender Mitarbeiter grinste. „Das habe ich auch gehört", sagte er. „Was kommt nun?" Mein Herz schlug schneller.

„Einen Augenblick“, sagte ich. „Ich möchte gleich klarstellen, dass ich diese Sache sehr ernst nehme.“

Der ältere Pastor machte keine Anstalten, das Gespräch weiterzuführen; mein Stellvertreter blickte mich jedoch prüfend an. Nach dem Essen begleitete er mich bis zu meinem Fahrzeug. „Sprichst du in Zungen, Dennis?“ fragte er ernsthaft. Ich nickte.

„Ich hätte mich gern mal mit dir darüber unterhalten“, sagte er. Innerlich seufzte ich erleichtert auf. Ich hatte gezögert, mit diesen beiden Mitarbeitern das Thema anzuschneiden. Die beiden Männer hatten im Dienst viel Erfahrung gesammelt, und ich respektierte ihre Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit. Jetzt, wo das Thema aufgekommen war, konnte ich mich entspannen; denn mein dritter Assistent, ein junger Mann frisch vom Seminar, war vor kurzem mit seiner Frau geistgetauft worden und nahm eifrig an unseren Zusammenkünften teil. Es schien alles in den richtigen Bahnen zu verlaufen, und das war mir nur allzu recht, denn ich war stets eher zu Kompromissen als zu Auseinandersetzungen bereit. Ich hatte jedoch den Feind unterschätzt.

Die meisten Christen neigen halbwegs dazu, Satan als legendäre Gestalt zu betrachten. Doch die Bibel sagt uns, dass der Herr Jesus gleich nach dem Empfang der Kraft des Heiligen Geistes, im Anschluß an Seine Taufe im Jordan durch Johannes den Täufer, vom Geist in die Wüste geführt wurde, wo Ihn Satan versuchte. Um sich von der Realität Satans zu überzeugen, braucht man nur dafür zu sorgen, dass die Christen mit der Kraft des Heiligen Geistes erfüllt werden. Das sollte ich bald selbst erleben.

Als sich die Kunde verbreitete, dass einige in der St. Markus-Kirche „in Zungen sprachen“, regten sich Furcht und Vorurteile in den Herzen einer Gruppe von aufrichtigen, jedoch schlecht informierten Christen, die sich vornahmen, gegen dieses Erlebnis einzuschreiten. Nicht lange darauf liefen sämtliche Standardgerüchte um; In der St. Markus-Kirche würden des Nachts geheime Treffen veranstaltet, wo es hoch herginge. Das klang recht aufregend, und in unserer sündigen Menschennatur steckt ein perverses Verlangen nach Skandalen, die von derartigen Gerüchten genährt werden. Es ereigneten sich weder unziemliche noch zügellose Dinge; einige Christen hatten lediglich entdeckt, wie wunderbar die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sein kann. Die Leute, gegen die sich das Geschwätz richtete, zählten zu den treuesten Mitgliedern der Gemeinde. Nachdem ungefähr 60 Menschen den Heiligen Geist empfangen hatten, nahmen wir eine kleine Zählung vor und stellten fest, dass diese wenigen Menschen zehn Prozent des gesamten Gemeindebudgets unterhielten. Dazu gehörten der jüngere Kirchendiener; ein weiteres Mitglied des zwölf Männer umfassenden Vorstandes oder offiziellen Kirchenstabes; einige unserer aktivsten und treuesten Laien, die seit Jahren jeden Sonnabendmorgen um 6 Uhr zusammenkamen, um Gemeinschaft zu haben, sich mit Glaubensdingen zu befassen, um bessere Zeugen für Christus zu sein; die Leiterin eines unserer Frauenverbände und ihre Assistentin; die Vorsitzende des aktivsten Frauenvereins und die Gemeindebibliothekarin. Doch *da* halfen weder Position noch Zuverlässigkeit. Sobald bekannt wurde, dass jemand, wie angesehen die betreffende Person auch sein mochte, „dazu“ gehörte, stand sie auf der Liste. „Achtung! Diese Person gehört auch dazu!“

Ich fragte einmal einen meiner Mitarbeiter, der der Taufe im Heiligen Geist sehr ablehnend gegenüberstand: „Was hältst du von Frau C?“ Ich meinte damit eine sehr liebenswerte, intelligente, jüngere Frau aus unserer Gemeinde. „Sie ist ein sehr feiner Mensch“, entgegnete er. »Warum unterhältst du dich nicht einmal mit ihr?“ fragte ich weiter. „Sie spricht auch in Zungen.“ Er sah mich empört an. «Wenn das so ist, dann will ich nicht mit ihr sprechen!“

Während Geistliche auf diese Weise reagierten, reagierten Männer aus anderen Berufen, die vielleicht besser ausgerüstet waren, um geistige und physische Gesundheit beurteilen zu können, auf völlig andere Weise. Schade, dass mein Assistent nicht mit dem Ehemann der Leiterin des Frauenverbandes sprechen konnte oder wollte.

Er war ein im ganzen Tal von San Fernando bekannter Neurologe, und nachdem seine Frau den Heiligen Geist empfangen hatte, befürchtete ich, dass er heftig reagieren werde. Eines Tages rief ich ihn an, um über jemanden aus meiner Gemeinde zu sprechen, der unter einem neurologischen Problem zu leiden schien. Nachdem wir uns über den Patienten unterhalten hatten, sagte der Arzt: „Ach, übrigens, ich habe das beobachtet, was mit meiner Frau vor sich geht, und es gefällt mir.“ Ich machte innerlich einen Luftsprung; „Wirklich?“ „Ja“, erwiderte er. „Aber es dürfte schwerfallen, dieses »Sprechen in Zungen« bestimmten Leuten zu erklären.“ Er zögerte einen Augenblick und fügte dann beiläufig hinzu: „Mir ist die Sache natürlich klar.“

Ich war so überrascht, dass ich nur sagen konnte: „Wirklich?“ „Aber gewiß doch! Sehen Sie, das Sprechvermögen beherrscht das Gehirn. Wenn die Sprechzentren Gott ausgeliefert sind, dann wird davon jedes andere Gebiet auch betroffen. Außerdem“, fügte er hinzu, „wenn ich manchmal über Gott nachdenke, fehlen mir auch die richtigen Worte. Deshalb sehe ich nicht ein, weshalb Er uns nicht einige zusätzliche Worte geben sollte.“

Heute wird viel von „Generationsproblemen“ gesprochen. Vor zehn Jahren gab es diesen Ausdruck noch nicht, doch die Eltern waren ziemlich fest davon überzeugt, dass ihre Kinder potentielle Verbrecher seien, die zu irgendeiner Zeit einmal nicht mehr unter Kontrolle zu halten sein würden. Der Kult des „gefürchteten Teenager“ trieb seine Blüten, und Satan zog daraus seinen Nutzen.

Eines Sonntagabends rief mich mein jüngster Assistent an: „Pater Bennett, es tut mir leid, dass ich stören muß.“ „Was ist denn los, Jim?“ Mein Herz sank. Langsam hatte ich genug Krisen erlebt.

Ich habe mich nach der Jugendstunde im Drugstore aufgehalten. Susan und Walter waren auch da. Sie fragten mich, was das eigentlich mit dem Heiligen Geist auf sich habe. Daraufhin habe ich ihnen lediglich erzählt, was Gott in meinem Leben getan hat, mehr nicht. Aber irgend etwas ist mit beiden los. Sie sitzen einfach da, gebannt von dem, was sie hörten. Was soll ich tun?“

Jetzt geht's los!“ dachte ich bei mir. Die Leute hatten schon gemunkelt: „Was passiert nur, wenn unsere Kinder von dieser »Zungensache« hören? Es ist damit nämlich wie mit einer Droge, müssen Sie wissen. Deshalb kommen diese Leute so oft zusammen. Sie müssen es einfach haben, was es auch immer sein mag.“

Selbst ich und auch andere Geistgetaufte waren ein wenig ängstlich bei dem Gedanken, dass unsere Kinder davon hören könnten. Uns schien sicher zu sein, dass sie dieses wunderbare Erlebnis auf irgendeine Weise mißbrauchen würden. Auf jeden Fall würden sie es nicht verstehen, sie würden damit spielen; sie wären ganz und gar von Sinnen! Heute wissen wir, dass von allen Gruppen innerhalb der Gemeinde die jungen Leute am meisten Hilfe und Segen aus der Taufe im Heiligen Geist empfangen; doch damals wußten wir das noch nicht. „Ganz gleich, was du machst“, hatte ich Jim gesagt, „sprich aber nicht mit den Teenagern darüber.“ Doch jetzt war die Sache geplatzt. Wie konnten wir es unterdrücken? Vielleicht ließ sich noch etwas retten. Susan war die Tochter meiner Bibliothekarin, und ihre Mutter würde volles Verständnis zeigen. Das dürfte also kein großes Problem ergeben. Walter würde ich wahrscheinlich unter Kontrolle halten können. Er arbeitete nebenbei in der Kirche, und ich würde über ihn wachen. „Schon gut, Jim“, sagte ich, während ich scharf nachdachte. „Schicke Susan nach Hause zu ihrer Mutter; ich werde mit Walter sprechen.“

Ur(d tatsächlich: Susans Mutter betete mit ihr und Susan wurde zu ihrer großen Freude mit dem Heiligen Geist getauft. Walter, nun, Walter war ein Beispiel dafür, dass man voll Heiligen Geistes sein kann, ohne jedoch gleich in Ihm getauft zu sein. Er erlebte eine echte Erfüllung! Und wie! Eine Woche lang schwebte « wie auf Wolken in seinem Dienst, in der Kirche. Er lebte so sehr in den himmlischen Dingen, dass er für irdische Dinge kaum noch zu gebrauchen war! Ich wußte, dass er zur Taufe im Heiligen Geist ganz „durchdringen“ mußte; die Fülle Gottes, die er in sich trug, mußte eine Ausdrucksmöglichkeit finden, bevor sie zu wirksamer Tätigkeit genutzt werden konnte. Deshalb lud ich ihn ins Pfarrhaus ein.

„Besuche uns heute abend um 20 Uhr, dann werden wir zusammen beten. Bitte erzähle es aber nicht den anderen Jugendlichen!“

Um 20 Uhr erschien Walter, und gemeinsam gingen wir unauffällig in mein Studierzimmer. Er brauchte nicht lange, um Gott in einer neuen Freiheit zu loben. Inzwischen ereignete sich ein weiteres Drama. Das erste, was ich davon hörte, war, als Elberta an der Tür zu meinem Studierzimmer erschien. „Ihr könnt genauso gut ins Wohnzimmer kommen“, sagte sie strahlend. „Da ist Er nämlich auch!“

Meine Frau teilte meine Sorge um die jungen Leute diesbezüglich nicht und hatte auch sonst keine Bedenken! Sie kümmerte sich wenig um das, was die Leute sagten. Sie hatte etwas Wunderbares von Gott empfangen und genoß den Segen. Elberta hatte unserer Tochter Margie, die auf dem College war, ein wenig von dem erzählt, was wir erlebt hatten, und Margie erzählte uns später: „Als ich Mamas Brief erhielt, saßen Ellen und ich (Ellen war ihre jüdische Zimmerkollegin) auf dem Bett und zitterten vor Freude. Ich schrieb an meinen Freund und erzählte ihm davon. Er schrieb mir daraufhin: »Als ich Deinen Brief erhielt, lag ich gerade auf meinem Bett im Schlafsaal und hatte gegen einen Jungen aus meiner Klasse Haßgefühle. Ich machte mir gerade darüber Gedanken, wie ich es ihm heimzahlen könne. Als ich jedoch Deinen Brief las, schwand der Haß, und statt dessen wurde ich mit Liebe erfüllt. Ich sprang aus dem Bett und eilte in den Aufenthaltsraum, um den anderen davon zu berichten!«“

Als ich nun Elberta ins Wohnzimmer folgte und Walter hinter mir ging, blieb ich überrascht stehen. Drüben auf der Couch saßen, vor Freude übersprudelnd, Margie und jener Freund. Meiner Tochter zitterte das Kinn, als sie in Zungen zu sprechen begann. Ihr Freund trug ein glückseliges Lächeln. Mein ältester Sohn Stephen saß zusammengekauert auf einem Stuhl und hatte sich eine Faust in den Mund gesteckt, weil er „fühlte, wie eine neue Sprache in seinem Innern aufkommen wollte. Er fürchtete sich, dass er sie nicht richtig herausbringen

könne, und wollte sie deshalb lieber erst gar nicht aussprechen". Conrad saß mit überkreuzten Beinen auf einem Sitzkissen in *Aet* anderen Zimmerecke. Er weinte und lachte zugleich. Ich sah nur diese kleine Gruppe an, und der erste Gedanke, der in mir aufkam, war, dass sie sich lustig machten. Zornig sagte ich: „Das ist kein Spaß!"

Meine Frau sagte: „Du hast recht. Das ist kein Spaß; das ist der Heilige Geist. Margie bat mich, ihnen etwas mehr vom Heiligen Geist zu erzählen, und nun siehst du, was passiert ist." Der Geist war spontan auf diese kleine Gruppe von jungen Leuten gefallen, so wie Er Susan und Walter wenige Tage zuvor mit Seiner Liebe und Kraft erfüllt hatte.

An jenem Abend empfingen unsere Tochter, ihr Freund und unser jüngster Sohn den Heiligen Geist; unser ältester Sohn jedoch nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er die Sprache, die der Heilige Geist ihm geben wollte, nicht aussprach. Er blieb die Nacht hindurch standhaft und auch etliche Wochen noch; dann kam er eines Morgens aus seinem Schlafzimmer heraus und sagte: „Gestern abend habe ich etwas Merkwürdiges geträumt. Ich träumte, dass ich Gott in meinem Zimmer eingesperrt hatte und dass Er durch die Tür rief: »Wann wirst du mich herauslassen, Steve?«"

Kurze Zeit später „ließ er Gott heraus" und begann im Geiste zu sprechen. Uns war, als habe er sich plötzlich zu uns gesellt. Jetzt hatten wir etwas gemeinsam, das die Generationskluft überbrückte. Meine Befürchtungen, dass Teenager zu unreif seien, um mit dem Heiligen Geist erfüllt zu werden, schwanden. Wie könnte man so etwas den anderen Jugendlichen vorenthalten? Es wurde deutlich, dass unsere Kinder etwas erlebt hatten. Sie waren anders geworden. Ihre Freunde merkten die Veränderung und stellten Fragen. Susan und Walter versuchten, ihr Versprechen zu halten — aber es fiel ihnen schwer. Auch andere Eltern hatten den Heiligen Geist empfangen und wollten, dass ihre Teenager auf diese Weise gesegnet würden. Bald wurde es bekannt, dass die jungen Leute „es auch bekommen" hatten! Leider betrachteten unsere „Gegner" die Tatsache, dass die jungen Leute mit einbegriffen wurden, als weiteren Grund, das Feuer zu löschen. Wolken waren am Horizont zu sehen, und ein Sturm drohte hereinzubrechen.

Ich glaube, dass selbst zu diesem Zeitpunkt der Sturm vorübergegangen wäre, wenn ich von der Kanzel herab gesagt hätte, was vor sich ging. Unglücklicherweise erlebte ich zum ersten Mal in meinem geistlichen Amt, was es hieß, unbeliebt zu sein. Ich hatte immer öffentliche Diskussionen vermieden und lieber Kompromisse angestrebt, und jetzt hatte ich den falschen Schritt getan. Ich hatte mir gesagt, wenn ich mich stille verhielte und alle anderen Beteiligten auch stille wären, würden jene, die beunruhigt waren, bald ruhig werden, und der Sturm würde vorüberziehen.

Aber ach, ich hatte meine Rechnung ohne die menschliche Natur gemacht! Mein Schweigen und das ruhige Verhalten der ganzen Gruppe erhärtete den Verdacht, dass es sich um eine gefährliche, verschwiegene Angelegenheit handele, die die Kirche unterminieren und Seelen schädigen würde. Auch hatte ich die nicht zu unterdrückende Kraft des Feuers unterschätzt, mit der sich der Heilige Geist ausbreitet, wenn Er erst einmal entfacht ist. Man kann Pfingsten nicht verdecken — es brennt durch!

8

Der Sturm bricht herein

Trotz der Drohungen und Gerüchte im näheren Umkreis breitete sich der Segen weiter nach außen hin aus. Etwa drei Wochen lang lebte ich in der neuen Freiheit im Herrn, als mich der Kaplan einer der großen Universitäten im Gebiet von Los Angeles — Episkopale wie ich auch — anrief und sagte: „Ich muß dich einfach sprechen, Dennis, obwohl ich dich kaum kenne.

Gestern abend hatte ich ein Erlebnis, das mich ganz umgekrempelt hat!" Dann beschrieb er eine Begegnung mit dem Heiligen Geist, die in nahezu allen Punkten haargenau mit meiner übereinstimmte, einschließlich jener Tatsache, dass er den Herrn in neuen Zungen zu preisen begann, ein eindruckliches Bild von Jesus am Kreuze sah.

Die Ehefrau eines Geistlichen wurde angerührt, dieses Mal durch das Wirken in einem Kinde. Don und Shirley zählten zu den ersten, die in der St. Markus-Kirche im Heiligen Geist getauft wurden. Eines Tages sagte Shirley zu mir: „Ich muß Ihnen etwas erzählen, Pater Bennett. Sie kennen doch Chris, unseren Sechsjährigen?" Ich nickte.

„Anfang des Jahres wußten wir einfach nicht, was wir mit ihm anfangen sollten. Er war der Schrecken seiner

Klasse! Fast jeden Tag rief seine Lehrerin an, um zu berichten, dass Chris ins Direktorenzimmer geschickt werden mußte oder sonst etwas angestellt hatte. Die Lehrerin sagte, er sei einfach nicht zu bändigen." Sie hielt einen Augenblick inne und blickte mich dann augenzwinkernd an. „Don und ich hatten schließlich eine Idee", fuhr sie fort. „Die Taufe im Heiligen Geist hat uns sehr viel geholfen, weshalb sollte dieses Erlebnis nicht auch Chris helfen?"

Shirley bemerkte, wie ich besorgt dreinblickte. „Pater Bennett, machen Sie sich bitte keine Gedanken. Es ist alles in Ordnung, wirklich! Wir nahmen uns Zeit und erzählten Chris, was wir erlebt hatten. Dann fragten wir ihn, ob er nicht diese Taufe im Heiligen Geist empfangen möchte. Er sagte ja, und dann beteten wir. Fast augenblicklich begann er in Zungen zu sprechen! Er lachte vor Freude und rannte dann hinaus zum Spielen!" „Aber Shirley", sagte ich ein wenig vorwurfsvoll. „Das ist doch kein Spaziergang für Kinder!"

„Hören Sie sich bitte den Rest der Geschichte an", sagte sie mit Bestimmtheit. „Einige Tage danach rief uns Chris' Lehrerin an. »Was ist nur mit Chris los?« fragte sie. »In dieser Woche ist er mein bester Schüler gewesen. Er hat keinerlei Schwierigkeiten bereitet und strahlt vor Freude. Es ist einfach unglaublich!« Dann erzählte ich ihr, was geschehen war. Daraufhin sagte sie: »Gut, ich komme sofort zu Ihnen. Das brauche ich auch!« Und stellen Sie sich vor, Pater Bennett, sie kam tatsächlich und wurde auch im Heiligen Geiste getauft!«

Als Shirley ihre Geschichte beendet hatte, war ich sprachlos. „Und wissen Sie, wer diese Lehrerin ist?" fragte sie mich. Ich schüttelte den Kopf.

„Sie ist die Frau des stellvertretenden Pastors in einer der lutherischen Kirchen. Ihr Mann möchte uns besuchen, um zu hören, was das eigentlich auf sich hat! Wir würden uns freuen, wenn Sie auch kommen könnten, um ihm alles zu erklären!" Der junge Pastor zeigte großes Interesse an dem Erlebnis seiner Frau, Sie war voller Zweifel gewesen, fast eine Agnostikerin; und zwar in solchem Maße, dass der leitende Pastor und die Ältesten der Gemeinde ihre Fähigkeiten als Pastorsfrau in Frage stellten. Ihr plötzlich entstandener Glaube beeindruckte sie zutiefst — und all das, weil ein kleines Kind radikal verändert wurde. *

Während auf der einen Seite viele positive Dinge geschahen, wurde auf der anderen Seite die Kluft des Mißverständnisses in unserer Kirche immer größer. Meine Politik des „Stilleseins und Abwartens" erwies sich als alles andere als sinnvoll. Die Opposition richtete sich nicht gegen mich persönlich, doch die Ideengruppe derer, die Unruhe stifteten, waren davon überzeugt, dass ich vom Weg abgekommen sei und dass ihre Aufgabe darin bestünde, mich zur Vernunft zu bringen. Mehrere Monate lang versuchte ich die Gemeinde dadurch zusammenzuhalten, dass ich schweigend Kompromisse machte. Das gab jedoch den anders Denkenden die Möglichkeit, Unzufriedenheit zu säen.

** Diese gleiche lutherische Gemeinde ist heute für die charismatische Erweckung offen. Der jetzige Pastor hat auch die Taufe im Heiligen Geist empfangen, ebenso eine Anzahl seiner Gemeindeglieder.*

Ich befand mich in einer merkwürdigen Situation. Einerseits beunruhigten mich die wachsenden Angriffe; andererseits genoss ich Gottes Segnungen auf eine neue Weise. Ganz früh hatte ich den Frieden des Heiligen Geistes erfahren, und zwar ausgerechnet in einer Verkehrsstockung! Wir erwarteten unsere Tochter zum Erntedankfest vom College in San Jose, Kalifornien, zurück und befanden uns als Familie auf dem Wege zum internationalen Flughafen von Los Angeles, wo wir sie abholen wollten. Es war heiß, schwül und diesig, als wir unser Auto abstellten und uns auf den Weg zu den ankommenden Flugzeugen der kleinen Luftfahrtgesellschaft machten. Vom Meer her zog Nebel herauf und vermischte sich mit dem städtischen Dunst, so dass der Flughafen allmählich gänzlich „eingenebelt" wurde. Über Lautsprecher ertönte eine Bekanntmachung, die meine Befürchtungen bestätigte: das Flugzeug könne wegen der Wetterlage nicht in Los Angeles landen und müsse nach Burbank ausweichen.

Wir stiegen in unseren Wagen, und als wir in Richtung Norden fuhren, stellten wir fest, dass die Straßen blockiert waren. Die Industriekonzerne um den Flughafen herum hatten Feierabend, und durch die nach Hause fahrenden Arbeiter und Angestellten war der Verkehr sehr dicht. Das Wetter war heißer als zuvor, und zu dem schwülen Dunst kamen noch die stickigen Autoabgase hinzu. Gut eineinhalb Stunden würde die Fahrt nach Burbank dauern! Ich hatte mich auf dem Flughafen durch die Menge hindurchgewühlt, um am Fahrkartenschalter den gequält dreinblickenden Bediensteten zu bitten, er möge doch so SUt sein und meine Tochter bei ihrer Ankunft in Burbank benachrichtigen, dass sie auf uns warten solle. Die geschäftige Miene des Angestellten hatte mich nicht im geringsten überzeugt, dass er den Anruf tatsächlich tätigen werde! Als wir im Schrittempo weiterkamen, war ich keineswegs verkrampt! Ich hielt weder das Steuer krampfhaft fest, noch murmelte ich ungeduldig vor mich hin, um über das langsame Vorwärtskommen oder die Dummheit der anderen Fahrer zu schimpfen — ich ertappte mich dabei, dass ich einen Choral sang! Und ganz tief in meinem Innern

spürte ich eine Gelassenheit und Ruhe. Da dachte ich bei mir: Ich verspüre tiefen Frieden. Das verstehe ich einfach nicht, Wie der Blitz durchfuhr es mich, als mir der Heilige Geist zu sagen schien: „Natürlich verstehst du das nicht. Das ist der Friede, der höher ist als alle Vernunft!“ Als ich kurze Zeit darauf mit John und Joan zusammentraf, sagte ich: „Ihr habt mir nichts von dem »Frieden, der höher ist als alle Vernunft« erzählt.“

„Ach so, hast du das jetzt auch entdeckt?“ fragte John. Es war so, als hätte ich das gleiche Fahrzeug wie er gekauft und dann gesagt: „Ich wußte gar nicht, dass das Auto mit Klimaanlage geliefert werden würde.“ Seine Antwort klang so gelassen, als habe er lediglich gesagt: „Ach so, hast du das bei deinem Wagen auch entdeckt?“

Wir trafen Margie ohne Schwierigkeiten im Lockheed Air Terminal in Burbank, und am nächsten Tag, am Erntedankfest, hatte ich das seltene Vergnügen, gemeinsam mit meiner Familie in meiner eigenen Gemeinde als Zuhörer sitzen zu dürfen. Einer meiner Assistenten leitete den Gottesdienst. Während ich den vertrauten Worten aus dem allgemeinen Gebetbuch und der Lektion aus der Heiligen Schrift lauschte, überkam mich plötzlich das Bewußtsein der Schönheit und Bedeutung dieser Worte. Soweit ich mich erinnern kann, war ich dabei zum ersten Mal in meinem Leben in einem Gottesdienst zu Tränen gerührt! Der Heilige Geist umgab nicht nur die Gottesdienste in meiner eigenen Denomination mit einem besonderen Glanz, sondern zeigte mir auch die Bedeutung anderer Gemeinschaften. Kurze Zeit darauf hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, vor einer Gruppe von Geistlichen der Pfingstbewegung zu sprechen. (Vor sechs Monaten hätte ich nicht so ohne weiteres vor einer Gruppe von Methodisten oder Presbyterianern gesprochen, aus Furcht, meinen anglo-katholischen Standpunkt zu kompromittieren!)

Ich wußte nicht, was ich zu erwarten hatte, obgleich ich schon festgestellt hatte, dass die Pfingstler entschieden anders waren, als sie karikiert wurden. Ich respektierte sie, weil ich aus meinen Nachforschungen wußte, dass sie diejenigen Christen waren, die das Verständnis für die Taufe im Heiligen Geist bewahrt hatten und oftmals echter Verfolgung ausgesetzt waren. Ich war ihnen für die Segnungen, die ich inzwischen in meinem Leben erfahren hatte, zu Dank verpflichtet.

Der Rahmen der Versammlung war ungewohnt, die Gottesdienstform gänzlich anders als die der Episkopal-Kirche, und die Menschen waren mir nicht bekannt; als sie jedoch zu singen, loben und beten begannen, wußte ich, dass dies meine Brüder im Herrn waren, nicht weil uns offiziell irgend etwas verband — dem war absolut nicht so —, sondern weil ich jenes Wunderbare spürte, das die Schrift „Gemeinschaft des Heiligen Geistes“ nennt.

Meine Ansprache vor den Geistlichen kam gut an, und mich erstaunte es zu spüren, wie stark das Band war, das uns im Herrn zusammenschloß. Die wenigsten dieser lieben Männer besaßen das, was meine Kirche als ausreichende theologische Vorbildung bezeichnen würde, doch mir war mehr als nur ein klein wenig bewußt, dass sie in den Dingen von entscheidender Bedeutung überlegen waren: nämlich in der Erkenntnis des Herrn und Seiner Wege.

Nachdem ich mein Zeugnis gegeben hatte, bat einer der Männer auf dem Podium darum, etwas sagen zu dürfen. Während ich zuhörte, merkte ich im Geiste, dass der Sprecher nicht seine eigenen Gedanken wiedergab, sondern die Weisheit, die Gott ihm eingab: „Pater Bennett, wir würden es sehr begrüßen, wenn Sie sich uns anschließen würden, und Sie werden in unseren Gemeinden immer willkommen heißen werden, doch wir wissen, dass dies nicht das Richtige für Sie ist. Sie sollten in Ihrer eigenen Denomination bleiben, damit auch dort die Taufe im Heiligen Geist bekannt wird; denn auf Sie wird man dort hören, wo man nicht auf uns hören würde.“

Diese Worte bestätigten das, was ich bereits in meinem Innersten verspürte, doch es war gewiß die Weisheit Gottes, die an jenem Tage dieses Empfinden noch unterstrich. Wäre das nicht so geschehen, wäre ich am darauffolgenden Tag vielleicht nicht so sicher gewesen. Als ich an jenem Abend zum Gebet niederkniete, richteten sich meine Gedanken auf die Situation innerhalb der Gemeinde und darauf, dass die Lage immer unerträglicher wurde. Auf mir lastete Furcht und Besorgnis. Mir war so, als sei ich ein Gefäß, in das man zwei verschiedene Flüssigkeiten gegossen habe — eine leichte und eine schwere. Das Feuer und die Freude des Heiligen Geistes waren da, unvermindert, tief im Herzen, doch darüber lagerten drückende Furcht und Sorgen. Die Begegnung mit den Geistlichen der Pfingstbewegung hatte mich wegen ihrer Freiheit und Freude im Heiligen Geist geistlich erquickt; und während ich zu beten begann, gewann die Freude im Heiligen Geist plötzlich die Oberhand, und in mir sprudelte die neue Sprache auf. Ich konnte nicht aufhören, Gott zu loben! Ich pries Ihn und pries Ihn, und während ich das tat, hatte ich eine innere Schau von dem Allmächtigen auf Seinem himmlischen Thron, umgeben von irdischen und himmlischen Kreaturen, die Ihn priesen und verherrlichten! Ich konnte nur schwerlich aufhören zu loben! Weitaus herrlicher war es, dass ich noch des Nachts in meinen Träumen Gott lobte!

Gott hatte mich für das, was am nächsten Tag, Sonntag, 3. April, auf mich wartete, gut vorbereitet. An jenem Ostersonntag des Jahres 1960 tat ich das, was ich fünf Monate zuvor hätte tun sollen. Endlich hatte mir der Heilige Geist klarmachen können: „Es ist nicht deine Aufgabe, die Gemeinde zusammenzuhalten, sondern lediglich von dem zu berichten, was du erlebt hast! Es ist ja sowieso nicht deine Gemeinde, sie gehört Jesus!“ Ich legte den für diesen Sonntag angesetzten Predigttext beiseite und berichtete im Verlaufe der drei aufeinanderfolgenden Gottesdienste von der Kanzel herab von dem, was ich erlebt hatte. Ich appellierte an die Gemeinde, den lächerlichen Gerüchten keinerlei Beachtung zu schenken. Die allgemeine Reaktion war offen und entgegenkommend ~ bis zum Ende des zweiten Gottesdienstes. An jenem Punkte riß sich mein zweiter Assistent die Pfarrgewänder vom Leibe, warf sie auf den Altar und marschierte schnurstracks aus der Kirche hinaus, wobei er ausrief: „Mit diesem Mann kann ich nicht länger zusammenarbeiten!“ Das machte das Maß voll! Im Anschluß an den Gottesdienst begannen diejenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Bewegung des Heiligen Geistes einzudämmen, draußen im Vorhof den ankommenden und fortfahrenden Gemeindegliedern ins Gewissen zu reden. Einer von ihnen stellte sich auf einen Stuhl und rief: „Werft die verdammten Zungenredner hinaus!“ (Glücklicherweise können selbst die betrüblichsten Ereignisse eine humorvolle Seite besitzen. An jenem Morgen war eine kleine Dame inmitten des „Tumults und des lauten Redens“ in ihrer Ahnungslosigkeit seelig. Als sie dem Diener an der Kirchentür die Hand schüttelte, flüsterte sie ihm leise zu: „Es war ein wunderbarer Gottesdienst!“)

Die Gegensätze waren außerordentlich: auf der einen Seite herrschte maßloser Zorn seitens der „Opposition“, während die Menschen, die die Taufe im Heiligen Geist empfangen hatten, stille von einem zum anderen gingen und ihnen ihre Geschichte erzählten, wobei sich auf ihren Gesichtern die Liebe Gottes widerspiegelte. Sie waren irgendwie erleichtert, dass sie nun trotz der Verwirrung die Freiheit hatten, in aller Öffentlichkeit Zeugnis abzulegen.

Ich für meine Person war entsetzt! Diese unerwartete Krise war einfach zuviel! Als einer aus dem Kirchenvorstand, ein Anführer der „Opposition“, zu mir kam und offen sagte: „Sie sollten Ihr Amt niederlegen!“, war ich zu diesem Schritt bereit.

Oft werde ich gefragt: „Weshalb sind Sie nicht standhaft geblieben und haben den Kampf zu Ende gekämpft?“ Es ist wohl wahr, dass ich die Gemeinde nicht aufgeben mußte, denn es besteht keine Möglichkeit, einen Gemeindegliedern der Episkopal-Kirche dazu zu zwingen, gegen seinen Willen vom Amt auszuschcheiden, wenn er sich keines moralischen oder kirchenrechtlichen Vergehens schuldig gemacht hat, und selbst dann hat er das Recht auf ein Verfahren. Ich war es einfach müde, auf dem Kampfplatz zu stehen. Ich wußte, dass die kleine Gruppe, die sich gegen mich gestellt hatte, mir unter allen Umständen den Garaus machen wollte und dass daraus leicht eine gerichtliche Sache hätte entstehen können, verbunden mit der unglückseligen Beteiligung der Öffentlichkeit. Das schien durchaus nicht die beste Lösung, um die „Gute Nachricht“ weiterzutragen!

Und außerdem hatte ich ein starkes Bedürfnis, alles „zu überdenken“. Ich hatte in ziemlich kurzer Zeit viel erlebt, und ich hatte das Gefühl, dass ich noch nicht alles verstanden hatte. Hätte ich die Erkenntnis und die Erfahrung in dieser Angelegenheit gehabt, die ich jetzt besitze, hatte die Sache anders ausgesehen. Ich hatte sie jedoch nicht. Ich wollte „Inventur“ machen, mich irgendwo ruhig hinsetzen, nachdenken und beten. Und so klang Erleichterung in meiner Stimme mit, als ich dem Vorstandsmitglied sagte: „In Ordnung. Ich lege mein Amt nieder, und zwar sofort.“ Im Elf-Uhr-Gottesdienst teilte ich einer erstaunten und betrübten Gemeinde meine Amtsniederlegung mit und verließ die Gemeinde, in der ich sieben Jahre lang gedient hatte.

Als ich an jenem denkwürdigen Ostersonntag nach Hause kam, begrüßte mich meine Frau mit leuchtenden Augen! „Dennis“, sagte sie, „es ist wunderbar! Es gibt so viele Leute, denen wir davon erzählen müssen, was wirklich geschehen ist!“ In jenem Augenblick teilte ich ihre Begeisterung nicht; die Ereignisse des Vormittags hatten bei mir eine schockartige Wirkung hinterlassen; doch später wurde mir klar, wie recht sie hatte. Das Telefon und die Türglocke begannen zu läuten, als die Leute hereinstürmten und fragten; „Was ist denn eigentlich los?“

Plötzlich waren wir frei und konnten sprechen. An jenem Abend herrschte eine Atmosphäre bevorstehenden Sieges, als sich 75 begeisterte Christen zum Gebet und Lob zusammenfanden. Sie waren der Ansicht, dass die Gemeinde wieder zusammenfinden würde, vorausgesetzt, dass genügend Menschen in der Gemeinde die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und den Wert dieser Taufe entdeckten. Viele von den Gemeindegliedern der St. Markus-Kirche kamen und auch von anderen Gemeinden gesellten sich Menschen zu uns. Viele wurden im Heiligen Geist getauft. Im Gegensatz zu den umlaufenden Gerüchten gab es in der St. Markus-Kirche keine „Spaltung“. Die „Oppositionsgruppe“ war in Wirklichkeit sehr klein. Die Mehrheit der Gemeinde wußte gar nicht, worum alles ging. Mein einziger Vorwurf gegen die, die in der St. Markus-Kirche den Aufruhr entfachten, besteht darin, dass sie eigentlich gar keine sorgfältigen Untersuchungen anstellten, sondern voller Vorurteile den

Gerüchten ihr Ohr schenkten — und das war ja in der Tat etwas sehr Menschliches!

Ich wußte nicht, was ich als nächstes tun sollte, versuchte nur, dem Herrn schrittweise zu folgen. Gott fuhr fort, große Dinge zu tun.

Louise hatte mit ihren 83 Jahren Arthritis im Rückgrat und mußte seit zehn Jahren unerträgliche Qualen erdulden. Sie litt außerdem noch unter heftigen Herzbeschwerden. Sie war die meiste Zeit ans Bett gefesselt, und ich hatte sie oft in ihrem kleinen Haus besucht.

Aus Louises Bekanntenkreis hatten einige den Heiligen Geist empfangen, und so sagte sie eines Tages kurz nach dem Krach in der St. Markus-Kirche: „All das, was sich jetzt zuträgt, ist meiner Meinung nach echt, und ich weiß auch, dass ich geheilt werde, wenn Sie mir die Hände auflegen!“ Also legte ich ihr die Hände auf und betete mit ihr. Ich kann mich nicht entsinnen, dass ich persönlich sehr zuversichtlich war; ich weiß nur, dass ich hinausging, ohne überhaupt zu fragen, ob es ihr nach dem Gebet besser geworden sei. Als ich sie eine Woche später in einer Gebetsversammlung sah, sagte ich: „Wie geht es, Louise?“ „Ausgezeichnet natürlich!“ erwiderte sie.

Einige Tage später besuchte sie uns zu Hause und hüpfte im Wohnzimmer umher.

„Seht, was ich kann!“ lachte sie verschmitzt. Ein Jahr nach ihrer Heilung schrieb sie mir einen kurzen Brief, um mir zu sagen, dass es ihr noch immer gut ginge. Sie berichtete, dass ihre 72jährige Nachbarin sich eines Tages ausgeschlossen hatte. „Sie ist ein wenig verkrüppelt“, schrieb Louise, „und so kletterte ich durch das Fenster und ließ sie herein! Manchmal werde ich allerdings schnell müde“, fügte sie hinzu.

Drei Wochen nach der Amtsniederlegung, am 25. April, dem traditionellen Gemeindefest der St. Markus-Kirche, schien es uns, die wir uns regelmäßig zum Gebet zusammenfanden, angebracht, für die Gemeinde und ihre Zukunft zu fasten und zu beten. Am Ende des Tages kamen wir im Pfarrhaus zusammen und begannen die Versammlung, indem wir die Abendlektion aus dem Gebetbuch lasen.

„Ach“, sagte ich, als ich die Liste der täglichen Abschnitte am Anfang des Gebetbuches durchlas, „die alttestamentliche Lektion steht in den Apokryphen.* Ich habe keine Ausgabe der Apokryphen bei mir, deshalb werde ich eine andere Lesung heraussuchen.“

„Können Sie nicht eine Ausgabe der Apokryphen aus Ihrem Büro holen?“ fragte eine der Frauen. „Ich meine, wir sollten die Lektionen so lesen, wie sie anfallen. Das erscheint mir irgendwie wichtig.“

Ich fand die Apokryphen und schlug die Abendlektion auf. Sie war aus Sirach 51,21—30. Alle lauschten, als ich den ersten Teil der Lektion vorlas, die sich als typische „Weisheitsliteratur“ herausstellte — poetisch und nicht allzu aufregend. Ich las den 29. Vers: „Mein Herz verlangte nach ihr (der Weisheit), und ich kriegte einen guten Schatz.“ Als ich dann den 30. Vers las, kam etwas Sensationelles: „Der Herr hat mir durch sie eine neue Zunge gegeben; damit will ich ihn loben.“ Wie hatte der Heilige Geist die Verfasser des Lektionsheftes vor so vielen Jahren leiten können, dass sie für den St. Markus-Tag ausgerechnet eine Lektion aussuchten, die dieser kleinen Gruppe von Christen derart viel zu sagen hatte? Wunderbar sind die Wege Gottes!

** Die Apokryphen sind eine Sammlung von insgesamt 14 Büchern, die in der Zeit zwischen dem Alten und dem Neuen Testament entstanden. Einige sind historisch, einige prophetisch, einige sind Sammlungen von Sprüchen und Weisheiten, ein oder zwei beispielhafte Geschichten, und ein Buch ist ein sehr schöner, langer Psalm. Vieles daraus ist sehr lehrreich, und jeder Christ kann vom Lesen der Apokryphen nur profitieren. In den frühen Tagen wurden die Bücher nicht als Teil der kanonischen Schriften betrachtet. Auf dem Konzil zu Trient zwischen 1545 und 1563 machte Rom sie zu einem Teil ihrer offiziellen Schriften. Die Episkopal-Kirche liest sie in Angleichung an die Church of England ebenfalls: „Als Lebensvorbilder und Verhaltensmaßregeln; jedoch nicht um irgendeine Lehrmeinung abzuleiten ...“ (Religionsartikel VI.) Nichtsdestoweniger werden Abschnitte aus den Apokryphen an gewissen Tagen zur Morgen- und Abendandacht vorgeschrieben.*

Viele geistlich Hungrigen kamen zu uns, um mit uns über die Kraft des Heiligen Geistes zu sprechen und dann zu beten, dass sie diese Kraft empfangen, um ein wirksameres Christenleben führen zu können. Wir trafen uns in Privathäusern, pa ich nicht mehr Gemeindeleiter war, hätte ich als Priester der Episkopal-Kirche die kanonischen Gesetze verletzt, wenn ich öffentliche Versammlungen abgehalten hätte; die kirchlichen Behörden deuteten unser Vorgehen sowieso als unkanonisch. Es wurde bald deutlich, dass ich, falls ich so weitermachte, eventuell nicht länger im geistlichen Dienst der Episkopal-Kirche „würde bleiben können. Die Worte der Weisheit jenes Pfingst-eistlichen waren mir im Gedächtnis haften geblieben, und ich wußte, dass ich in meiner eigenen

Denomination gebraucht wurde.

Wir machten uns vielerlei Gedanken darüber, wie unser nächster Schritt aussehen sollte. Ich begann, mich darum zu kümmern/ was andere leitende Persönlichkeiten der Episkopal-Kirche über diese belebende Glaubenserfahrung dachten. Ma-delyn, die Kirchenbibliothekarin, war eine alte Bekannte des damals präsidierten Bischofs der Episkopal-Kirche, des verstorbenen Bischofs Lichtenberger. Auf ihr Drängen hin lud er mich zu sich ein. Ich flog nach San Antonio, Texas, und erzählte ihm meine Geschichte. Ich muß wohl ungefähr eine Stunde lang gesprochen haben, während er geduldig, aufmerksam und mit offensichtlichem Interesse zuhörte. Als ich zum Schluß kam, sagte er: „Dennis, an der Sache ist nichts falsch. Es ist wunderbar. Aber du weißt ja, dass ich keinerlei Befugnis habe, dir in deiner örtlichen Situation zu Hilfe zu kommen.“ Trotzdem ermutigte mich sein Interesse und seine Freundlichkeit, meine Nachforschungen fortzusetzen. Einige Wochen später kehrte ein mir bekannter Priester aus der Diözese von einer Konferenz im Raum von San Francisco zurück. Da er an dem, was in meinem Leben vor sich ging, recht interessiert war, sagte er: „Weißt du, Dennis, ich habe den Bischöfen von Seattle und Portland von deiner Geschichte berichtet, und sie sind keineswegs abgeneigt. Besuche sie doch einmal!“ Genau das wollte ich tun. Ich hatte mit beiden Bischöfen bereits Kontakt gehabt, und als ich ihnen schrieb, erhielt ich von beiden eine herzliche Einladung zum Gespräch.

Das Feuer zieht nordwärts

Es war ein schöner Junitag, als die Boeing 720, in der ich als Passagier saß, aus dem Flughafen von Los Angeles hinausrollte und startete. Es war nicht mehr so schönes Wetter, als wir nach einem sehr durch Wolken behinderten Flug in Seattle-Tacoma landeten. Der Sohn eines guten Bekannten aus Van Nuys leistete seinen Wehrdienst in Seattle ab, und er war es, der mich am Flughafen abholte und in die Stadt fuhr. Während wir in Jons kleinem Corvette durch die verstopften Straßen fuhren - inzwischen hat die Autobahn dieses Bild abgelöst -, machte ich meine erste Bekanntschaft mit der „Königin-Stadt Seattle. Besonders damals war für den auf dem Flughafen eintreffenden Besucher der erste Eindruck nicht der beste.

„Es ist eine schöne Stadt, aber an einem solchen Tag wie heute kann man sie nicht wiedererkennen, und schon gar nicht in diesem Teil“, sagte Jon; und während wir bei schwarz behangenen Himmel durch die schmutzigen Industriegebiete in die Stadt hineinfuhren, waren meine Gefühle mehr als nur ein wenig demnächstigen Tag war jedoch strahlend hell, und mein Gemüt war wesentlich zuversichtlicher, als ich, gemäß meiner Verabredung, um 10 Uhr bei dem Bischof vorsprach. Ich wurde in ein sonniges, mit hohen Fenstern versehenes Zimmer gebeten, von wo aus man einen herrlichen Blick auf die Stadt und ihre westliche Umgebung hatte. Direkt vor uns lag Lake Union mit seinen kleinen Booten und farbenprächtigen Segelbooten, darunter vier alte Schiffssegler, die vor Anker lagen. In mittlerer Entfernung glitzerte auf der anderen Seite der Stadt der Puget Sound und sah mit den grünen Inseln recht einladend aus. Am Horizont zeichneten sich die schneebedeckten Olympics im Sonnenschein ab. Es war wirklich ein schöner Tag, und wie Jon gesagt hatte, eine schöne Stadt.

Guten Morgen, Dennis!"

Meine Augen und Gedanken kehrten wieder ins Büro zurück, und ich erhob mich, um den Mann zu begrüßen, der das Ziel meiner so weiten Reise war. Der Rt. Rev. William Fisher Lewis, Bischof von Olympia, war ein guter Bekannter von mir. Er strahlte mich freudig an und bat mich, Platz zu nehmen.

Nun berichte einmal", sagte er und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Ich habe bereits ein wenig gehört. Ich war gerade in Los Angeles, als die Aufregung in der St. Markus-Kirche hereinbrach. Worum geht es denn überhaupt?“ So schlicht wie ich konnte, begann ich, ihm die ganze Geschichte zu erzählen.

Daran ist doch nichts falsch", sagte er bestimmt, als ich zum Schluß kam. „Wie wär's, Dennis, wenn du in diese Diözese kämst und das Feuer hierher brächtest?! Ich kann dir keine große Kirche bieten, ich habe aber eine kleine Missionskirche im Ballard-Distrikt, die St. Lukas-Kirche. Sie hat sich in den letzten 60 Jahren zu keinen Höhen aufschwingen können. Ich muß irgend etwas unternehmen, sonst wird sie ihre Türen schließen müssen. Würdest du gerne einmal hinausfahren und dir die Sache ansehen?“

Sein Angebot interessierte mich, und ich wußte, dass ich gerne unter der Führung dieses Mannes arbeiten würde. Noch sicherer wurde ich, als er sagte: „Wir wollen zuerst einmal beten“, und um seinen Worten die Tat folgen zu lassen, kniete er nieder. Ich schloß mich ihm an, und gemeinsam beteten wir um die Führung Gottes. Später sollte ich erfahren, dass ich sein Büro niemals verließ, ohne meine Knie mit ihm gebeugt und gemeinsam mit

diesem Manne gebetet zu haben. Heute hat das Ballard-Gebiet von Seattle eine „Gesichtsoperation“ hinter sich. Moderne neue Apartment- und Geschäftshäuser sind in die Höhe geschossen. Ein großes Geschäftszentrum hat mit seinen Restaurants und Läden neues Leben hineingebracht, da anlässlich der Weltausstellung von Seattle die verwilderte Shilshole Waterfront in einen Park umgestaltet wurde. Doch vor zehn Jahren noch schien Ballard für einen Menschen, der die grelle Künstlichkeit von Los Angeles kannte, ein recht trüber Ort zu sein.

Das Äußere der kleinen Kirche war schäbig, die angrenzenden Wohnhäuser alt und einige bereits baufällig. So etwas war ich in den vergangenen sieben Jahren nicht gewöhnt! Als ich jedoch in das Kirchengebäude hineinging, änderten sich meine Gefühle. Die Kirche war warm und ansehnlich, sauber und ordentlich, und man hatte das Gefühl, dass hier gebetet wurde. Offensichtlich sorgte sich jemand um die St. Lukas-Kirche, Ballard. Ich wandte mich an den Erzdiakon der Diözese, der mich hingeführt hatte.

Er lächelte: „Nicht schlecht, oder?“ Ich nickte zustimmend, während wir die Stufen hinabstiegen, um weiterzufahren. „Gar nicht schlecht.“

Auf dem Wege nach Hause unterbrach ich meine Reise in Portland (Oregon), um mich mit Bischof Carman zu unterhalten. Wieder wurde ich wärmstens empfangen, und wieder berichtete ich einem interessierten Zuhörer meine Geschichte. Als ich zum Schluß kam, machte der Bischof eine kurze Bemerkung: „Daher haben die Pfingstler ihr Feuer, nicht wahr?“ Auch er lud mich in seine Diözese ein; doch irgendwie fühlte ich, dass mein neues Aufgabengebiet in der kleinen, baufälligen Kirche in Seattle sein würde.

In Van Nuys angekommen, besprachen Elberta und ich die Lage. Wir beteten und kamen zu dem Entschluß, in die Gemeinde St. Lukas zu gehen. Ich weiß, dass meine Entscheidung aufgrund von verschiedenen Dingen gefällt wurde: Erstens schien Gott diesen Weg zu öffnen; zweitens war ich begierig zu sehen, was geschehen würde, wenn die Taufe im Heiligen Geist Öffentlich angenommen und in einer örtlichen Gemeinde gepredigt würde; drittens wollte ich die Sicherheit meiner eigenen Denomination nicht missen; und außerdem war ich den Kampf leid und wollte fort! Wie gnädig ist Gott, dass Er so gemischte Motive benützt!

In der darauffolgenden Woche hielt die Assemblies of God von Südkalifornien in den Bergen von Pinecrest ihre jährliche Rüstzeit für Männer ab, und ich wurde als Sprecher eingeladen. Ich hatte mich an meine Pfingstbrüder und ihre Art gewöhnt und war mir bewußt, dass ich eine inspirierende Zeit zu erwarten hatte. Natürlich bewegte mich eines am meisten: Hatte ich mit meinem Entschluß, nach Seattle zu gehen, das Richtige getan? Während ich auf dem Podium saß und sah, wie 500 und noch mehr Männer Gott anbeteten und lobten, sagte ich in meinem Herzen: „O Herr, ich brauche eine Bestätigung dafür, dass mein Entschluß richtig war.“ Ich hatte kaum ausgebetet, als sich ein mir völlig unbekannter Mann erhob und in einer vom Heiligen Geist eingegebenen Sprache redete. Sobald er aufhörte, begann ein anderer, mir ebenfalls völlig unbekannter Mann, mit der Auslegung, die etwa folgendes beinhaltete: „Wenn du mit Mir gehst und das Wirken Meines Heiligen Geistes nicht leugnest, werde Ich deinen Dienst segnen!“ Im stillen sagte ich: „Danke, Herr!“

Inzwischen meldete sich die Öffentlichkeit. Ich wurde sowohl bekannt als auch berüchtigt. Es machte mir nichts aus, als Held angesehen zu werden, doch die Rolle eines bösen Buben sagte mir absolut nicht zu! Schließlich war ich bis zu der Explosion in der St. Markus-Kirche immer der brave Junge gewesen, der es mit jedem konnte. Ein „erfolgreicher“ Geistlicher ist gewöhnlich der nette Mann, jedermanns Freund. Jetzt plötzlich war ich eine umstrittene Figur, und das paßte mir nicht! Als ich davon erfuhr, dass das Wochenmagazin NEWSWEEK* einen Artikel für den 1. Juli plante, sagte ich zu Elberta: „Würdest du hierbleiben und alles packen? Ich werde sofort nach Seattle fahren. Ich kann einfach keine Telefongespräche mehr verkraften, und wenn dieser Artikel erscheint, wird er sowieso unmöglich sein!“ Ich meinte es ernst, und meine Frau hätte es in schweigender Duldung meiner Feigheit auch getan, wenn nicht gerade in diesem Augenblick das Telefon geläutet hätte. Mit einer ungeduldigen Handbewegung nahm ich den Hörer ab. „Pater Bennett?“ „Am Apparat!“

„Hier ist...“ Der Anrufer nannte den Namen eines im Raum von Los Angeles bekannten Kommentators. „Ich möchte eine Geschichte über die Ereignisse in der St. Markus-Kirche zusammenstellen — Sie wissen doch, Zungenreden und all das.“

* NEWSWEEK, 4. Juli 1960, Seite 77.

„Tut mir leid“, sagte ich, „ich bin gerade dabei, mich auf den Weg nach Seattle zu machen und werde dafür keine Zeit erübrigen können.“

„Gut“, sagte der Kommentator. „Ich werde die Sendung auch ohne Ihre Mitarbeit herausbringen.“

Seine Stimme zeigte, dass er das Gefühl hatte, es mit strahlenden „Spinnern“ zu tun zu haben. Für ihn schien die Sache recht lustig zu werden. Ich mußte schließlich einfach dableiben, wenn auch nur zu meiner Selbstverteidigung! Wir verabredeten einen Termin für den folgenden Tag. Ein Glück, dass es eine Radio- und keine Fernsehsendung sein würde!

Am nächsten Morgen, als wir beim Packen waren, klingelte es an unserer Haustür.

„Ach, das wird wohl der Radiointerviewer sein“, sagte ich zu Don und Shirley, unseren beiden Bekannten aus der St. Markus-Gemeinde, die wir gebeten hatten, mit uns im Programm mitzuwirken.

Don sah zum Fenster hinaus und rief: „Ach nein! Kameramänner!“ Also doch Fernsehen!

Meine Frau und ich blickten uns über die Stapel von Kartons an, die unser Wohnzimmer beinahe füllten. Herein kam der bekannte Kommentator, ein forscher kleiner Mann mit der unverkennbaren „Showbusiness“-Manier. Et machte den Eindruck, als hoffe er, die ganze alberne Geschichte so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Er zeigte sich deutlich überrascht, als er uns vier sah. Offensichtlich sahen wir nicht wie „Spinner“ aus. Während wir uns unterhielten, wurde er anders. Er stellte viele Fragen und zeigte sich zunehmend interessiert, da ihm anscheinend immer klarer wurde, dass es keine Spielerei war, sondern eine sehr ernst zu nehmende Sache. Er schien aufrichtig, und als er den Verlauf des Interviews mit mir besprechen wollte, fragte er: „Dieses »Zungenreden«, würden Sie so etwas jetzt für mich tun?“

Ich stimmte zu und betete kurz „im Geiste“. Sichtlich bewegt sagte er: „Pater Bennett, Sie müssen das während des Programms machen, als Teil des Interviews! Wenn Sie das nicht tun, werden die Zuschauer denken, dass es sich um etwas Verrücktes handelt. Wenn sie das jedoch hören, wissen sie, dass es echt ist.“

Vor dem Eintreffen des Interviewers hatten die anderen und ich beschlossen, dass wir nicht für die Sendung speziell in Zungen reden würden; wir waren uns dessen sicher, dass man uns darum bitten würde. Ich wußte aber, dass er recht hatte, und so kam es, dass ich doch im Geiste betete und für vielleicht eine Million Bewohner von Los Angeles im Fernsehen sichtbar und hörbar in Zungen sprach.

Das Programm war vernünftig zusammengestellt, und so wurde ein wirksames Zeugnis für das Wirken Gottes daraus. Der NEWSWEEK-Artikel kam, und wir überlebten auch das. In der nächsten Woche befanden wir uns auf dem Wege nach Seattle, und am Sonntag, dem 15. Juli, hielt ich meinen ersten Gottesdienst in der St. Lukas-Kirche, Ballard.

Eine stattliche Anzahl Menschen hatte sich aufgemacht, um den neuen Prediger zu sehen und zu hören. In meiner ersten Predigt hatte ich es einfach darauf abgesehen, die Menschen wissen zu lassen, dass ich „normal“ war! Ich fand Gefallen an ihnen, und sie schienen auf mich einzugehen, obgleich ich in großen Ängsten und großer Verzagttheit schwebte. Ich hatte gerade einen Gemeindekrach hinter mir, und das Erlebnis war absolut nicht so, dass ich es gerne noch einmal mitgemacht hätte. Bald jedoch wurde ich mit der echten Entmutigung konfrontiert, welche in der St. Lukas-Gemeinde herrschte. In der allerersten Woche kam Wally, ein junger Geschäftsmann, zu mir und sagte: „Es tut mir aufrichtig leid, dass ich Ihnen dieses antun muß, gerade, wo sie frisch eingetroffen sind, Pater Bennett, aber ich muß mein Amt als Sonntagsschulleiter niederlegen. Ich habe einfach nichts, was ich den Kindern geben kann. Ich habe allen Glauben, den ich noch besaß, verloren, nach all dem, was wir hier erlebt haben.“ Mit diesen Worten überreichte er mir seine Schlüssel und Bücher.

Ballard, das liebevoll „Heringsknochenhügel“ genannt wird, war ursprünglich ein skandinavisches Fischerdorf am Rande des Puget Sound gewesen, und da die frühe religiöse Färbung dort fast gänzlich lutherisch war, kann man die Kämpfe und Nöte der Episkopal-Kirche allzugut verstehen. Die Einwohnerzahl war jedoch in den letzten Jahren auf etwa 100000 angewachsen, von denen nur eine Minderheit Skandinavier waren, und dennoch hatte die St. Lukas-Kirche in ihrer Funktion als einzige Episkopal-Kirche im ganzen Umkreis nie recht an Boden gewonnen.

Wie so viele mühsam kämpfende Missionen hatte die St. Lukas-Kirche eine ganze Reihe Leiter gehabt: junge vorwärts strebende Männer, die so lange zu bleiben bereit waren, bis der wirtschaftliche Druck oder ihr Ehrgeiz sie zwang, das zu akzeptieren, was einer meiner Professoren auf dem Seminar als „vernehmlicheren Ruf“ bezeichnete; ältere Männer vor der Pensionierung, die wohl die nötige Reife und Weisheit mitbrachten, doch nach einer leichteren Last ausschauten und nicht fähig oder willig waren, die Herausforderung anzunehmen; und, was besonders schwierig war, Männer, die durch irgendein persönliches oder familiäres Problem in ihrem Leben gehandikapt waren. Von Zeit zu Zeit hatte die St. Lukas-Kirche ausgezeichnete Leiter gehabt, und einige gute Ansätze wurden gemacht, besonders seitens eines jungen Mannes, der in den fünf Jahren seines Dienstes sehr

beliebt gewesen war. Doch in der Zwischenzeit vor meiner Ankunft war der Bischof drauf und dran gewesen, die Kirche zu schließen — er hatte den Schlüssel in der Hand. Ich war die letzte Chance. Später sagte man mir: „Junge, als wir hörten, dass der Bischof Sie schickte, fragten wir uns, wie wohl unsere letzte Chance aussehen würde! Wir hatten in der Zeitung von Ihnen gelesen!“

Die ersten Wochen in Seattle verstrichen ohne besondere Ereignisse. Die bloße Schönheit der Natur raubte mir den Atem. Wir waren zu einem Zeitpunkt angekommen, wo das klare Sonnenwetter herrschte, wie es die Menschen im Norden manchmal genießen können, und das so manchen Regentag aufwiegt! Rundum erblickten wir schneebedeckte Berge: zum Westen hin die schönen Umrisse der Olympics und zum Osten hin die alpenähnliche Rauheit der Kaskaden. Blaues Wasser, grüne Wälder und — frische Luft! In dieser Umgebung begann ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass ich Freude daran haben würde, eine Weile ein regelmäßiges Gemeindeleben zu pflegen. Ich hatte das Verlangen, wieder als ruhiger, angesehener Gemeindeglieder akzeptiert zu werden! Auf der anderen Seite hatte ich die Macht Gottes in Seinem Volk am Wirken

gesehen, und ich wußte recht gut, dass ich mich nicht damit zufrieden geben konnte, eine Gemeinde zu leiten, ohne ihr von jener Taufe im Heiligen Geist zu erzählen.

Ich war jedoch, dessen ungeachtet, ziemlich vorsichtig. Doch gerade als ich mich wohlfühlen begann, kam ein weiterer Schlag- Im August widmete das Wochenmagazin TIME den Ereignissen in Van Nuys eine ganze Seite, die damit schloß, dass ich die St. Lukas-Gemeinde Seattle übernommen hätte. * Am darauffolgenden Sonntag kamen die Gemeindeglieder mit der Zeitschrift an und fragten: „Wir sind international bekannt, aber worum geht es eigentlich?“ Wieder einmal sah ich mich aus meinem Versteck getrieben.

Ich erzählte ihnen, was ich zu erzählen hatte. Zum Schluß sagte ich: „Ich will euch diese Sache nicht aufdrängen. Wenn ihr mehr davon wissen wollt, dann fragt mich nur danach. Ich werde euch gern davon erzählen — die ganze Nacht hindurch, wenn es sein muß!“

TIME, 35. August 1960, Seite 53—55.

10 Gestartet

„Ah — endlich sind wir soweit!“ sagte Elberta, als sie sich im Wohnzimmer unseres neuen Heims auf dem Sofa niederließ. Es war ein nettes kleines Häuschen, groß genug für unsere Familie und dennoch klein genug, dass man es ohne Schwierigkeiten sauber halten konnte. Von dramatischer Schönheit war der zauberhaft eingerahmte Blick aus unserem südlichen Wohnzimmerfenster auf den Mt. Rainier, wenn er sich gnädiglich sehen ließ! (Rainier brütet mit seinen etwa 5000 Metern über Seattle wie ein amerikanischer Fujiyama. Er weist alle faszinierenden Eigenschaften jener Berge auf, die es vermögen, je nach Standpunkt des Betrachters so auszusehen, als seien sie dicht oder weit entfernt, groß oder ganz unbedeutend. Ich habe beobachtet, wie der Rainier rückwärts wich und zu einem kleinen Punkt am weiten Horizont zusammenschrumpfte, so dass er viel weiter entfernt zu liegen schien als die tatsächlichen 100 Kilometer.) Es klopfte jemand an die Tür, und herein kamen zwei unserer neuen Gemeindeglieder.

„Wir wollten nur einmal hereinschauen und uns erkundigen, ob es euch gut geht und ob ihr Hilfe benötigt“, sagte Alice. Wir unterhielten uns über dieses und jenes; aber schließlich kamen sie auf das Wesentliche zu sprechen.

„Das, was Sie am vergangenen Sonntag in Ihrer Predigt erwähnten“, sagte Jack“, das interessiert uns. Könnten Sie uns einmal am Freitagabend besuchen? Es sind noch ein oder zwei andere, die sich auch dafür interessieren.“ Als wir am Freitagabend eintrafen, sahen wir zu unserem Erstaunen neun Menschen, die auf uns warteten. Vier Männer und fünf Frauen blickten uns erwartungsvoll an, als wir im Wohnzimmer unsere Plätze einnahmen. Während wir uns unterhielten und Tee und Kuchen genossen, betrachtete ich die Gruppe, die meisten hatte ich schon kennengelernt beziehungsweise in der Kirche gesehen; ein oder zwei waren mir unbekannt. Wie sich herausstellte, übten sie die verschiedensten Berufe aus. Einer von ihnen war Pharmakologe, ein anderer Personalleiter bei der Boeing-Luftfahrt. Zwei arbeiteten in der Versicherungsbranche, unser Gastgeber bei der SEATTLE TIMES. Von den Frauen waren zwei berufstätig, eine als Sekretärin, die andere als Forschungstechnikerin an der medizinischen Hochschule der Universität Washington.

Sie waren alle „alte“ Gemeindeglieder der St. Lukas-Gemeinde. Es handelte sich also nicht um eine Gruppe von

neuen Jüngern, die sich aus „Randfiguren“ zusammensetzte; diese Leute gehörten zu dem kleinen Kern derer, die sich in all den Jahren um das Bestehen der Kirche bemüht und darum gekämpft hatten. Einige von ihnen waren noch, oder waren einmal, im Ältestenrat, dem offiziellen Kirchenvorstand. Zu meinem Erstaunen und meiner Freude erkannte ich auch den jungen Mann, Wally, der gerade vorher sein Amt als Sonntags Schulleiter niedergelegt hatte, weil er so mutlos geworden war. Bemerkenswert war noch die Tatsache, wie man mir später erzählte, dass sie untereinander keine engen Freunde gewesen waren. Jeder einzelne von ihnen schien an jenem Abend ganz persönlich zum Kommen bewegt worden zu sein. Sie hatten sich nicht gegenseitig dazu aufgefordert, und die einzelnen Ehepaare waren ziemlich erstaunt, die anderen zu sehen.

„Beginnen Sie ganz am Anfang“, sagte Jack, unser Gastgeber. „Was ist denn bei Ihnen in Südkalifornien passiert?“ Ich sprach annähernd zwei Stunden lang, während meine Zuhörer in gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Als ich innehielt, schwiegen alle einen Augenblick lang, bis jemand von den Männern sagte: „Also hat es mit dem Christentum doch mehr auf sich, als wir ahnten!“

„Eigentlich sollten wir uns die ganze Nacht lang darüber unterhalten!“ sagte jemand anders. Wir beschlossen, am folgenden Freitagabend bei einem anderen Ehepaar zusammenzukommen, und in der darauffolgenden Woche waren alle anwesend, einschließlich jenes Ehemannes, der aus beruflichen Gründen am ersten Treffen nicht hatte teilnehmen können. Als wir uns hinsetzten, sagte jemand: „Heute abend sollten wir nicht reden, sondern lieber beten!“

Diese Bemerkung überraschte mich, weil diese Leute keineswegs „Gebetstypen“ waren und auch nicht mit Gebetsversammlungen „vorbelastet“ waren. Sie waren vielmehr typische Kirchgänger episkopalischer Prägung: aufrichtig, nüchtern, mit dem Bedürfnis, sich religiös zu betätigen, ohne jedoch sich allzusehr oder allzuschnell begeistern zu lassen. Religion war für sie ein „Teilgebiet“ ihres Lebens, etwas sehr Schönes am rechten Fleck, doch ohne engere Beziehung zu ihren anderen Lebensbereichen. Weshalb betete ich nicht gleich darum, dass diese offenen und eifrigen Menschen im Heiligen Geist getauft würden? Ganz einfach: Ich fürchtete mich! Ich wußte aus Erfahrung, was geschah, wenn Menschen „angefeuert“ waren. Allzugut konnte ich mich an das „Preis dem Herrn“ erinnern, das der Älteste im vergangenen Jahr beim Kaffeetrinken in der St. Markus-Kirche ausrief!

Die Gebetsversammlung an jenem Abend verlief ohne weitere Dramatik für denjenigen, der nicht wußte, wie ungewöhnlich die Tatsache, dass überhaupt so etwas stattfand, ohnehin schon war! Alle waren sich begeistert darüber einig, dass wir uns am darauffolgenden Freitag wieder zusammenfinden sollten, und wir kamen zu dem Entschluß, uns im Gemeinderaum zu treffen. Dieses Vorgehen würde Gerüchte jeglicher Art im Keime ersticken, die vielleicht dann aufgekommen wären, wenn wir in Privathäusern zusammengekommen wären. Im Gemeinderaum hatte jedermann die Möglichkeit, an den Zusammentreffen teilzunehmen, da es sich ja um einen Öffentlichen Raum handelte. An jenem dritten Freitagabend kam eine etwas größere Gruppe zusammen. Unsere hübsche 20jährige Tochter, die gerade in jener Woche zu uns nach Seattle gezogen war, nahm auch an dem Treffen teil. (Sie war in Kalifornien zurückgeblieben, als wir fortzogen, um ihr College-Jahr zu beenden.) Jim, mein jüngster Assistent in Van Nuys, der zusammen mit seiner Frau Sharon gerade in unserer Gegend war, nahm auch daran teil. Jim und Sharon, ein attraktives junges Ehepaar, erklärten sich gern bereit, unseren Leuten aus Seattle von ihren Erlebnissen mit dem Heiligen Geist zu berichten. Margaret auch. An jenem Abend beteten wir reihum, und während wir beteten, war die Gegenwart des Herrn so spürbar nahe, dass mehrere aus der Gruppe zu Tränen gerührt waren.

Einmal im Jahr pflegte der Bischof von Olympia die Geistlichen seiner Diözese zu einer Konferenz zusammenzurufen, und in der folgenden Woche sollte diese Konferenz wieder stattfinden. Als meine Kollegen im geistlichen Amt und ich in dem kleinen Seebad in Oregon eintrafen, wo wir drei Tage gemeinsam verleben sollten, herrschte eine gute, urlaubsähnliche Stimmung und ein guter Gemeinschaftsgeist. Das Programm für den ersten Abend begann: Abendgebet, Abendbrot, ein Vortrag des Gastredners — eines sehr streng und gelehrig aussehenden englischen Bischofs! — und dann wurde das Pensum für den Tag mit dem vorgeschriebenen Abendgebet beendet. Wir zerstreuten uns in die verschiedensten Richtungen: einige gingen zu Bett, andere unternahmen einen kurzen Abendspaziergang an den Strand, die meisten zogen sich jedoch zum Gespräch in die verschiedenen Zimmer zurück — um Erinnerungen, Anekdoten und ein wenig handfesten alten Klatsch über Kirchenangelegenheiten und Persönlichkeiten, besonders Bischöfe, auszutauschen! Fünf oder sechs Männer aus meinem neuen Bekanntenkreis bestürmten mich und sagten: „Wir möchten etwas von deinem Erlebnis hören.“

Einer bot uns sein Zimmer an, und bald waren wir mitten in der Geschichte. Ich weiß nicht, was sie hören wollten, doch alle lauschten gespannt auf das, was ich zu berichten hatte, und stellten bis nach Mitternacht Fragen. Ich blickte auf meine Uhr und rief aus: „He, Leute, es ist fast ein Uhr! Wir müssen ins Bett!“

Es folgte eine Pause. Niemand erhob sich, um zu gehen. Dann meinte ein junger Priester mit kurzgeschorenem

Haar von einem Platz auf dem Fußboden aus: „Wir sollten beten.“ Dieser Vorschlag überraschte mich. Geistliche der Episkopal-Kirche beten wohl, doch ihr Gebet ist meist entweder privater Natur oder ein liturgisches „Allgemeingebet“. Es war ganz ungewöhnlich, dass dieser junge Mann ein informelles Gruppengebet vorschlug, und ungewöhnlich war vor allem auch, dass diese Männer auf zwanglose Weise beteten — es waren gute Gebete, spontane Gebete.

Wieder ein Tag verstrich. Wir kamen zu Vorträgen, Diskussionen, zum Gebet und zur Gemeinschaft untereinander zusammen, und auch an diesem Abend trat nach dem Abendgottesdienst eine Gruppe mit der Bitte an mich heran: „Dennis, komm, wir mochten mehr von deinen Erfahrungen hören.“ Einige waren bereits am Vorabend dabei gewesen, doch die meisten waren neu. Wieder unterhielten wir uns, und wieder sagte jemand, der jedoch am Vorabend nicht dabei gewesen war, in den frühen Morgenstunden: „Wir sollten beten!“ Und so beteten wir.

Am dritten Abend war es der Erzdiakon der Diözese, der Mann, der mich während meines ersten Besuchs in Seattle in die St. Lukas-Kirche geführt hatte, der sagte: „Dennis, ich habe deine Geschichte noch nicht in allen Einzelheiten gehört. Würdest du heute Abend auf mein Zimmer kommen?“ Der Erzdiakon war ein sehr beliebter und geachteter Mann, und als ich sein Zimmer betrat, saßen bereits 14 Männer da und warteten auf mich. Wieder berichtete ich von dem, was ich erlebt hatte, und wieder wurden viele Fragen gestellt. Dann folgte die Pause, die ich fast schon erwartete, und jemand sagte: „Wir wollen beten!“ Was dann folgte, war wirklich sehr eigenartig. Als diese Männer beteten, klang es wie eine Pfingstversammlung! Einer sagte: „Preis dem Herrn!“, ein anderer „Hai-leluja!“ Plötzlich sprang einer der Priester, ein mir unbekannter Mann, auf die Füße und begann das „Sanctus“ zu rezitieren: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll!“ Sein Antlitz strahlte, als er mit emporgestreckten Händen sprach. Plötzlich begann er prophetisch zu reden. Schönste Worte der Verheißung und des Segens kamen von seinen Lippen. Diese Worte waren offensichtlich von Gott inspiriert. Er kam zum Schluß und fiel in seinen Stuhl zurück. Auf seinem Gesicht zeichnete sich maßloses Erstaunen ab. „Woher in aller Welt kam denn das?“ hauchte er. Am letzten Konferenzmorgen, während ich mich auf die Heimfahrt vorbereitete, fragte mich jemand plötzlich: „Wie wär's, wenn du mit uns nach Hause fahren würdest?“ Ich drehte mich zu dem Sprecher um und war mir nicht einmal sicher, dass ich den jungen Geistlichen, der mich ansprach, wiedererkannte. Ich hatte ihn zu Beginn der Konferenz kennengelernt und mich mit ihm unterhalten. Er sagte mir, wie leer und frustriert er geworden sei, und wie sehr er mit dem Gedanken spiele, sein Amt niederzulegen. Ich hatte wirklich selten jemanden gesehen, der so unglücklich aussah. Folglich hatte er sich an allen drei informellen Spätversammlungen eingefunden. Er hatte offenbar inzwischen etwas erlebt, und jetzt überzeugte mich sein strahlendes Lächeln genauso von seiner Freude, wie sein Gesichtsausdruck mich zu Anfang vom Gegenteil überzeugt hatte. Freudig nahm ich seine Einladung an. Als wir nach Seattle zurückfuhren, schlug er sich alle paar Kilometer auf die Knie und rief aus: „Preis dem Herrn!“

Als wir bei mir zu Hause eintrafen, empfing uns Elberta mit einer interessanten Nachricht: „Stell dir vor, Dennis, Pater W. ist hier in Seattle. Du weißt doch, der Mann, der dir damals aus Illinois schrieb! Er hat etwas freie Zeit und würde uns gerne besuchen!“

Ich freute mich sehr. Pater W. war Pastor einer größeren Gemeinde im Umkreis von Chicago. Inmitten der Unruhen in Van Nuys hatte er mir geschrieben, um mir zu sagen, dass sie bei ihm in der Gemeinde die Taufe im Heiligen Geist schon seit fünf Jahren kannten. „Die meisten meiner Stützen haben es erlebt, und es ist einfach wunderbar zu sehen, wie sich Gottes Liebe und Freude in ihrem Leben auswirkt“, schrieb er mir. Er ermutigte mich, fest zu stehen. Ich war natürlich sehr erfreut, **denn** bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich als Priester der Episkopal-Kirche ziemlich allein gewöhnt. Ich hatte ihn damals angerufen, und wir hatten uns lange Zeit geschrieben. Jetzt war er in Seattle!

Ich rief ihn sofort an und vereinbarte einen Zeitpunkt für **den** gleichen Abend. Schnell rief ich alle Teilnehmer an den Freitagsversammlungen an. Hätten sie Interesse daran, einen anderen Priester der Episkopal-Kirche kennenzulernen, der auch an die Taufe im Heiligen Geist glaubte? Ich hätte genausogut Fische **zum** Schwimmen auffordern können! Innerhalb kurzer Zeit trafen alle bei uns zu Hause ein, einschließlich einiger alter Freunde aus Van Nuys, die auf Besuch waren — darunter der Neurologe „Duke“ und seine Frau Claire — und der vormalig deprimierte, jetzt übergelückliche junge Geistliche, der mich von der Konferenz nach Hause gefahren hatte und geblieben war, um zu sehen, was Gott an weiteren Segnungen für ihn bereit hatte! Pater W. aus Chicago erwies sich als stattlicher Mann im mittleren Alter. Durch seine angenehme Art und seine Offenheit war das Eis bald gebrochen, und er begann uns ohne weitere Umschweife von seinem eigenen Erlebnis zu berichten und wie die Leute in seiner Gemeinde gesegnet worden waren. Dann blickte er die Anwesenden an und sagte: „Ist irgend jemand heute anwesend, der den Heiligen Geist empfangen möchte?“ Das war genau die Frage, die ich vermieden oder aufgeschoben hatte. Ich saß fest auf dem Sofa, aber mir war zumute, als befände ich mich zum ersten Mal allein als Pilot im Flugzeug. Auf der Startbahn bestehen noch keine Probleme, aber andererseits

bringt es den Piloten auch kein Stück weiter. Man muß mit voller Kraft starten, erst dann hat man alle Hände voll zu tun! Dieser Mann war drauf und dran, den Gashebel für mich zu betätigen! Ich wußte, dass wir „starten“ würden, sobald wir Gott baten, Seine Kraft zu offenbaren; doch ich war der Pilot — die Frage war nur, konnte ich das Fahrzeug dieses Mal ohne Mißgeschicke lenken? Damals in Van Nuys war es eine wilde Fahrt geworden! War ich bereit, eine zweite zu riskieren? Während der vergangenen neun Jahre haben mir viele Kirchenführer auf diese oder jene Weise zu verstehen gegeben: „Dennis, wir wissen, dass die Kirche in ihrer Funktion als Organisation im Sterben begriffen ist und dass wir etwas brauchen, das uns aus dieser Situation heraushilft. Das, wovon du uns erzählst, mag vielleicht das Richtige sein, aber ach, Dennis, wir können uns keine eventuellen Schwierigkeiten leisten!“ Ich als Leiter wußte nur zu gut, was sie meinten. Wenn das Boot schwimmt, und wenn sein Bug tief im Wasser liegt und die Wellen das Deck überspülen, dann sollte -es auf keinen Fall zum Schaukeln gebracht werden! Was ich nicht bemerkt hatte, war, dass die St. Lukas-Kirche bereits auf Grund gelaufen und somit ein Schaukeln nicht mehr möglich war. Die allgemein vertretene Haltung war: „Wenn du meinst, du könntest das Boot wieder flott machen, dann versuch' es doch!“

Pater W. blickte auf die Uhr. „Ich muß erst in eineinhalb Stunden am Flughafen sein“, sagte er lächelnd. „So hat jeder reichlich Zeit, im Heiligen Geist getauft zu werden!“ Ich saß fest auf meiner Couch. Das muß ich erleben!

Die kleine Schar brauchte keineswegs genötigt zu werden; sie waren alle bereit, auch der junge Priester, der mich nach Hause gefahren hatte. Ich sah zu, wie mein Freund aus Chicago den Leuten die HKnde auflegte. Er betete für jeden einzelnen, und in aller Schlichtheit sahen und horten wir, wie einer nach dem anderen das Pfingstwunder erlebte.

Sie wurden alle mit heiligem Geiste erfüllt und fingen an, in anderen Sprachen zu reden, wie der Geist ihnen gab auszusprechen“ (Apostelgeschichte 2, 4 — Elberfelder Übersetzung). Pater W. ermutigte sie ganz einfach, ihren Mund aufzutun und so zu sprechen, „wie es der Geist ihnen gab“. Der junge Priester von der Konferenz der Geistlichen bedurfte keiner Ermutigung! Bevor Pater W. auch nur in seine Nähe kam, warf er den Kopf zurück und begann fließend in einer neuen Sprache zu sprechen, während ein herrlicher Glanz sein ohnehin strahlendes Antlitz bedeckte. Bei einigen anderen geschah es fast genauso spontan, während andere ein wenig Hilfe benötigten, um ihre Schüchternheit zu überwinden. Diese lieben Menschen, die sich so viele Jahre hindurch abgemüht hatten, um in Ballard etwas für Gott zu tun, wurden sich plötzlich auf eine neue Art und Weise Seiner Macht und Herrlichkeit in ihrem Leben bewußt. Die sichtlich stattfindende Veränderung war nicht zu übersehen. Freude, Freiheit und geistliches Verständnis kamen so, wie die neue Sprache über ihre Lippen sprudelte. Wenn unser Gast sich auch verabschieden mußte, so hatte doch das Werk seinen Anfang genommen. Pater W. war es nicht, der die Kraft verlieh, auch würde die Kraft nicht weichen, wenn er fortging. Er hatte diesen Leuten ganz einfach gezeigt, wie sie das annehmen und von sich geben konnten, was bereits in ihnen schlummerte, da sie in Christo waren. In ihnen erfüllte sich das Gebet, das anlässlich ihrer Konfirmation gesprochen worden war: ... dass sie „im Heiligen Geiste zunehmen möchten“. * Nun „starteten“ wir und „erklommen die Höhen“ — aber was würde dann werden? Ich war gespannt!

Nicht, dass der Heilige Geist in ihnen zunehmen möchte, wie wir die Situation deuten zu müssen meinen, sondern dass sie im "eiligen Geist zunehmen, das heißt, sie in zunehmendem Maße für Ihn brauchbar werden.

Eine interessante Begebenheit geschah an diesem Abend Jack, derjenige, bei dem wir uns zuerst trafen, war leidenschaftlicher Kegler und hatte an einem Wettkampf teilnehmen müssen, weshalb er später im Pfarrhaus eintraf. Er sagte mir: „Als ich die Straße hinaufkam, sah ich vor Ihrem Haus das Licht und es leuchtete viele Male heller, als eine 100-Watt-Birne leuchten kann! Als ich das sah, wußte ich, dass ich mich beeilen mußte, weil etwas Wunderbares im Gange war!“

11

Im Geisteswind

Am Nachmittag darauf erhielt ich einen Telefonanruf. Es meldete sich Pat, eine von denen, die am Vorabend den Heiligen Geist empfangen hatten.

„Ich verstehe eigentlich nicht alles, was ich gestern abend auf dem Zusammentreffen erlebt habe“, sagte sie zögernd. „Aber den ganzen Tag lang sind mir einige Worte im Sinn, und ich glaube, sie gelten Ihnen. Kann ich einmal bei Ihnen vorbeikommen, um sie Ihnen wiederzugeben?“

„Wenn Sie etwas vom Herrn haben“, antwortete ich, „dann, meine ich, sollten wir Ihn nicht warten lassen. Kommen Sie gleich vorbei!“ Sie kam in mein Büro.

„Der Herr will scheinbar folgendes durch mich sagen“, sagte sie, als sie sich auf einen Stuhl niedersetzte. „Du fürchtest dich. Du hast Angst, dass diese Gemeinde wie die Gemeinde in Van Nuys explodiert! Aber fürchte dich nicht. Hier wirst du keine Schwierigkeiten haben, die du nicht meistern könntest, und du wirst von allen starke Unterstützung haben — von oben angefangen!«“

Während sie sprach, konnte ich keinen Zweifel haben, dass der Herr sie an diesem Tag als Botschafterin gebrauchte. Sie konnte unter gar keinen Umständen ahnen, wie wahr ihre Worte waren, und wie sehr sie gebraucht wurde. Ich lebte tatsächlich seit der Explosion in Van Nuys voll Furcht. Ich war mir gar nicht klar darüber gewesen, wie bedrückt ich war, bis plötzlich dieser Druck wich. Mir war, als fühle ich den heißen Wind des Heiligen Geistes auf meinem Gesicht und als käme ein silberner Regen der Freude sichtbar vom Himmel herab! Mein Herz hüpfte vor Freude — ich lachte, ich rief, ich pries Gott! Ich verwirrte die frisch im Heiligen Geist getaufte Christin über die Maßen!

Mit dieser inneren Stärkung vom Heiligen Geist stürzte ich mich begeistert in die neue Arbeit. „Das wichtigste ist, dass ich zuerst einmal die Leute besuche“, hatte ich zu Florence, jener Gemeinsekretärin gesagt, die mit wahren Heldenmut damals alles zusammengehalten hatte, als die St. Lukas-Gemeinde keinen Gemeindevorstand hatte. „Ich werde die Gemeinde in Distrikte aufteilen und für jeden Distrikt eine »Schlüsselfamilie« ernennen. Wir müssen die Dinge organisieren!“ Im allerersten Gemeinderundbrief nach meiner Ankunft in der St. Lukas-Gemeinde hatte ich es darauf abgesehen, meinen ganzen Einsatz zu versprechen. „Sobald wir eingezogen sind und uns häuslich niedergelassen haben, werde ich ein intensives Besuchsprogramm starten“, hatte ich geschrieben. Das klang mutig! Ich dachte, ich wüßte was der St. Lukas-Gemeinde fehlte! Ich hatte schon mehrere tote kleine Gemeinden wiederbelebt, und das Besuchemachen war einfach grundlegend. Wir Pastoren sind dazu ausgebildet worden, Leute zu besuchen, in der Hoffnung, dass sie Gott auch einmal „einen Besuch abstatten“! Doch offensichtlich hatte Gott etwas anderes vor. Er wollte die Gemeinde beleben. Die St. Lukas-Gemeinde sollte anders sein; sie sollte keine Gruppe von unmündigen Seelen sein, die von einem Geistlichen „betreut“ werden. Diese Leute sollten dazu ausgerüstet werden, sich gegenseitig zu helfen und auch ihren Mitmenschen. Es kam nie so weit, dass ich mein „Besuchsprogramm“ durchführte. Gott ließ wohl zu, dass ich mich um diejenigen kümmerte, die echte Not litten — krank waren oder Schwierigkeiten hatten —, doch Er ließ nicht zu, dass ich mich aus „werbetechnischen Gründen“ an einen regelmäßigen Besuchsplan hielt.

Man hat mir oft gesagt: „Der Grund für die Erweckung in der St. Lukas-Gemeinde liegt darin, dass Sie ein kluger Organisator sind. Sie wissen genau, wie man eine Gemeinde aufbaut!“ Tatsache ist jedoch, dass ich gar nicht dazu kam, meine „Klugheit“, falls ich überhaupt eine besaß, anzuwenden. Sämtliche kleinen Kniffe, die ich in den 16 Jahren meines Dienstes gelernt hatte, wurden nie angewandt, weil Gott mich zu sehr beschäftigt sein ließ, als dass ich sie hätte anwenden können!

Bereits in unserer zweiten Woche in Seattle besuchte **uns der** Pastor einer Assemblies of God-Gemeinde. Dennis, würdest du in unserer Gemeinde von deinem Erlebnis berichten?“ fragte er mich.

Das war die erste von vielen Einladungen, von derart vielen, dass ich mich genötigt sah, nicht auf alle einzugehen. In den ersten vier Monaten meiner Amtszeit als Pastor der St. Lukas-Kirche reiste ich nach Denver, Spokane, Portland und Vancouver, B.C., und auch in viele benachbarte Gemeinden und Gemeinden am Ort, um von meinem Erleben zu berichten. Bald wurde ich gebeten, eine Ansprache vor Geistlichen und Laien aus den verschiedensten Denominationen zu halten. Methodisten, Baptisten, Quäker und Lutheraner zählten zu den ersten, die mich einluden. Laien und Pastoren aus all diesen und vielen anderen Gruppen empfingen den Heiligen Geist. Mein eigener Bischof bat mich auf dem Clericus, jenem Zusammentreffen der örtlichen Pastoren der Episkopal-Kirche, zu reden. Dort wurde ich höflich und interessiert empfangen. Zu dieser Zeit waren bereits mehrere Priester der Episkopal-Kirche im Heiligen Geist getauft worden.

Im Gemeindebrief vom 8. Januar 1961 erschien die erste von vielen ähnlichen Aussagen: „Ich bin darauf bedacht, die Einladungen in andere Gemeinden auf ein Minimum zu beschränken!“ Mir und auch den Mitgliedern der St. Lukas-Kirche wurde jedoch bald klar, dass die Einladungen in andere Gemeinden einen großen Teil meines Dienstes darstellen würden, da ich einer der wenigen Geistlichen aus einer „traditionellen“ Denomination war, der bereitwillig Auskunft über sein Erlebnis der Taufe im Heiligen Geist gab und geben konnte. Außerdem war ich aufgrund meiner Herkunft und akademischen Ausbildung dazu in der Lage, das Wirken des Heiligen Geistes so darzustellen, dass es für die „Intellektuellen“ und Kollegen im geistlichen Amt annehmbar klang. Was die Gemeindeglieder der St. Lukas-Kirche betraf, so akzeptierten sie von Anfang an mit Geduld und Verständnis meine zweifache Rolle, und indem sie das taten, förderten sie eine umfassende

Pionierarbeit. Ich konnte häufig von der Gemeinde fort sein, weil die Laien die ihnen zustehende Rolle als Geistliche und Priester vor Gott und einander ausfüllten. Wenn ich fort war, so lief das „Geschäft“ wie gewöhnlich weiter, denn die frisch mit dem Heiligen Geist Getauften waren, wegen ihres neuen Verlangens zu dienen, nur allzu bereit, die Versammlungen zu halten, mit den Leuten zu beten, Gottesdienste zu gestalten und sogar am Sonntag zu predigen — und all das aufs beste! Wenn ich nach einem Dienst außerhalb zurückkehrte, horte ich sie oft sagen: „Als Sie fort waren, Pater Bennett, hatten wir eine herrliche Zeit!“ Ich stellte auch fest, dass die finanzielle Seite in meiner Abwesenheit nicht litt. Ich wurde zu einem leitenden Offizier einer Armee von Soldaten, die für sich selbst zu kämpfen vermochten, anstatt Verwalter geistlicher Heilmittel zum Wohle einer Menge abhängiger Kunden zu sein! Es war großartig! Die ersten „angefeuerten“ Gemeindeglieder erzählten ihren Bekannten von dem, was sie erlebt hatten. Wir begannen, uns regelmäßig jeden Freitagabend in der Kirche zu treffen, und als ich dort Zeugnis abgelegt hatte, schlossen sich andere an und erzählten ihre Geschichte.

„Stell dir vor, was gestern los war!“ Amys Gesicht strahlte vor Freude. „Gestern abend besuchten uns alte Bekannte, und sie haben Jesus angenommen!“

Ich hätte sie kaum für die gleiche Person gehalten, die ich an einem Sonntagmorgen kurz nach meiner Ankunft in Seattle im Gottesdienst sah. „Du liebe Zeit, sieht diese Frau aber deprimiert aus!“ hatte ich gedacht. Ich hörte, dass sie Amy hieß und dass ihr Mann Ed hin und wieder zu den Gottesdiensten kam, wenn er nicht gerade angeln ging! Zu meiner Überraschung hielt mich Amy nach einem Gottesdienst am Sonntagmorgen an: „Wie ich hörte, halten Sie in den Häusern hin und her Gebetsstunden“, sagte sie. „Würden Sie auch einmal in unserem Haus Gebetsstunde halten?“ Und so kam es, dass wir uns einige Abende später bei ihr trafen. Als die Leute allmählich eintrafen, sagte Amy: „Ich habe heftige Halsschmerzen. Pastor Bennett, würden Sie bitte für mich beten?“ Ich wandte mich an einen Mann, der bereits verschiedene Male auf bemerkenswerte Weise im Gebet für Kranke gebraucht worden war. Wir legten die Hände auf Amys Kopf und die Schmerzen wichen augenblicklich. Das war jedoch nicht alles! Der Herr taufte sie auch im Heiligen Geist, und sie begann in Zungen zu sprechen!

Wie anders wurde alles für dieses Ehepaar! Als Ed sah, was Amy erlebt hatte, sagte er: „Das möchte ich auch haben!“ Wir beteten für ihn. Er tat sich schwer, weil er ein wenig schüchtern und gehemmt war. Der Heilige Geist war offensichtlich in ihm am Wirken, und wie so viele andere Male war ich auch dieses Mal geneigt zu sagen: „Schon gut. Mach dir keine Gedanken über die »Zungen«. Sie werden wahrscheinlich später auftreten.“ Doch wieder machte sich Gott diesbezüglich verständlich. Nicht lange darauf berichtete Ed: „Nachts träumte ich, dass ich in Zungen spreche!“ Danach war es nur eine Sache der Zeit, dass er auch tagsüber und willentlich in Zungen sprechen konnte. (Seitdem sind uns viele Fälle bekannt geworden, in denen das „Zungensprechen“ zuerst im Traum geschah.) Wieder einmal hatte ich die Gelegenheit zu erleben, wie sehr der Pfingstsegen zwei Menschen zu verändern vermag. Sowohl Ed als auch Amy kamen aus „kirchlichen“ Elternhäusern. Ed hatte es aufgegeben, zu erwarten, dass irgend etwas Wichtiges in der Kirche geschehen würde. Amy gab sich noch Mühe, wie Mütter es oft tun. Als Ed erlebte, wie seine Frau geheilt wurde und plötzlich zu einem glühenden Leben im Heiligen Geist durchbrach, begann er sofort Verlangen danach zu haben, das zu erleben, was auf so sichtbare Weise gut war.

Jetzt saß Amy nicht mehr gelangweilt in der Kirche, während sich Ed die Zeit mit Angeln vertrieb. Amy und Ed waren nicht nur einmal jeden Sonntag in der Kirche, sondern sogar mehrere Male und mehrere Male in der Woche. Sie waren dem Geiste nach „lebendig“ geworden.

Sie sagten: „Wissen Sie, bevor wir im Heiligen Geist getauft wurden, bestand unsere einzige Sorge darin, das Wochenende zu überstehen! Manchmal luden wir einige Freunde zu Besuch ein, doch das war meist ziemlich langweilig. Ein paar Drinks belebten die Sache, aber nicht sehr. Jetzt laden wir unsere Freunde ein und erzählen ihnen von Jesus. Das ist viel spannender!“ Nicht nur das Gehörte sprach die Leute an, sondern auch die „glücklichen Gesichter“, wie es einmal ein Mann sagte. Er wußte einfach, „dass es wahr sein mußte!“ Innerhalb kurzer Zeit empfingen viele Mitglieder der Gemeinde den Heiligen Geist. Genau wie in Van Nuys waren es gefestigte Gemeindeglieder, welche sich abgemüht hatten, die Kirche am Leben zu erhalten. Eine Frau war seit über 30 Jahren in der St. Lukas-Kirche, die meisten anderen seit 10, 15 oder 20 Jahren. Das Durchschnittsalter dieser neu getauften Christen war wohl 40 Jahre, obgleich eine der Damen, die als erste den Heiligen Geist empfingen, über 70 Jahre alt war. Zu den unermüdeten Alteingesessenen zählte Monty, ein Mann mit reichen Erfahrungen im Berufs- und Geschäftsleben. Er war bischöflicher Amtsvorsteher (die „rechte Hand“ des Geistlichen in der Körperschaft der Episkopal-Kirche) während meines ersten Jahres in der St. Lukas-Gemeinde und Schatzmeister — welches Amt er bereits seit zehn Jahren innehatte. Er hatte miterlebt, wie es mit der kleinen Kirche auf und ab ging und zuletzt die Abwärtsrichtung vorzuherrschen begann. Jetzt plötzlich erkannte er eine gänzlich entgegengesetzte Richtung, und er setzte es sich in den Kopf, festzustellen, woher das kam! Einige Wochen lang nahm er an unseren Versammlungen teil und beobachtete uns so objektiv wie nur möglich

— er war übrigens von Beruf Soziologe!

„Er macht mich nervös!“ bemerkte eine Person. „Er sitzt einfach da und beobachtet uns, wie ein, wie ein — Wachoffizier!“ Doch eines Abends nach der Ältestenversammlung nahm mich der „Wachoffizier“ auf die Seite.

„Seit diesen Zusammenkünften am Freitagabend sieht meine Beratung ganz anders aus!“ sagte er. Damals war er noch Bewährungshelfer für straffällig gewordene Jugendliche, für die er sich sehr einsetzte. Jetzt merkte er, wie sein Mitgefühl irgendwie größer und seine Haltung entscheidend anders wurde. Im Laufe der nächsten Versammlung machte Monty mir während des Gebets ein Zeichen. „Kommen Sie bitte einmal zu mir, ich brauche Hilfe“, sagte er. Er hatte bereits begonnen, in Zungen zu sprechen! Danach hatte ich einen veränderten Schatzmeister. „Gebt diesen Monat bitte kein unnötiges Geld aus!“ warnte er uns besorgt. „Wir sind im Rückstand!“ Dann fügte er grinsend hinzu: „Ich mache mir eigentlich keine Sorgen - Preis dem Herrn!“

Monty war ein typischer Fall für das Wirken Gottes in der St. Lukas-Gemeinde. Sehr, sehr wenige aktive Glieder der Gemeinde fühlten sich durch das Erlebnis ihrer Freunde beunruhigt oder abgestoßen. Diejenigen, die der Ansicht waren, es handle sich um etwas, das für sie nicht in Frage käme, sagten: Die Taufe im Heiligen Geist interessiert uns nicht, aber wir sehen, dass die Gemeinde auflebt, und das macht uns glücklich.“ Es kam zu keiner Spaltung. In den Anfängen kamen mir hin und wieder Klagen zu Ohren: „Diese Heiligen-Geist-Leute bilden eine Clique!“ Dann brauchte ich nur zu sagen: „Leute, stellt euch doch während der Kaffeestunden nicht immer so zusammen, um über eure Erlebnisse zu sprechen — gesellt euch zu den anderen und sagt es ihnen weiter!“ Und tatsächlich gingen sie darauf ein. Die kleine Gemeinde war von inneren Streitigkeiten zerrissen gewesen, doch war deutlich zu erkennen, dass die Liebe Gottes am Wirken war, um die Wunden zu verbinden, und die Menschen dazu zu bringen, sich gegenseitig aufrichtig schätzen zu lernen.

Als Menschen aus anderen Denominationen dazu übergangen, die St. Lukas-Gemeinde zu besuchen, wurde uns klar, wie weise Gott gewesen war, als Er eine ziemlich „hohe“ Episkopal-Kirche als Zentrum Seines Wirkens auserwählte, denn die wenig vertraute liturgische Gottesdienstform trug nicht dazu bei, dass die anderen Menschen ihre eigenen Gemeinden verließen, um sich in der St. Lukas-Kirche einzufinden. Sobald Glieder aus anderen Gemeinden den Heiligen Geist empfingen, rieten wir ihnen: „Eure eigene Gemeinde ist euer Missionsfeld. Ihr dürft gerne hierher kommen, um Gemeinschaft mit uns zu pflegen und Unterweisung zu empfangen, doch wir möchten, dass ihr euren eigenen Pastoren und Freunden die »Gute Nachricht« weitersagt!“ Einer unserer Leute formulierte es so: „Die St. Lukas-Gemeinde ist gewissermaßen die Zündflamme. Wir zünden die anderen Lichter an!“

Wie auch in Van Nuys entdeckten diese Leute die Freude des gemeinsamen Gebets. Auch sie begannen, sich zu jeder passenden Gelegenheit und bei jedem möglichen Anlaß zusammenzufinden. Der große Unterschied bestand darin, dass es keine Opposition gab, keine wilden Gerüchte, keine Furcht und keine Geheimniskrämerei. Diese Kirche ehrte das Wirken des Heiligen Geistes, und alle wußten das.

Ein weiteres deutliches Zeichen der Fülle des Heiligen Geistes im Leben der Menschen besteht in ihrem Interesse an der Heiligen Schrift. Man hatte mich gelehrt, die Bibel als Sammlung religiöser Literatur zu betrachten, die etliche wunderbare, etliche weniger wunderbare, etliche gültige und etliche ungültige Dinge enthielt die aber auf jeden Fall eine Mischung war, aus deren Fülle die Gelehrten das ihrer Ansicht nach Authentische herauspicken konnten, um es uns darzulegen. Die Schrift in ihrer Gesamtheit als Werk des Heiligen Geistes zu betrachten, stand im Widerspruch zu all dem, was ich gelehrt worden war, und dennoch war es genau das, wozu ich mich gedrungen sah, je mehr ich im Leben des Geistes fortschritt. Es war keine intellektuelle Entscheidung; ich fühlte mich ganz einfach nicht wohl im Geiste, wenn ich diesem Buche gegenüber eine nachsichtige oder kritische Haltung einnahm! Anderen Episkopalen ging es genauso. Für den Laien war es nicht so schwierig, da er sich nie den Argumenten der „höheren Kritik“ ausgesetzt sah. Für einen am Seminar ausgebildeten Geistlichen war es jedoch unbedingt schwer. Kompliziert zu werden ist nicht schwer, um so mehr jedoch, zur Einfachheit zurückzukehren! Die Menschen in der St. Lukas-Kirche begannen sich ganz einfach in ihrer neuent-dei>ten Liebe zur Bibel zu freuen und sich in die Bibel hinein-zuvertiefen. Ich kämpfte mit meinem Intellekt! Eines Abends äußerte ein Mann aus einer anderen Gemeinde bei einem Bibelstudium die übliche „kritische“ Ansicht der Heiligen Schrift gegenüber. Ich versuchte ihn herauszufordern. Es gelang mir jedoch nicht, bestimmt und überzeugend zu klingen. Ich geriet ins „Schleudern“. Plötzlich begann eine der anwesenden Frauen in Zungen zu sprechen. Ich hielt es für unangebracht, vor allem deshalb, weil sie aus einer anderen Gemeinde — einer presbyterianischen — stammte! In diesem Bibelkreis hatte noch niemand zuvor in Zungen gesprochen, und ich wußte nicht, wie das aufgefaßt werden würde. Diese Dame redete immer weiter, und als sie zum Abschluß einen Satz immer und immer wiederholte und lauter und lauter sprach, hielt ich es für ratsam, etwas zu unternehmen! Ich beobachtete sie; sie hatte jedoch die Augen geschlossen — wobei sie eine Hand in die Höhe hielt. Ich ging auf sie zu, um sie sanft zu bitten, aufzuhören. Doch plötzlich hörte sie von selbst auf,

und ohne eine Pause zu machen begann ein Mann am anderen Ende des Raumes mit der Auslegung. Es war Toby. Toby war kräftig gebaut und besaß eine kräftige Stimme; hinzu kommt, dass er als Glied einer unserer christlichen Familien geachtet war und schon mehrere Male eigens dazu gebraucht worden war, eine Botschaft in Zungen auszulegen.

„Dieses ist Mein Buch! Dieses ist Mein Buch! Dieses ist Mein Buch! Kritisiere nicht Mein Buch! Lies Mein Buch! Denn Ich bin der Herr! Ich bin der Herr! Ich bin der Herr!“ Tobys Stimme, gleich der Stimme der Zungenrednerin, wurde lauter und lauter, bis er zum Schluß fast schrie. „Ich bin der Herr! Ich bin der Herr!“ Was blieb zu sagen? Die Gruppe ging gereinigt und erbaut nach Hause. Diese ganz einfache Definition der Bibel werde ich nie vergessen: „Dieses ist Mein Buch! Ich bin der Herr!“

Während ich beobachtete, mit welcher großer Freude die Leute die Bibel lasen und jede Gelegenheit wahrnahmen, mehr darüber zu hören, dachte ich an die Jahre, die ich mit wenig Erfolg damit verbracht hatte, die Menschen dahin zu bringen, dass sie dieses Buch lasen. Und wieder einmal wurde mir klar, von welcher großer Bedeutung die Taufe im Heiligen Geist ist. Obgleich die Zahl unserer Mitglieder nicht schnell anstieg, so stieg doch die Zahl der Gottesdienstbesucher, weil Leute, die dann und wann erschienen, wenn sie gerade Lust dazu verspürten, jetzt jeden Sonntag oft zwei-, drei- oder gar viermal an den Gottesdiensten teilnahmen! Worauf war das zurückzuführen? Weshalb kamen sie sonntags mehr als einmal in die Kirche und trafen sich zwei- oder dreimal in der Woche zum Gebet? Nicht aus Pflichtgefühl oder um eine Frömmigkeit vorzutäuschen, sondern einfach deshalb, weil sie nicht genug bekommen konnten von der Gemeinschaft des Heiligen Geistes, die etwas so Spürbares war! So geschah es zum Beispiel eines Sonntagmorgens in unserer St. Lukas-Gemeinde, als ich mich vom Altar aus der Gemeinde zuwandte, um die rituelle Absolution zu erteilen, dass mir etwas, das ich nur als „Welle der Gemeinschaft“ bezeichnen kann, aus dem Raum entgegenschlug, wo über 100 Christen sich in ihrem Herrn freuten. Mir war, als müsse ich laut „Halleluja“ rufen oder etwas Ähnliches, um die unendlich große Freude und Liebe, die mich umhüllten auszudrücken! Ich beherrschte mich und fuhr mit der Liturgie fort, doch mir war, als müsse ich vor überströmender Freude ohnmächtig werden! Was die ersten Christen dazu bewegte, selbst auf das Risiko hin, ihr Leben zu verlieren, zusammenzukommen, war die tiefe Freude der Gemeinschaft mit Jesus und untereinander im Heiligen Geist.

Die Probe auf die Echtheit des geistlichen Erlebnisses besteht nach den Worten der Bibel darin, wie sich die Menschen gegenseitig behandeln. Der Apostel Johannes sagte: „Wenn nun jemand sagt, er liebt Gott und haßt doch seinen Bruder, der ist ein Lügner!“ (1. Johannes 4, 20.) Der Apostel Jakobus sagt, dass nicht viel Sinn darin besteht, dem Bettler, der um Hilfe bittet, zu sagen: „Gehe hin, sei zufrieden, zieh dich warm an und iß dich satt!“ (Jakobus 2,16), wenn man nichts tut, um seinen Leib zu wärmen und seinen Magen zu füllen! Die Leute in der St. Lukas-Kirche begannen, sich gegenseitig zu lieben und sich um die anderen zu sorgen. Als erstes wollten sie den Menschen von Jesus erzählen, doch der Heilige Geist zeigte ihnen, dass sie damit verbunden auch auf andere Weise ihre Hilfe zuteil werden lassen sollten.

Kurz nach dem ersten Empfang des Heiligen Geistes in der St. Lukas-Gemeinde kam ein junger Mann auf Besuch nach Seattle. Bills große Fürsorge galt den Bewohnern der „Elendsquartiere“, insbesondere den Jugendlichen. Ganz auf sich allein angewiesen, begann er eine Art Unterkunftsstätte für Männer aufzubauen. Bill wollte diesen Männern auf vielfältigere Weise helfen, als es in den üblichen Fürsorgeheimen getan wurde — so hilfreich diese auch sind. Er wollte seine Männer von der „Straße“ fortholen und in die normale Gesellschaft eingliedern, wo sie ihre Selbstachtung zurückgewinnen und echte, tiefgreifende Hilfe erfahren konnten.

Die Glieder der St. Lukas-Gemeinde konnten erleben, wie unappetitliche und wenig ansprechend aussehende Individuen Sonntagmorgens oder -abends zu den Gebetsstunden erschienen. Viele von ihnen hatten Gefängnisstrafen wegen verschiedener Delikte verbüßt: Diebstahl, Trunksucht, Drogenverkauf, Perversion, männlicher Prostitution und so weiter. Sie wurden mit echter Liebe empfangen. Unsere Leute luden diese Männer zu sich nach Hause ein und nahmen sich manchmal bis in die frühen Morgenstunden Zeit zur Beratung. Viele fanden zu Jesus, und es kam zu echten Veränderungen in ihrem **Leben**.

Mitglieder aus kleineren Gruppen begannen unsere Gottesdienste zu besuchen, um mit uns Gemeinschaft zu haben, und sie wurden nicht mit herablassender Freundlichkeit, sondern mit echter geschwisterlicher Liebe aufgenommen. Unterschiede in Hautfarbe und Nationalität schwanden genauso gründlich wie die Mauern der Denominationsunterschiede. Die Worte der Ermutigung vom Herrn zu Anfang meiner Tätigkeit in der St. Lukas-Gemeinde begannen sich zu bewahrheiten. Nicht ein einziges Mal erlebten wir Opposition seitens der kirchlichen Behörden, sei es in der Diözese oder in der Gemeinde. Der Bischof hielt sich an sein Wort und unterstützte uns in jeglicher Hinsicht. Gott hatte in der St. Markus-Gemeinde, Van Nuys, einen Baum des Segens gepflanzt, der jedoch entwurzelt wurde, sobald er zu sprießen begann. Jetzt wurde er in die St. Lukas-Gemeinde, Seattle, verpflanzt, wo er in einem Klima der Aufnahmebereitschaft und des Verstehens auszuschlagen begann.

12

Gut versorgt

Das Leben im Heiligen Geist ist anders! Paulus von Tarsis schrieb seinen Freunden in .Philipp! davon, indem er schlicht sagte: „Darum wird euch Gott auch alles in Fülle schenken, was ihr nötig habt, nach dem herrlichen Reichtum in Jesus Christus“ (Philipper 4,19).

Als wir uns entschlossen, nach Seattle zu gehen, wußten wir, dass wir finanziell schlechter gestellt sein würden. Ich bekam für einen Geistlichen ein angemessenes Gehalt, wir hatten jedoch kein Geld gespart und auch unsere ersten Möbel im „Ausverkaufstil“ noch nicht einmal ersetzt! Drei Teenager schlugen ein ganz beträchtliches Loch in das Budget! Wir lebten absolut nicht auf großem Fuß, und dennoch hatten wir nichts über. Ich blickte Elberta an. „Wir werden jährlich 4000 Dollar weniger haben“, sagte ich. „Wovon werden wir nur leben?“ „Wir sind mit sehr viel weniger ausgekommen“, erwiderte meine Frau. „Weißt du noch, wie du zur Schule gingst und wir ein Nettoeinkommen von 1100 Dollar im Jahr hatten?“ „Hm“, stöhnte ich. „Das weiß ich allerdings noch. Wir lebten damals von diesem Geld und dem, was uns die Nachbarn brachten! Alles wurde aufgebraucht, alles mußte langen und alles wurde bis zum Allerletzten getragen. Das möchte ich auf keinen Fall wieder mitmachen!“

„Na ja“, sagte Elberta. „Wir haben ja von meiner Mutter 3000 Dollar geerbt. Zur Not könnten wir davon Gebrauch machen.“ Wir hatten beide zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannt, wie sehr Gott für Seine Kinder sorgt.

Als wir Van Nuys verließen, wanderten unsere Wohnzimmermöbel auf den Müll! Im Nordwesten angekommen, gingen wir

sofort nach Sears und betätigten unseren Glauben dahingehend, dass wir uns eine neue Wohnzimmerngarnitur und einen Teppich kauften. Nicht nur das: mit drei Kindern im Teenageralter wurde bald klar, dass wir ein zweites Auto benötigten, und so kam es, dass wir am Ende des Jahres einen kleinen orangefarbenen VW (Baujahr 1956) erstanden! Doch trotz dieser Ausgaben und des kleineren Gehalts brauchten wir unsere kleine Reserve nicht anzugreifen. Gott sorgte bis in die Einzelheiten für uns. Nicht lange darauf sagte Elberta: „Wie war's, wenn wir die 5000 Dollar nicht für uns ausgeben, sondern für die Kinder aufsparen würden, für ihre Ausbildung oder sonst etwas?“ Ich nickte, und unser Entschluß wurde sofort auf die Probe gestellt. Es war an der Zeit, neue Steuernummern für unsere beiden Wagen zu kaufen. Für das erste Auto war bereits gesorgt. Ich benötigte jedoch weitere 25 Dollar, um den „Käfer“ zu versteuern. Was sollte ich tun? Ich hatte einfach kein Geld mehr bis zum Zahltag, der noch eine Woche vor uns lag, und wir brauchten das Auto dringend. Ich legte dem Herrn die Sache hin. „Herr“, sagte ich, „ich brauche 25 Dollar für die VW-Steuer. Ich habe wirklich kein Kleingeld mehr, und so waren mir 50 Dollar lieber!“

Am nächsten Morgen fand ich in der Post einen Scheck über 43,72 Dollar — eine Versicherungsprämie, die ich nicht erwartet hatte! Weshalb jedoch 43,72 Dollar? Mir war, als wollte mir der Herr sagen: „Dennis, wenn du 25 Dollar haben möchtest, dann bitte doch um 25. Wenn du 50 Dollar haben willst, bitte um 50 Dollar, wenn du aber 25 Dollar sagst oder eventuell 50 Dollar, dann teile Ich die Differenz!“

Ich kann mich an eine weitere Begebenheit erinnern, wo Er Seine Genauigkeit und Seinen wunderbaren Sinn für Humor — anders kann man es nicht ausdrücken — zeigte. Ich hatte eine Schreibmaschine gekauft, weil wir sie dringend in der Gemeinde benötigten. In dem Wissen, dass unser Gemeindebudget klein war und in dem Verlangen, eine gute Maschine zu kaufen, beschloß ich, meine Kasse für „allgemeine Belange“ zu strapazieren.*

Eine Kasse, die dem Geistlichen für allerlei Ausgaben, besonders wohltätiger Art, offensteht, jedoch nicht für persönliche Zwecke.

Diese Kasse verfügte nicht über sehr viel Geld, und es dauerte nicht lange, bis die erste Zahlung für die Schreibmaschine fällig war und mir das Geld fehlte! Was sollte ich da tun? Die Maschine zurückbringen? Vielleicht hatte ich voreilig gehandelt und nicht im Willen Gottes? An jenem Abend fand ich in der Gebetsversammlung einen an mich adressierten Umschlag auf dem Klavier. Ich öffnete ihn, und darin lag eine anonyme Gabe von 50 Dollar. Ich sagte: „Hab Dank, Herr, aber die Rechnung beträgt 60 Dollar, weißt Du!“ Als die Anwesenden nach der Versammlung aufbrachen, kam eine junge Dame auf mich zu, die einige stenographische Arbeiten für mich erledigte. „Pater Bennett,“, sagte sie, „ich habe das Geld, das Sie mir aus Ihrer Kasse für allgemeine Belange geliehen haben, nicht vergessen. Morgen früh werde ich es Ihnen zurückbringen.“

Preis dem Herrn! Ich hatte ganz vergessen, dass diese junge Dame 10 Dollar geliehen hatte. Somit waren es 60 Dollar, „Habe Dank, Herr Jesus!“ sagte ich wieder. „Jetzt stimmt's!“ Doch als ich nach Hause kam und mir die Rechnung ansah, war der Betrag 70 Dollar! „Herr?“ nörgelte ich, „ich dachte, der Betrag sei 60 Dollar und deshalb habe ich um 60 Dollar gebeten, aber Du hast doch die ganze Zeit gewußt, dass es 70 Dollar waren!“

Am nächsten Morgen übergab Shirley mir 20 Dollar, nicht 10. Erstaunt blickte ich sie an. „Es stimmt“, sagte sie. „Wissen Sie nicht mehr, dass ich letzten Monat noch einmal 10 Dollar ausgeliehen hatte? Die hatte ich auch noch nicht zurückbezahlt! Also sind es insgesamt 20 Dollar.“ Gott sorgt, und das zur rechten Zeit!

Genauso war es mit den Gemeindefinanzen. Als ich Pfarrer der St. Lukas-Gemeinde wurde, war diese kleine Missionsgemeinde 3500 Dollar im Rückstand mit ihren Einnahmen, ganz zu schweigen von den vielen Hypotheken und Krediten, die sie abzuzahlen bemüht war.

Es war mir eine große Freude zu sehen, wie Gott die finanziellen Belange löste, und wie immer tat Er es auf interessante Weise! Das Einkommen der Gemeinde stieg stetig, weil der Heilige Geist die Menschen davon überzeugte, dass sie den Zehnten geben sollten. Es bedurfte jedoch immer noch einiger extra „Spritzen“. Nach unserer Gebetsstunde an einem Abend fand einer meiner Ältesten zwei Ein-Dollar-Noten im Opferteller. Als er sie vom Teller nahm, fand er zu seiner großen Überraschung darunter eine 100-Dollar-Note. Als er die 100-Dollar-Note aufhob, fand er zu seinem Erstaunen neun weitere 100-Dollar-Scheine! Jemand — wir wissen bis heute nicht wer — hatte 1000 Dollar hineingelegt!

Es wurde klar, dass wir eine neue Versammlungshalle bauen mußten. Dreihundert Menschen oder gar noch mehr begannen jeden Freitagabend in dem kleinen Gemeindesaal unter dem Kirchenraum zusammenzukommen, derart groß war das Interesse, mehr über den Pfingstsegen zu hören. Doch wie sollten wir ohne das nötige Kapital bauen können?

„Herr“, sagte ich, „ich habe nicht vor, ein großangelegtes Sammelprogramm zu starten. Wenn Du dafür bist, dass wir ein neues Gebäude bauen, dann wirst Du uns das Geld dafür geben müssen!“ Ich machte mir nicht einmal genaue Gedanken über die benötigte Bausumme. Auf unserem Konto befanden sich ungefähr 15 000 Dollar. Dieses Geld war einige Jahre zuvor in einem fast gänzlich gescheiterten Sammelprojekt zusammengekommen. (Als Ziel hatten sie eine Summe von 9000 Dollar veranschlagt.) Da dieses Geld für ein neues Gebäude gegeben worden war, konnte es für keinen anderen Zweck verwendet werden.

Ich saß eines Nachmittags gerade an meinem Schreibtisch, als eine der langjährig Treuen hereinkam, die vor kurzem den Heiligen Geist empfangen hatte. Sie legte einen Umschlag auf den Tisch und sagte: „Der Herr hat mich geheißen, dies für die Kirche zu geben.“

Sie wandte sich um und ging so schnell fort, dass sie fast aus dem Haus hinaus war, ehe ich den Umschlag öffnete. Darin lag ein Scheck über 10 000 Dollar! Ich eilte ihr nach und erreichte sie an der Tür, die zur Straße führte.

„Das geht doch nicht“, rief ich aus. „Ich weiß, dass Sie nicht übermäßig viel Geld haben!“

„Ich habe doch gesagt, der Herr hat mich geheißen“, erwiderte sie. „Ich habe ein Grundstück verkauft, und Er hat mir gesagt, ich solle Ihnen das Geld geben!“

Keine Worte brachten sie von ihrem Vorhaben ab. 10000 zu den 15 000 machten das nötige Kapital aus, um den Bau des neuen Gebäudes beginnen zu können! Und so ging es weiter. Während sich unser Festeinkommen von Jahr zu Jahr vermehrte, beobachtete ich, wie der Herr in allen Dingen sorgte.

Eines Tages kam ich ins Büro und erblickte den Schatzmeister, der ein wenig bedrückt aussah. „Was ist los?“ fragte ich ihn.

„Die R. S. ziehen fort und somit auch ihr 1000-Dollar-Jahres-beitrag!“ sagte er traurig. „Das wird natürlich eine ganz schöne Lücke reißen.“

Am nächsten Morgen betrat ein anderer treuer Laie, der kurz zuvor einen Verkaufsabschluß in Grund und Boden getätigt hatte, das Büro. Mit einem großzügigen Lächeln sagte er: „Hier ist mein Zehnter!“, und damit legte er einen Scheck von 1000 Dollar auf den Tisch. Er wußte nichts davon, dass die andere Familie fortziehen wollte, doch Gott wußte es — und füllte augenblicklich die Lücke!

Wir wissen, dass Jesus bei einer bestimmten Gelegenheit die erforderliche Tempelsteuer auf wunderbare Weise aus dem Maul eines Fisches zutage förderte. Die meisten Menschen erinnern sich an die Begebenheit, wo Jesus sich genötigt sah, 5000 hungrige Menschen in der Wüste zu speisen.

„Es wird sehr viel kosten, diese Menschenmenge zu speisen“, sagte Philippus, einer Seiner Jünger. „Was sollen wir tun?“ In diesem Fall sorgte Jesus nicht auf übernatürliche Weise für das Geld, um die Lebensmittel zu kaufen, sondern sagte: „Was habt ihr?“ Andreas antwortete: „Hier ist ein Junge, der etwas Brot und einige Fische mitgebracht hat, doch was ist das bei so vielen?“

Da gab Jesus den 5000 von dem geringen Mahl des kleinen Jungen zu essen!

Ich glaube, dass das tatsächlich geschah, weil die Bibel es sagt, doch ich glaube es auch, weil Jesus in meinem Hause etwas Ähnliches tat! Es war am Hochzeitstag unserer Tochter. Ehemänner können ziemlich gedankenlos sein, und ich unterscheide mich diesbezüglich nicht von den anderen. An jenem Tage brachte ich 16 Leute zum Essen mit nach Hause, ohne auch nur daran zu denken, meine Frau vorher davon zu unterrichten! Später erzählte sie mir, was geschah: „Ich stand in der Küche und sagte: »Herr, Dennis hat diese Leute mit nach Hause gebracht, und Du weißt doch, dass ich nicht genügend Essen für so viele habe. Dieser Topf faßt genügend, um fünf oder sechs Leute zu sättigen, und ich habe keine Zeit, einkaufen zu gehen. Ich möchte den Leuten nichts davon sagen, also werde ich das Essen auf den Tisch setzen und Dir vertrauen, dass Du alles Weitere machst!«“ Und genau das tat sie. Später sagte sie mir dann: „Weißt du, ich beobachtete, wie der Topf herumgereicht wurde. Immer mehr wurde herausgenommen, und alle schienen genügend zu bekommen, um satt zu werden, und es war noch genug da für die anderen zwei, die später am Nachmittag eintrafen!“ „Mein Gott aber wird alle eure Notdurff erfüllen!“

Ich war noch keine zwei Wochen in der St. Lukas-Gemeinde gewesen, da tauchte ein neues Problem auf.

„Was ist los, AI?“ fragte jemand bei der Ältestenversammlung. „Du siehst besorgt aus.“

„Wegen meiner Schwiegertochter“, antwortete AI. „Sie liegt im schwedischen Krankenhaus und soll operiert werden. Dickdarmgeschwür.“

Ich erfuhr, dass diese junge Frau heftige Blutungen hatte und sich in einem derart kritischen Zustand befand, dass ihr Arzt auf eine sofortige Operation drängte, um ihren Dickdarm zu entfernen. Das ist keine angenehme Operation, besonders nicht für eine gutaussehende junge Frau Anfang zwanzig. Ich besuchte Karen im Krankenhaus, und nachdem wir uns ein wenig näher kennengelernt hatten, sagte ich: „Haben Sie je einmal daran gedacht, um eine Heilung zu beten?“ Ihre Antwort klang schüchtern — anscheinend hatte sie nicht. „Darf ich für Sie beten?“

Sie hatte nichts dagegen, und so betete ich. Gegen Ende der Woche besuchte ich sie wieder. Sie schien meinen Besuch zu begrüßen. Ja, die Blutungen hielten noch an, und ja, der Arzt hielt noch immer sein Skalpell bereit! »Darf ich noch einmal beten?“ fragte ich.

Dieses Mal klang in ihrer Antwort ein wenig mehr Interesse Tut, und wieder betete ich.

Bei meinem dritten Besuch sagte sie: „Die Blutungen halten ch immer an, und mein Arzt rät noch immer zur Operation.“

Doch dieses Mal bat sie mich: „Würden Sie bitte mitmir beten?“

Wir beteten — und die Blutungen hörten auf!

Fünf Monate lang beteten wir für Karen — und befanden uns immer einen Schritt vor dem tüchtigen Arzt.

„Nächste Woche soll ich operiert werden“, sagte sie.

„Sagt der Arzt, dass Sie in unmittelbarer Gefahr stehen, so dass Sie unbedingt nächste Woche operiert werden müssen?“ fragte ich sie.

„Nein.“

„Könnten Sie ihn bitten, Ihnen eine Gnadenwoche zu gewähren?“

Sie fragte ihn. Er willigte ein, und dann beteten wir wieder. Mit jedem Mal wurde der Arzt ein wenig zuversichtlicher und weniger bereit, zu operieren. Dann kam der siegreiche Tag, an dem er sagte: „Karen, ganz unerwarteterweise ist diese Sache völlig zurückgegangen. Wir werden die Operation auf unbestimmte Zeit verschieben!“

Es waren wohl mehrere Monate vergangen, als ich Rupe kennenlernte, einen großen, liebenswerten Mann, den man gernhaben mußte. Auf dem literarischen Gebiet ausgebildet, hatte er sich daran gemacht, ein Lesezentrum im Universitätsviertel aufzubauen. Wir lernten Rupe durch eine gemeinsame Bekannte kennen, die zu unserer Gemeinde gehörte und als Werbegräfin sehr viel kunstvolle Arbeit für die Druckabteilung unserer Gemeinde leistete. Sie hatte unsere Druckerei in Anspruch genommen, um auf diesem Wege eine kleine Broschüre zu veröffentlichen, die Rupes neues Vorhaben bekannt machen sollte. Dadurch sparte er sich viel Geld.

Wir aßen alle eines Abends bei uns zu Hause. Rupe erzählte uns, als wir uns näher kennengelernt hatten, von seinem körperlichen Gebrechen. Etliche Zeit zuvor war er mit heftigen Schmerzen ins Krankenhaus eingewiesen worden. Der Arzt hatte Nierensteine festgestellt. Ob es tatsächlich so war oder nicht, jedenfalls verdeckten die Schmerzen die Tatsache, dass Rupe eine akute Blinddarmentzündung hatte, und während er auf Nierensteine behandelt wurde, platzte der Blinddarm. Noch bevor man die Sache erkannte, erkrankte er an einer Bauchfellentzündung. Die Entzündung zerstörte buchstäblich das Zwerchfell, jene große Muskelwand, die die Bauchhöhle von der Brusthöhle trennt und als Hauptatmungsmuskel dient. Ein Lungenflügel versagte, und Rupes Herz wurde auf die andere Seite seiner Brust gedrängt.

Küpe sagte: „Mein Zwerchfell gleicht einem leblosen Stoffetzen, eröffnete mir der Arzt. Das Zwerchfell ist nicht gelähmt, sondern durchlöchert!“ Dann fuhr er fort: „Sie staunen, dass ich noch atmen kann. Es scheint, dass ich gelernt habe, meine Rippenmuskeln zum Atmen zu gebrauchen; doch die Ärzte sagen, dass ich bald künstlich beatmet werden muß und wahrscheinlich nicht mehr lange zu leben habe. Im Moment leidet mein Stimmvolumen natürlich darunter, und die Stimme selbst ist zu hoch, was für meinen Beruf große Nachteile hat.“ „Glauben Sie an Jesus?“ fragte ich ihn.

„ein“, erwiderte er offen. „Ich kann keinerlei zeitgenössische Berichte darüber finden, dass Er je existiert hat.“

Rupe war Sohn eines Pfarrers, hatte jedoch seinen Glauben verloren.

„Würden Sie heute abend zu unserem Gebetstreffen kommen?“ fragte ich weiter.

Später sagte mir Rupe: „Ich mußte »Ja« sagen, weil ich durch Ihr Entgegenkommen ja 200 Dollar gespart hatte!“ An jenem Abend saß Rupe da und hörte zu, wie einer nach dem anderen aufstand und von Gottes Heilungskraft erzählte. Mir war, als hätten wir an jenem Abend mehr Zeugnisse von Heilungen gehabt als sonst.

„Gestern abend beim Kochen habe ich mir den Finger schwer verbrannt“, berichtete eine Frau. „Mein Mann betete mit mir - und seht, jetzt ist der Finger nicht einmal mehr rot!“ „Ich habe mir meinen Daumen in der Werkstatt kaputtgeschlagen. Er war ganz schwarz, doch ich betete, und heute morgen war von einem Bluterguß nichts mehr zu sehen! Seht einmal! Mein Arzt sagt, das ist ganz unmöglich. Ist das nicht großartig?“

Eine Frau berichtete davon, dass sie ihre Brille beiseite gelegt hatte. „Ich mußte meine Brille abnehmen, weil Gott meine Augen zu heilen begann. Ich konnte bald nicht mehr sehen, wenn ich die Brille aufhatte!“

Noch eindrucksvoller war die Geschichte einer unserer Jugendlichen. Es war im vergangenen Jahr auf einem Jugendlager geschehen, dass sie gleich am ersten Tag bei einer Wanderung auf einem Felsen ausrutschte und sich den Knöchel brach. Der Fuß schwoll und wurde blau.

„Ich wurde nach Everett zum Arzt gebracht“, berichtete Chris. Er röntgte den Fuß und sagte: »Ja, der Fuß ist gebrochen!« Ich sollte auf Krücken gehen und keinen Druck auf den Fuß ausüben. Der Arzt wollte den Fuß in Gips legen, sobald die Schwellung nachließ. Das klang wenig verlockend für den Aufenthalt im Zeltlager. Und so sagte ich zu meinen beiden Freundinnen: »Zuhause hätten wir gebetet, dass dieser Knöchel geheilt wird!« Wir gingen alle in die Kapelle. Rochelle und das andere Mädchen legten ihre Hände auf meinen Fuß. Wir baten Jesus, den Fuß zu heilen. Die Schmerzen hörten augenblicklich auf! Ich brauchte die Krücken nicht mehr, und so ging ich hinaus und spielte mit Baseball! Am Abend war die Schwellung ganz zurückgegangen und am nächsten Morgen war nichts mehr von der Verfärbung zu sehen! Die Lagerkrankenschwester und die Pfarrer waren gar nicht zufrieden mit mir, weil ich meine Krücken nicht benutzen wollte. Sie schrieben sogar einen Brief an meine Mutter. Sie lehnten darin jegliche Verantwortung ab und sagten, die Versicherung würde sich weigern, für

die Verletzung aufzukommen, weil ich mich weigere, den Anordnungen des Arztes zu folgen!"

Ich merkte, wie Rupe aufstand und vor Abschluß der Versammlung hinausging. Ich stand leise auf und erreichte ihn gerade noch, ehe er in seinen kleinen Ford Anglia stieg. Ich setzte mich neben ihn. Er war offensichtlich bewegt.

„Ich glaube nicht, dass all das, was die Leute da sagen, möglich ist! Ich glaube einfach nicht an so etwas!“ protestierte er. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Warum mußte ich denn weinen, als sie davon erzählten?“ Er hielt inne, und stammelte fast ein wenig zornig: „Können Sie mein Zwerchfell heilen?“ „Nein, ich nicht“, entgegnete ich. „Aber Gott kann es!“ Und so legte ich meine Hand auf seine Schulter und betete. „Lieber Herr“, sagte ich, „wir könnten auf der Stelle ein Wunder gebrauchen!“

Äußerlich geschah nichts, und als Rupe davonfuhr, dachte ich bei mir: „Na ja, das wird seinen Unglauben wahrscheinlich nur noch bestätigen. Läßt sich nicht ändern.“

Eine Woche verging. Ich hatte Rupe fast vergessen, wurde jedoch unmißverständlich und plötzlich auf ihn aufmerksam, als er am Dienstagabend mit einem strahlenden Lächeln in die Gebetsversammlung kam!

„Vielleicht ist er gekommen, um sich über uns lustig zu machen“, dachte ich im stillen, doch absolut unberechtigt. Sobald die Zeugnisse an der Reihe waren, stand Rupe auf. Er berichtete, wie wir in der vorhergehenden Woche im Auto miteinander gebetet hatten. Dann fuhr er fort: „An jenem Abend schien nichts zu geschehen. Aber als ich gestern mit meinem Sohn auf der Fähre stand, traf mich ein heftiger Schmerz direkt im Zwerchfell. Ich spürte, wie es sich zusammenzog, und seitdem kann ich wieder normal atmen!“

Rupe suchte seinen Arzt auf, dessen Neugier geweckt war, als er seinen Patienten auf normale Weise atmen sah, von dem er wußte, dass er kein Zwerchfell besaß! Die Ärzte waren so interessiert, dass sie eine Röntgenaufnahme von Rupes Bauchgegend machen wollten. „Ihr Zwerchfell ist immer noch durchlöchert — befindet sich noch immer in einem schlimmen Zustand“, sagte einer der Ärzte, „aber es funktioniert alles!“ Dieses erste wunderbare Erlebnis mit der Kraft Gottes versetzte Rupe in einen ziemlich verwirrenden Geisteszustand. Er konnte Jesus intellektuell noch immer nicht akzeptieren, und dennoch erkannte er ganz deutlich die Kraft Gottes. Er erlebte weitere Gebetserhörungen, und bald darauf mußte sein Intellekt vor seinem Geist kapitulieren. Er nahm Jesus an und wurde im Heiligen Geist getauft.

Wenn das das Ende der Geschichte wäre, wären das genügend Wunder, doch es kam anders. Fast zwei Jahre später betete Rupe daheim mit zwei Bekannten nach einer Gebetsversammlung in St. Lukas. „Wir haben einen wunderbaren Abend erlebt“, sagte Rupe. „Eine Frau wurde an den Augen geheilt, und mehrere wandere Wunder geschahen. Als wir zu Hause in meiner Wohnung waren, knieten wir in unserem Wohnzimmer um das große Sitzkissen herum — Bill, seine Frau Ellee und ich. Plötzlich sagte Bill: »Meine Hände glühen! Sie schmerzen!« Ich sagte: »Lege sie auf meinen Leib!« Ich rutschte auf den Knien zu Bill und seiner Frau hinüber, und er legte mir seine Hände auf die Brust. Mir war, als seien meine Eingeweide herausgefallen! Ich sprang auf und mußte buchstäblich meine Hose festhalten, weil sie plötzlich zu weit war. Ich mußte mich anstrengen, um meine Anzugjacke aufzuknöpfen, weil sie mir so eng war. Meine äußere Gestalt veränderte sich in dem Maße, wie meine inneren Organe erneuert wurden und wieder ihren normalen Platz einnahmen. Mein Herz hämmerte natürlich heftig, und ich spürte wie es sechs bis acht Zentimeter weiter auf den normalen Platz rückte. Nicht nur mein Zwerchfell war wieder hergestellt, sondern meine äußere Figur änderte sich derart, dass ich mir ganz neue Kleidung kaufen mußte!“

Doch es gibt außer Geld-, Nahrungs- und Krankheitsschwierigkeiten noch andere Nöte. Nicht lange nachdem wir unser neues Aufgabengebiet bezogen hatten, stellten meine Frau und ich fest, wie nötig es war, dann und wann einmal zu entspannen und auszuruhen. Eines Montagmorgens — Montag war der Tag, den wir hoffnungsvoll als unseren „freien Tag“ bezeichneten — blickten wir mißmutig auf den wolkenbedeckten Himmel. „Ach, wir haben uns ja nicht gerade das beste Wetter für einen Ausflug ausgesucht“, sagte ich zu Elberta. „Es sieht so aus, als werde es bald regnen. Was sollen wir machen?“

„Beteten?“

Schon wieder! Wegen des Wetters beteten? War das nicht ein wenig zuviel verlangt? Aber immerhin hatte Jesus auch des Wetters wegen gebetet und Erfolg gehabt! Auch hatte Er gesagt: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue; ja, er wird größere Werke tun als diese . . .“ (Johannes 14, Vers 12.)

Gut. Also beteten wir. Doch die Wolken wichen nicht und die Sonne begann nicht zu scheinen! „Was nun?“

fragte ich meine Frau.

„Komm, wir fahren los“, antwortete sie; und so stellten wir den Lebensmittelkorb in den Wagen und machten uns auf den Weg ins Gebirge, wobei ich mir persönlich rechtlich vorkam. Wenn das Wetter in Seattle selbst schlecht war, dann war eines gewiß: in den Bergen war es noch schlechter. Während wir dahinfuhren, sprachen wir darüber.

Wir haben um gutes Wetter gebetet — ich glaube, dass wir so lange weiterfahren sollten, bis wir gutes Wetter haben“, sagte meine Frau. Und genau das taten wir. Weit hinauf in die Berge war der Himmel wolkenbedeckt, bis wir dorthin gelangten, wo wir im Grünen picknicken wollten, und siehe da — die Sonne brach durch die Wolken.

„Fahr immer weiter!“ sagte meine Frau voll Glauben, und nach einigen Kilometern fuhren wir in strahlenden Sonnenschein hinein, direkt an eine schöne Raststelle, wo wir einen herrlichen Tag im warmen Sonnenschein an einem Fluß erlebten. Nachdem wir gegessen und uns eine Weile im Sonnenschein gebräunt hatten, packten wir unsere Sachen zusammen und fuhren in die Stadt zurück. Wir waren kaum 20 Minuten gefahren, als auch schon der Regen herniederprasselte! Zufall? Nun, um es so zu sagen, wie es ein uns bekannter Bischof zu sagen pflegt: „Ich weiß nur, dass wenn ich aufhöre zu beten, die Zufälle auch aufhören!“

Unser nächstes Erlebnis mit den „Wettergebeten“ machten wir im folgenden Jahr. Ich hatte eine Einladung nach San Franzisko angenommen. Wir hatten beschlossen, mit dem Auto nach San Franzisko und auf dem Rückweg an der Oregon-Küste entlang zu fahren, weil wir beide die berühmte und schöne Oregon-Küste nicht kannten. Am Tag vor der Reise flog ich nach Eugene, Oregon, um eine Ansprache zu halten. Dabei hatte ich genügend Gelegenheit, festzustellen, dass das ganze Gebiet von Nordkalifornien und Oregon unter einer dichten Wolkendecke lag. Das Wetter in Oregon war regnerisch, und es fehlte nicht viel, so hätten wir aufgrund der starken Sichtbehinderung keine Landeerlaubnis erhalten. Ich sagte zu meiner Frau: „Wir werden die Küste von Oregon wohl nicht bei gutem Wetter erleben. Von oben sieht es nicht gut aus!“ Doch am nächsten Tag machten wir uns auf den Weg. Ungefähr 150 Kilometer von San Franzisko entfernt fuhren wir tatsächlich in die dichte Wolkendecke hinein, über die ich tags zuvor geflogen war. Es hatte sich noch nicht viel geändert. Abends unterbrachen wir die Reise in einem kleinen Motel, und morgens sagte ich mit einem Blick auf die noch drohenden Wolken zu Elberta: „Wir sollten beten, dass an der [Küste von Oregon die Sonne scheint!“

Das taten wir. Wir waren uns in unserem Wunsch einig und fuhren dann bei dichtbewölktem Himmel durch Nordkalifornien weiter.

Wenn es in Nordkalifornien regnet, erwartet man nicht, dass es in Oregon anders aussieht, und wir, die wir im Nordosten wohnen, wissen außerdem, dass das Wetter normalerweise schlechter und nicht besser wird, je weiter wir in Richtung Küste fahren! Alles schien unseren Gebeten zuwider zu sein. Doch als wir uns der Grenze nach Oregon näherten, begann sich der Himmel zu lichten! Als wir die Grenze überquerten, schien die Sonne. Einen Kilometer danach verschwanden die letzten Wolken, und wir befanden uns im strahlenden Sonnenschein! Den ganzen Weg bis nach Tillamook erlebten wir die Küste von Oregon im denkbar schönsten Wetter. Wir hielten im Laufe des Tages mehrere Male an, und die Leute sagten uns: „Eigenartig, erst sah es heute morgen so düster aus, und plötzlich wurde das Wetter anders!“ In Tillamook angekommen, wandten wir uns landeinwärts, und bereits 20 Minuten später fuhren wir in strömendem Regen. Gott hatte unser Gebet mit der üblichen Genauigkeit beantwortet! Wir hatten um „Sonnenschein“ an der Küste von Oregon gebetet, und genau das hatte Er uns gegeben!

Wenn man von „Wettergebeten“ spricht, sagen die Leute: „Was geschieht, wenn du um Sonnenschein betest und der andere um Regen?“ Die Antwort lautet ganz einfach: „Dann erlebst du Sonnenschein und der andere Regen!“

Auf dieser Reise, die ihren Höhepunkt in dem „Sonnenschein an der Küste von Oregon“-Erlebnis fand, ereignete sich etwas, das einen weiteren Aspekt jener Wahrheit beleuchtete, die da heißt: „Gott wird euch alles in Fülle schenken.“

Einer meiner Termine galt einem einwöchigen Aufenthalt in der Stanford-Universität, wo ich am Sonntagmorgen in der Kapelle von Stanford zu predigen hatte. Ich dachte an meine Predigtstunden auf dem theologischen Seminar zurück. „Meine Herren“, pflegte unser Professor zu sagen, „denken Sie bitte daran, dass Sie für Ihre Predigt mindestens 30 Wochenstunden benötigen!“ Das, so gab man uns zu verstehen, pflegten alle „großen Prediger“ zu tun, und wer wollte nicht ein „großer Prediger“ sein? Leider übersahen wir die Tatsache, dass die „großen Prediger“ große Sekretärinnen hatten, deren Aufgabe darin bestand, Informationsmaterial zu sammeln, zu lesen, zu tippen, zu korrigieren und so weiter, und dass die meisten von uns unter Personalmangel,

Geldschwierigkeiten und schlechten Verhältnissen tätig sein würden, wo wir täglich zwölf Stunden lediglich mit den administrativen und gemeindlichen Belangen zu tun hätten, ganz zu schweigen von den schreibtechnischen Aufgaben und dem Briefmarkenaufkleben, vielleicht sogar dem Fußbodenkehren und Ofenanmachen! Wenig später stellten wir fest, dass es uns Schwierigkeiten genug bereiten würde, jede Woche drei Stunden für -die Predigtvorbereitung zu reservieren, gar nicht zu reden von 30 Stunden!

Ich predigte gern und schien nicht der Schlechteste zu sein, doch ich bestieg nie die Kanzel ohne vorbereitetes Manuskript. Ich hielt mich nicht immer wörtlich daran, doch es lag immer vor mir. Als ich den Heiligen Geist empfangen hatte, stellte ich jedoch fest, dass ich die Gemeinde am Sonntag nicht mit Speise nähren konnte, die ich am Mittwoch zubereitet hatte! Statt dessen legte ich mehr und mehr meine Manuskripte beiseite und begann die Worte zu reden, die mir der Geist eingab. Vorher hatte ich stets den Faden verloren, wenn ich aus dem Stegreif predigte, doch jetzt sagten die Leute nach der Predigt: „Woher wußten Sie, dass ich genau das heute morgen brauchte? Sie haben genau die Fragen beantwortet, die mich beschäftigten!“ Ich stellte fest, dass eine Predigt kein literarisches Meisterstück sein muß, sondern eher ein „zusammengesetztes Mahl“, wobei jeder auf seine Kosten kommt!

Seit jener Zeit und seit ich in Seattle war, hatte ich ohne Manuskript gepredigt, wobei meine einzige Vorbereitung darin bestand, dass ich mich im Laufe der Woche mit den Menschen abgab, betete und die Bibel las. Das Rohmaterial lag da, und ich vertraute dem Heiligen Geist, dass Er es zusammensetzen würde. Es war für mich unbedingt von Vorteil, dass ich auf diese Weise arbeiten konnte, denn manchmal wurde ich sechs- bis zehnmal die Woche gebeten, eine Ansprache zu halten beziehungsweise zu predigen, und es wäre gänzlich unmöglich gewesen, all diese Ansprachen vorher vorzubereiten, und für das Wirken des Heiligen Geistes wäre es tödlich gewesen, „Konservenansprachen“ zu halten; auch dann, wenn ich sie selbst vorbereitet hätte.

Doch hier handelte es sich um eine Ansprache vor den Studenten der Uni Stanford — dem „Harvard des Westens“. Der Versucher argumentierte sofort: „Denke an die Studenten und die Fakultätsangehörigen unter den Zuhörern! Diese Predigt solltest du aber gewiß niederschreiben! Jetzt ist keine aus dem Ärmel geschüttelte Predigt angebracht!“

Ich besaß die Gnade zu antworten: „Wenn der Heilige Geist mir die Worte geben kann, die die Leute in Seattle brauchen, kann Er das gleiche für die Leute in Stanford tun. Verzieh dich, Satan! In Jesu Namen!“

Als ich an jenem Sonntagmorgen predigte, waren die Worte da; und in jener Woche wurden eine Anzahl junger Männer und Frauen in jenem großen akademischen Zentrum mit der Kraft Gottes erfüllt.

Gottes „Zufälle“

„Anne?“ Die Stimme am Telefon klang sehr besorgt. „Ja, was ist los, Peggy?“

„Ach, Anne, ich bin so besorgt. Chuck ist gestern auf Verkaufsreise fortgefahren und hat mir einen Scheck von 300 Dollar gegeben, den ich heute bei der Bank einreichen sollte, und ich habe ihn verlegt. Ich kann ihn nirgends finden, und Chuck ist darauf angewiesen!“ Peggy war den Tränen nahe. „Würdest du bitte einige von den anderen anrufen, damit sie auch für mich beten!“ „Natürlich tue ich das.“

Anne legte auf und machte sich an die Arbeit. Anne und Peggy und „die anderen“, Mitglieder einer nahegelegenen Episkopalkirche, hatten in diesem ersten Jahr die Taufe im Heiligen Geist in der St. Lukas-Kirche empfangen. Bezeichnenderweise blieben sie in ihrer eigenen Kirche, versuchten jedoch auf alle mögliche Weise ihre eigene Gemeinde von der Bedeutung ihres Erlebnisses zu überzeugen. Peggy begann den Früh Stücks tisch abzuräumen. Ihre Gedanken waren bei dem fehlenden Scheck, als nach einer knappen halben Stunde das Telefon läutete. Es war Anne: „Peg, der Scheck liegt im Waschhaus unter einem Stapel Wäsche.“

Peggy sah sofort nach, und tatsächlich lag er dort! Hellseherei? Nein! Gott verbietet derlei Dinge. Anne hatte nie ein besonderes „außersinnliches Wahrnehmungsvermögen“ gehabt, vielmehr hatte Gott ihr eine Gabe der Erkenntnis gegeben und ihr im Gebet gezeigt, wo der Scheck lag.

Wir wechseln die Szene und kommen zum Winter des gleichen Jahres. Es schneite heftig. Der Pastor der St. Lukas-Kirche wurde gebeten, im King County-Krankenhaus, Block II, auf dem Queen Anne-Hügel einen Besuch zu machen. Der Queen Anne-Hügel ist einer der verwirrenden Stadtteile von Seattle, und ich hatte nicht

einmal gewußt, dass es ein Krankenhaus in der Nähe gab! Nichtdestoweniger kletterte ich in den Wagen und fuhr los. Plötzlich, auf halbem Wege, erinnerte ich mich daran, dass ich in meiner Eile vergessen hatte, die Adresse nachzuschlagen und die Lage des Hospitals zu erkunden! Zu dumm! Ich würde also unterwegs halten und nachfragen müssen. Es schneite mit zunehmender Heftigkeit, und auf dem Gehweg lag zentimeterhoher Schneematsch. Plötzlich dachte ich bei mir: „Also, ich bin doch Christ, mit dem Heiligen Geist erfüllt. Der Heilige Geist weiß, wo das Krankenhaus liegt, und wenn Er es fertigbringen kann, mich in einer Sprache reden zu lassen, die ich nie gelernt habe, dann kann Er auch dieses Auto ans Ziel bringen!“ Und so fuhr ich weiter mit dem Gedanken, das Auto so zu steuern, wie ich mich geleitet fühlte, im Vertrauen auf den Herrn. Ich hatte dabei kein besonderes Gefühl und sah auch keinen Schutzengel, der mich durch die Straßen führte. Ich fuhr einfach weiter. Als ich zur Mercer Avenue kam, fühlte ich mich gedrängt, links einzubiegen, was ich auch tat. Dann links zur Queen Anne und den steilen Hügel hinauf. Als ich an die Boston Avenue gelangte, eine Straße, von deren Existenz ich bis dahin nichts gewußt hatte, fühlte ich mich geleitet, nach rechts einzubiegen. Nach weiteren Häuserblocks erblickte ich zu meinem Erstaunen das gesuchte Krankenhaus!

Bei einer anderen Gelegenheit, am Heiligen Abend, hatte ich mitten in einem der belebtesten Stadtteile von Seattle einen allerletzten Einkauf zu erledigen. Bevor ich am Ziel ankam, betete ich und hatte die Gewißheit, dass mich ein Parkplatz dort erwartete! Und tatsächlich fand ich ihn, als -ich direkt vor dem Kaufhaus anhielt — und ein Auto von der Parkuhr fortfuhr. Zufall? Nun, zwei Wochen später mußte ich wieder zur Haupteinkaufszeit das gleiche Geschäft aufsuchen. Wieder betete ich, und der gleiche Parkplatz erwartete mich! Wenn diese Dinge wiederholt geschehen, spricht man nicht mehr einfach von „Zufällen“, sondern von „Gottes Zufällen“.

Eines unserer Gemeindeglieder lebte eine Zeit lang auf Bain-bridge Island und mußte täglich mit der Fähre zur Arbeit auf das Festland übersetzen. Seine Fähre kam später als die andern am Bahnhof an und jedesmal, wenn er morgens die Parkplätze erreichte, waren alle besetzt bis auf einen, direkt beim Eingang zur Schiffsrampe. Dieser Platz wartete buchstäblich auf ihn! „Wie steht es denn mit dem Zungenreden? Das spielt doch sicherlich in dem Erlebnis der ersten Jahre in St. Lukas eine Rolle?“ Ja, das tat es auch!

Eine unserer Frauen aus St. Lukas fühlte sich geleitet, einmal in der Woche ins County-Krankenhaus zu gehen, um die Abteilung für die einsamen, alten Menschen zu besuchen, um die sich niemand mehr kümmerte. Dort war sie wie ein gottgesandter Engel- Vielen konnte geholfen werden und viele fanden den Weg zu Jesus durch ihren freiwilligen Dienst. Eines Tages hielt sie inne, um einen alten Mann anzusprechen, der traurig auf seinem Bettrand saß. „Darf ich mit Ihnen beten?“ fragte sie. Er blickte sie noch trauriger an und antwortete: „Ich nicht sprechen! Ich nicht sprechen!“ Doch das störte den Heiligen Geist nicht und auch diese Frau nicht. Sie spürte, dass Gott wollte, dass sie mit diesem kleinen Mann sprach, und wenn er ihre Sprache nicht verstand, so würde sie Gott vertrauen, ihr die richtigen Worte einzugeben. Also tat sie ihren Mund auf und begann so zu sprechen, wie ihr der „Geist auszusprechen gab“. Sie verstand die Worte nicht, doch zu ihrer Freude öffnete der kleine Mann seine Augen weit vor Erstaunen, während er sich nach vorn beugte und mit zitternden Händen ein kleines Buch, offensichtlich ein Neues Testament, aus seiner Nachttischschublade herauszog. „Spanisch, Kanarische Inseln! Spanisch!“ sagte er und klopfte mit seinem Zeigefinger auf das kleine Buch, während seine Augen vor Aufregung und Freude strahlten. Seine Besucherin neigte das Haupt und begann für ihn zu beten, immer noch im Vertrauen, dass der Heilige Geist ihr die Worte geben würde, und der kleine Mann sprach ihr jedes Wort nach. Sie redete in seiner Sprache, und obgleich sie nicht ein einziges Wort von dem verstand, was sie sagte, erkannte sie aus seinem Mitgehen, *dass* sie sein Herz mit Worten des Trostes vom Herrn ansprach!

Der Ehemann einer anderen „Treuen im Lande“ empfing die Taufe im Heiligen Geist. Er war jahrelang eifriger Spötter gewesen, doch als seine Frau den Heiligen Geist empfing und er in seiner eigenen Familie Wunder erlebte, wurde sein Interesse geweckt. So bat er um dieses Erlebnis und empfing es auch. Seine „Zunge“ war ausgesprochen orientalisch, und zwar in solchem Maße, dass er eines Tages, unterwegs mit seinem Lieferwagen, beim Entladen einen chinesischen Kunden kühn mit Worten in „seiner Zunge ansprach! Der Chinese antwortete ihm im gleichen Dialekt. Bob sprach wieder, und der Chinese antwortete wieder, bevor er auf Englisch fragte: „Wo haben Sie meine Sprache erlernt?“

„Welche Sprache ist es?“ fragte Bob ihn. „Mandarin, natürlich“, erwiderte der andere, „und Sie sprechen es fehlerlos!“

„Was habe ich denn gesagt?“

„Sie haben mich begrüßt, und ich habe entsprechend geantwortet. Als ich Ihnen daraufhin vorschlug, nächstes Jahr mit mir in den Orient zu reisen, um mit mir meine Familie zu besuchen, da sie ja meine Sprache sprechen, sagten sie: «Jetzt nicht, aber später werde ich fahren.»“

Einige Zeit später war dieser Mann in einer Gebets Versammlung. Im Laufe des Abends sprach er in seiner neuen Sprache. Es folgte eine Auslegung in englischer Sprache zum Lobpreis Gottes. In der Versammlung war eine Chinesin, die Frau eines Mediziners und Austauschstudentin an der Uni von Washington. Sie sagte: „Wie kann dieser Mann so einwandfrei Mandarin sprechen? Wo hat er nur so ein wunderschönes Mandarin gelernt?“ Ja, wo nur?“

Eines Tages gegen 10 Uhr morgens hatte meine Frau Elberta ein heftiges Verlangen, für Steve zu beten. Steve, unser ältester Sohn, befand sich in seinem letzten Jahr auf dem Gymnasium. Seine Mutter wußte absolut nicht, weshalb sie oder wofür sie beten sollte — es hieß einfach: „Beten!“ Sie betete, so wie ihr der Geist die Worte eingab. Wie hätte sie sonst beten können? Das Neue Testament sagt: „Denn wie und was wir eigentlich beten sollen, wissen wir selbst (oft) nicht recht; aber der Geist Gottes tritt für uns ein mit seufzendem Flehen, das sich nicht in Worte fassen läßt“ (Römer 8, 26).

Elberta ließ den Geist für Steve eintreten, indem Er ihr die Worte eingab. Nachdem sie einige Minuten lang in einer ihr unbekanntem Sprache gebetet hatte, hatte sie das Gefühl, dass die Sache erledigt sei, und so hörte sie auf. Gegen 16 Uhr kam Steve nach Hause. „Mama, heute hast du gegen 10 Uhr für mich gebetet!“ sagte er. Sie hat nie erfahren, in welcher Angelegenheit sie für ihn betete, denn er hat es ihr nie gesagt, doch er hatte in dem Augenblick die Macht ihres Gebets erfahren und gefühlt, in dem er es brauchte.

Ein ähnliches, wenn auch dramatischeres Beispiel für die gleiche Sache ereignete sich bald darauf. Eine presbyterianische Familie — bestehend aus Vater, Mutter und zwei Söhnen — hatte den Heiligen Geist empfangen und sich einer überkonfessionellen Gebetsvereinigung in der Nachbarschaft angeschlossen. Ein weiteres Glied dieser Gruppe, ein Lutheraner, war Düsen-Pilot für eine bedeutende Luftfahrtgesellschaft. Eines Abends befand sich Earl, der Pilot, auf einem Überseeflug. Betty, die Mutter der erstgenannten Familie, erwachte unter dem deutlichen Eindruck, sie solle für Earl beten. Keine Einzelheiten, nur das Drängen. Was blieb ihr anders übrig? Sie betete, wie „ihr der Geist eingab“, in einer unbekanntem Zunge, bis die Bürde des Gebets von ihr wich. Sie schlief wieder ein und dachte nicht mehr daran, bis Earl nach seinem Flug wieder an der Gebetsversammlung teilnahm.

„Wir befanden uns in der Luft und erwarteten Landeanweisungen vom Kontrollturm. Als wir eingewiesen wurden, stellten wir fest, dass aufgrund eines Irrtums zwei Flugzeuge auf die gleiche Bahn gewiesen worden waren. Als wir im Tiefflug waren, befanden wir uns in beängstigender Nähe zum anderen Flugzeug, und einige Augenblicke sah es so aus, als würden wir kollidieren. Mein Co-Pilot saß am Steuer. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass er keinerlei Anstrengungen unternahm, um uns von dem anderen Flugzeug fortzumanövrieren, sondern er behielt seinen Kurs bei, so dass der andere sich entfernen konnte. Nachdem wir glücklich gelandet waren und aussteigen konnten, sagte mein Co-Pilot: »Kapitän, das war eine ganz eigenartige Sache. Als ich sah, in welcher Klemme wir saßen, wollte ich natürlich etwas unternehmen, um herauszukommen, aber meine Hände und Füße waren einfach festgefroren. Ich konnte keinen Finger krümmen! Jetzt weiß ich, wenn ich den Flug irgendwie zu beeinflussen versucht hätte, wären wir in große Schwierigkeiten gekommen. Das Beste war einfach, die Route beizubehalten.«“

Als Earl davon berichtete, meldete sich Betty natürlich zu Wort und berichtete von ihrem Gebet während der Nacht. Als die Zeit verglichen wurde, stellten sie fest, dass ihr Gebet „im Geist“ genau zu dem Zeitpunkt gesprochen worden war, als das Flugzeug über jener entfernt gelegenen Stadt schwebte. „Das aber sind die Zeichen“, die die Gläubigen begleiten . . .“, sagte Jesus, und es ist tatsächlich so! Doch genauso wunderbar, wie diese Gaben des Heiligen Geistes, sind auch die Früchte des Heiligen Geistes — die Liebe, die Freude, der Friede, alles Dinge, die im Leben derer zu sehen sind, die dem Herrn Jesus wirklich zu vertrauen beginnen.

Eines Abends, gegen 22.30 Uhr, gerade als meine Frau und ich zu Bett gehen wollten, stürmten meine beiden Söhne aufgeregt durch die Haustür. „Mama, Papa! Wißt ihr, was wir erlebt haben?“ Steve ließ sich in einen Sessel fallen, und Conrad tat es ihm nach. „Wir haben die Mädchen nach dem Ballspiel nach Hause gefahren und am Strand in Ballard angehalten, um einen Hamburger und eine Coca Cola zu kaufen. Con und ich standen am Tresen, als plötzlich zwei Burschen sich vordrängten. Das paßte uns nicht, und so haben wir uns wieder eingereiht.“ „Ja“, unterbrach ihn Conrad, der Jüngere der beiden. „Dann brüllten sie los und packten uns von hinten. Ich dachte wirklich, jetzt müßten wir sie vorlassen!“

„Und was dann?“ fragte ich ein wenig ängstlich gespannt. Die Jungen schienen in keiner Weise zu Schaden gekommen zu sein. Ich wußte, dass sie sich wohl zu behaupten wußten. „Es war ganz eigenartig“, sagte Steve. „Wir drehten uns beide um. Ich weiß nur, dass ich die Fäuste geballt hatte, und Conrad sicher auch.“ Er blickte zu seinem Bruder hinüber, der nickte. „Ich wollte meinen Burschen fertigmachen, das weiß ich wohl. Doch als ich mich blitzschnell umdrehte, fielen meine Hände einfach herunter; meine Fäuste wurden lasch, und ich hörte,

wie ich sagte: »Ich kann dich nicht verprügeln. Ich bin Christ!« „Mir ging es haargenau so“, sagte sein Bruder. „Ja, aber noch eigenartiger war, dass diese beiden rauhen Burschen plötzlich blaß wurden und wie verrückt davonrannten!“ Als ich eines Sonntagmorgens nach dem Elf-Uhr-Gottesdienst einen liebenswürdig aussehenden jungen Mann und seine zarte Frau begrüßte, sagte er: „Wir waren ein wenig enttäuscht.“

„Wieso?“ fragte ich, während ich ihm die Hand gab. „Na ja“, meine Frau und ich sind römisch-katholisch. Wir haben von Ihrer Kirche gehört und dachten, wir wollten uns die Sache einmal ansehen. Und — na ja, niemand hat etwas gemacht. Ich meine, es war ein wirklich schöner Gottesdienst, aber wir glaubten, irgend jemand werde in Zungen sprechen, oder so“, schloß er ein wenig lahm.

Lachend sagte ich: „Ach so, jetzt verstehe ich! Das geschieht gewöhnlich nicht an einem Sonntagmorgen. Wegen der Besucher, die eventuell kein Verständnis dafür haben, wissen Sie. Weshalb kommen Sie nicht einmal zu unserer Gebets Versammlung am Dienstagabend? Es geht dort sehr informell zu, und Sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach die Gabe der Zunge und Auslegung hören können.“

„Aber es hat uns auch so gefallen!“ unterbrach uns seine Frau, und aus ihren Augen strahlte Begeisterung. „Die Leute haben aber wirklich eine Liebe zu Gott. Ich meine, man kann das direkt spüren! Ich habe noch nie an einer Messe teilgenommen, wo alle so auf den Herrn konzentriert waren!“

Sie gingen die Stufen hinunter, und ich wandte mich an einen weiteren Fremden, der recht bescheiden gekleidet war.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, dass zwei von Ihren Leuten neulich abends beinahe drei Stunden lang für mich gebetet haben und mit Erfolg!“ sagte er, indem er mir heftig die Hand drückte. Seine Stimme zitterte als er hinzufügte: „Ich habe nie geahnt, dass sich überhaupt irgend jemand so viel Zeit nehmen würde, um mit mir über meine Probleme zu sprechen.“

„Sehet, wie sich diese Christen untereinander lieben! Mehr und mehr! Das ist die größte Offenbarung des Heiligen Geistes! „Die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Nicht die menschliche Liebe, sondern die Liebe Gottes in den Menschen: sie führt zusammen, hilft ihnen, einander zu vergeben und sich anderen zuzuwenden, die Liebe und Vergebung brauchen — das ist das Größte, so sagt Paulus. Doch — und das Paulus ebenfalls — wir brauchen das andere auch, nämlich die übernatürlichen Offenbarungen der göttlichen Kraft. Wir brauchen nicht „Gaben oder «üchte des Geistes“, sondern „Gaben und Früchte“, und in [^]t- Lukas begannen wir, beides zu sehen.“

14

Durch den Todesjordan

„So wie die Sache aussieht, Dennis, läuft von jetzt ab alles von selbst!“

Bob strahlte mich an. Er war zwei Tage zuvor im Heiligen Geist getauft worden und meinte, wie wir alle nach dem Erlebnis dachten, dass die „Sache nun geritzt“ sei! Ich kann mich noch gut an die erste Woche nach meiner eigenen Geistestaufe erinnern! Erstaunlich! Weshalb haben sich die alten Heiligen früher denn so abmühen müssen? Es war doch alles so einfach! Wenn ich morgens aufstand — war Gott da! Was konnte ich anderes tun als Ihn loben? Nachts schlief ich mit dem Gefühl ein, dass mein Herz „Preis dem Herrn“ sagte!

Den ganzen Tag lang fühlte ich Seine Gegenwart. Wenn ich etwas zu sagen hatte, gab Er mir die Worte. Wenn wir beteten, geschahen Dinge. Weshalb denn all die Probleme? Ja, ich wußte, was Bob sagen wollte. Ich weiß nicht genau, wie lange er so auf Wolken schwebte; bei mir war es jedenfalls genau eine Woche! Was geschah dann? Ich verlor die Geduld! Eltern von Kindern im Teenageralter werden mitfühlen können, wenn ich ihnen erkläre, dass ich mit einem unserer Söhne zornig wurde! Er hatte eigentlich nichts außergewöhnlich Schreckliches getan; ich weiß eigentlich nicht mehr, aus welchem Grunde ich zornig wurde, auf jeden Fall war ich über die Maßen erbost. Ich hielt mich für einen gutmütigen Kerl, nachgiebig, auf keinen Fall jähzornig, wie sich das auch immer äußern mag, abgesehen von den wenigen Malen, wo man ja schließlich seiner eigenen Gereiztheit nachgeben mußte, wie Sie selbst wissen. Ach so, da war der Fleck auf der Tapete in der Eßzimmer-Ecke, wo ich einmal beim Mittagessen aus lauter Ärger ein mit Thunfisch belegtes Brot hinschleuderte; und dann das Loch im Klappstisch, auf den ich mit der Faust geschlagen hatte, um im Gespräch mit einem der Kinder eine bestimmte Sache zu bekräftigen! Das war bei uns in der Familie inzwischen zum stehenden Witz geworden, dass ab und zu

„Papas Geduldsfaden riß“, wie meine Kinder es formulierten! Diese Kinder konnten ziemlich genau vorherbestimmen, wie weit sie gehen konnten, ohne dass ich detonierte! Wenn sie zu weit gingen, ertrugen sie die Folgen mit philosophischer Gelassenheit !

Aber Satan hatte sein Augenmerk genau auf diese Stelle gerichtet. Er hatte jahrelang darauf gebaut. Ich konnte zornig werden — ich war manchmal ungeduldig und reizbar — und da setzte er an, um mich zu Fall zu bringen. So kam es, dass ich eines Abends, als mein Sohn in Schwierigkeiten geraten war, einen Zornesausbruch hatte. Ich brüllte, fluchte, stampfte mit dem Fuß auf; kurz gesagt, ich machte mich lächerlich. Und als ich meine Wut ausgetobt hatte, flüsterte mir der Teufel zu: „Mit dem Heiligen Geist erfüllt? Wie steht's damit?“ Mein Zorn schwand so schnell wie er gekommen war. Ich war zerknirscht. Ich entschuldigte mich bei meinem Sohn, der natürlich meine feuerwerksähnliche Explosion als „zu erwartende Reaktion“ gewertet hatte. An jenem Abend ging ich traurig und entmutigt zu Bett. Meine Freude war fort. In meinem Herzen erklang kein spontanes Lob, als ich mich zum Schlafen fertig machte. Statt dessen kamen mir die Worte aus der Bibel: „Denn er hat gleichsam den Sohn Gottes noch einmal gekreuzigt und seinen Spott mit ihm getrieben“ (Hebräer 6, 6). Zum ersten Mal in meinem Leben weinte ich um meine Sünden.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein Herz noch immer beschwert. Ich hatte den Segen verloren — würde ich ihn je zurückerlangen? Ich dachte an die Ereignisse der vergangenen Woche zurück und sagte: „Und dennoch Preis dem Herrn!“ Und während ich das tat, flutete die Freude in mein Herz zurück, und meine Augen füllten sich mit Tränen, als mir klar wurde, wieviel Gott erduldet und wieviel Er zu vergeben bereit ist. Das war der Anfang einer langen Spanne des Aufstehens und Hinfallens. Ich war enttäuscht darüber, dass ich nicht urplötzlich vollkommen geworden war! Doch ich begann zu verstehen, dass der Heilige Geist, der in mir Wohnung gemacht hatte, als ich Jesus so viele Jahre zuvor angenommen hatte, jetzt durch die Taufe im Heiligen Geist auf eine so herrlich neue Weise in meiner Seele zu wirken begann. Als ich das Heil annahm, wurde mein Geist vollkommen gemacht, doch ich mußte feststellen, dass selbst nach meinem Pfingsterlebnis meine Seele oder mein psychologisches Wesen nicht vollkommen war, und dass es Zeit und Mühe erforderte, um dahin geführt zu werden. In meiner Seele, nicht in meinem Geist, lagen die Schwierigkeiten, der Zorn, die emotionalen Ausbrüche und Komplexe, das falsche Denken, die verwirrenden Reaktionen — und einige davon waren tief verwurzelt. Jetzt, da ich den Heiligen Geist empfangen*, hatte ich mein psychologisches Wesen — Verstand, Wille und Gefühl — geöffnet, um überflutet oder in Ihn „hineinge-täuft“ zu werden, damit Er das Durcheinander und den Schmutz in meiner Seele völlig beseitigen konnte — doch das würde nicht über Nacht geschehen!

Nur wenige Wochen nachdem Elberta und ich im Heiligen Geist getauft worden waren, erhielten wir eine Ankündigung auf eine kommende Prüfungszeit, die die bisher schwerste werden sollte. Unser Arzt hatte sich über Elbertas Gesundheitszustand besorgt geäußert. Er meinte, durch eine Operation das entfernen zu müssen, was er für ein gutartiges Geschwür hielt. Elberta hatte sich Jahre zuvor ohne Komplikationen einer ähnlichen Operation unterzogen und war aus diesem Grund nicht übermäßig besorgt, wenn sie auch vor der Operation über sich beten ließ. Der Arzt hatte erklärt, dass im Falle eines bösartigen Geschwürs auf der Stelle eine totale Entfernung der einen Brust vorgenommen werden müsse, so dass die Patientin das Ausmaß der Operation erst nach Erwachen aus der Narkose erfahren würde. Ich versuchte, Elbertas Optimismus zu teilen, doch im Wartezimmer des Valley Presbyterian-Hospitals am nächsten Morgen verstrich die Zeit mit angsterfüllten Gedanken. Als der operierende Arzt nach drei Stunden zu mir ins Wartezimmer kam, verging mir der Mut beim Anblick seines ernstesten Gesichtes. Das Geschwür habe sich als bösartig herausgestellt, so dass eine radikale Operation vorgenommen werden müsse. Später am Tag, während meine Frau noch in der Narkose lag, versuchte mir der Arzt zu erklären, welch ein schwerer Schlag dies für sie aus physiologischer und psychologischer Sicht sei, und wie lange es dauern würde, ehe sie sich an die Umstellung gewöhnen werde. Ich war natürlich von den Ereignissen ziemlich erschüttert und scheute mich vor dem ersten Besuch bei Elberta nach der Operation. Wie sollte ich genügend Kraft und Zuversicht ausstrahlen, um ihr den nötigen Mut einzuflößen?

** Das Empfangen des Heiligen Geistes oder das „im Heiligen Geist Getauftsein“ bedeutet nicht, dass man den „Heiligen Geist bekommt“, sondern dass man Ihn „aufnimmt“ oder „willkommen heißt“, wodurch dem Heiligen Geist Raum gemacht wird, damit Er in unserem Leben mehr Platz einnimmt und durch uns in die Welt hinausströmen kann.*

Wir beide, der Arzt und ich, hatten Elberta und den Herrn unterschätzt! Ich fand sie lächelnd vor — „strahlend“ wäre ein besseres Wort, so scheinbar unberührt von der Katastrophe, die über sie hereingebrochen war. Elberta hielt standhaft fest an ihrem Sieg im Geiste, obgleich sie sich körperlich gesehen in einem Kampf auf Leben und Tod befand. Sie konnte das Krankenhaus doppelt so schnell verlassen als ihr der Arzt vorhergesagt hatte. Zwei Wochen danach war sie bereits wieder im Gottesdienst. Über 500 Menschen nahmen an der Abendmahlsfeier teil, doch Elberta schien wie ein sanfter Leuchtturm herauszuragen. Aber wir hatten das Schlimmste noch nicht hinter uns! Der Arzt verschrieb ihr Kobaltbestrahlungen, um ganz sicher zu gehen. Einige von denen, die diese

Bestrahlungen mitgemacht haben, sagen, dass die Wirkungen dieser Behandlung schlimmer als die eigentliche Operation sei! Nachteilige Auswirkungen der Bestrahlung waren unausbleiblich t Übelkeit, Schwäche, schlechtes Blutbild. Und tatsächlich begann Elberta nach Behandlungsbeginn alle erwarteten Reaktionen zu verspüren. Hinzu kam eine Speiseröhrenverdickung, und es entwickelte sich ein hinderlicher Klumpen im Hals, der ihr große Not bereitete. Einige Wochen nach Elbertas Operation hatten wir eine Gast-rednerin zu unseren Abendgottesdiensten eingeladen, eine bekannte Leiterin der Heilungsbewegung innerhalb der Episkopal-Kirche. Nach dem Gottesdienst besuchte sie uns zu Hause und lernte eine Anzahl derer kennen, die am Wirken des Heiligen Geistes interessiert waren. Im Laufe des Abends baten wir sie, ohne unserem Gast irgend etwas über die Natur des Problems sagen zu können, mit Elberta zu beten. Selbstverständlich schlossen wir uns ihrem Gebet an.

Von diesem Zeitpunkt an wichen die „Klumpen-im-Hals“-Symptome, und nicht nur das: meine Frau machte die gesamte Serie der Kobaltbestrahlungen ohne irgendwelche weiteren negativen Auswirkungen mit. Jedesmal, wenn sie das Behandlungszentrum betrat, sich der Therapie unterwarf und anschließend hinausging, als sei nichts geschehen, versetzte sie die Ärzte und Schwestern in Erstaunen, weil die anderen Patienten eine gewisse Zeit erschöpft und entkräftet waren. Sie litt weder unter Übelkeit noch unter Schwäche; auch ihr Blutbild besserte sich, anstatt schlechter zu werden! Sie hatte ihr Leben lang unter schwerer Anämie gelitten, doch jetzt konnte sie auf ihr gewohntes Eisenpräparat verzichten. Sie begann, sich nie gekannter körperlicher Kraft zu erfreuen, selbst ihr Schlafbedürfnis war stark reduziert. Der Arzt sagte, wenn sie in den nächsten fünf Jahren keinerlei Beschwerden habe, werde sie völlig in Ordnung sein.

Dann — kurz nach unserem Eintreffen in Seattle im Jahre 1960, ungefähr ein Jahr nach der ersten Operation, schlug der Feind wieder zu. Das Geschwür war erneut aufgebrochen! Neue Geschwüre hatten sich in der Brust gebildet. Soweit die Ärzte wußten, bedeutete das ein Todesurteil. Nichts mehr konnte getan werden, es sei denn mit Hilfe verschiedener Mittel das Wachsen der Knoten zu verlangsamen. Nach einer grundlegenden Untersuchung riet der Arzt zu einer operativen Entfernung der Eierstöcke, und Elberta gab ihre Einwilligung. Wieder warteten die Ärzte vor den Resultaten dieses Eingriffs: ein vorzeitiges Einsetzen des Klimakteriums mit den damit verbundenen Symptomen wie Depression und anderen Nebenwirkungen. Nichts dergleichen geschah! Elberta verzeichnete keine negativen Symptome nach der Operation und erfreute sich weiterhin ihrer neu-gefundenen Kraft — doch die Tumore wuchsen weiterhin. Nach der ersten Operation in Van Nuys hatte Elberta zu mir gesagt: „Weißt du, Dennis, als ich in der Narkose lag, sagte der Herr zu mir: »Bist du bereit, dieses aus Satans Hand zu nehmen und es mir zu übergeben?« Ich sagte: »Ja, Herr.« Ich weiß, dass Er Seine Hand darüber halt. Ich mache mir absolut keine Sorgen.“

Jetzt sagte sie: „Ich werde nicht zum Arzt und auch nicht ins Krankenhaus zurückkehren. Sie haben alles getan. Ich habe es in Gottes Hand gelegt, und Er hat alles unter Kontrolle.“ Elberta bezog diesen Standpunkt nicht deshalb, weil sie den Ärzten gegenüber undankbar war, sie hatte ihre Dienste angenommen und zu schätzen gewußt, doch jetzt übergab sie alles Gott, und so blieb es auch. Die nächsten zwei Jahre erwiesen sich als die glücklichsten und fruchtbarsten, die meine Frau überhaupt kannte. Einmal gestand sie mir: „Bevor ich den Heiligen Geist empfang, fühlte ich mich manchmal so gelangweilt, wenn ich an die Jahre dachte, die ich mit Kirchenbazars, Wohltätigkeitsverkäufen, Frauenversammlungen, Modevorführungen und so weiter zubringen sollte. Ich hatte manchmal das Gefühl, ich könne es nicht mehr aushalten!“

Jetzt war alles anders. Noch immer war es selten, dass sie öffentlich etwas sagte. Einmal äußerte sie über ihre Rolle: „Ich fülle lediglich einen Platz aus!“ Doch in aller Stille und mit nachhaltiger Wirkung stand sie vielen Menschen seelsorgerlich zur Seite und wurde geachtet und geliebt.

Unsere Familie hing von ihrer Kraft ab, und niemand stützte sich mehr auf sie als ich. Elberta war keine ausgebildete Theologin, sie hatte weder eine Bibelschule noch ein Seminar besucht, doch seit sie im Heiligen Geist getauft war, las sie fast ständig in der Bibel und war mit jener wunderbaren, gesegneten Eigenschaft ausgerüstet, die wir als gesunden Menschenverstand bezeichnen. Sie fühlte, dass ihr Platz zu Hause war, wo sie ein wachsames Auge auf unsere heranwachsende Familie halten konnte, wenn sie auch dann und wann mit mir auf „Missionsreise“ ging. Sie scheute sich vor „Ansprachen“, doch wenn es erforderlich war, konnte sie unbedingt für sich reden. Dinge wie Kleidung und Mode interessierten sie wenig; sie sah jedoch immer ordentlich und gepflegt aus.

Wochen und Monate vergingen. Noch immer erfreute sie sich einer körperlichen Vitalität, doch die böartigen Wucherungen in ihrem Leib fraßen sich ihren Weg und machten keinerlei Anzeichen, zurückgehen zu wollen. Jeden Abend salbte ich sie und betete. Ihre Freunde beteten. Die Gemeinde betete. Doch wenn wir auch die Fürbitte als Teil des Gottesdienstes kannten, sie war so sicher, dass die ganze Sache in Gottes Hand lag, dass sie

lange Zeit kein öffentliches Gebet für sich wünschte. Schließlich sagte ich eines Abends: „Liebling, ich kann einfach nicht an den Altar treten und für alle anderen beten, ohne für dich zu beten.“ Da gab sie ihre Einwilligung.

Anfang 1963 begann sie unter Atembeschwerden zu leiden, sobald sie mehr als gewöhnlich tat. Uns wurde klar, dass die Krankheit auf die Lungen übergegriffen hatte. Ihr Vertrauen auf Gott war felsenfest. Als ich eines Tages eine Bemerkung über ihre Treue im Beten und Bibellesen machte, sagte sie: „Wenn man täglich vor der Möglichkeit des Todes steht, so macht das viel aus!“

Der Tod war eine Sache, vor der sie sich überhaupt nicht fürchtete. Sie wollte ihre Gedanken unentwegt auf Gott gerichtet haben. Wenn ich mich gedankenlos ans Klavier setzte und eine leichte Operette spielte oder ein gängiges Lied sang, pflegte sie zu sagen: „Das ist die falsche Melodie!“ Das sagte sie nicht, um puritanisch zu sein. Sie erklärte es mir so: „Ich möchte ganz einfach die richtige Melodie im Kopf haben. Wenn ich mir »Oklahoma« oder »South Pacific« anhöre, dann wache ich morgens mit den Worten »I 'm Going to Wash That Man« oder »The Surrey with the Fring on Top« auf! Ich möchte Lieder im Ohr haben, die von Gott handeln und möchte solche Lieder singen, wenn ich aufwache.“

Im Juni des gleichen Jahres wurde ich für mehrere Tage als Sprecher der Episkopal-Kirche und der Full Gospel (Vollen Evangeliums-) Gruppe* nach Anchorage und Fairbanks eingeladen. Ich wollte Elberta nicht allein lassen. Sie litt unter echter Atemnot, sobald sie mehr als ein Minimum an Anstrengung auf sich nahm. Doch sie bestand darauf, dass ich die Einladung annahm, und so fuhr ich widerstrebend fort. Sie hatte keine Schmerzen und konnte sich normal betätigen. Niemand hätte im Gespräch mit ihr geahnt, dass irgend etwas körperlich nicht in Ordnung war. Als ich von Alaska zurückkehrte, sagte sie: „Dennis, weißt du, als du fort warst, begann sich meine Lunge mit Wasser zu füllen. Ich wußte, dass der Arzt eine Drainage vornehmen würde, wenn ich darum gebeten hätte, doch ich hatte mich entschlossen, mich nicht an Menschen zu wenden. Ich ging in der Kirche an den Altar und sagte: »Herr, Du wirst mir helfen müssen, weil ich mein ganzes Vertrauen auf Dich setze.« Er sorgte sofort dafür, und mir ging es wieder gut!“

** „Full Gospel ist eine Bezeichnung für jene christlichen Gruppen, die nicht nur die Erlösung durch Jesus Christus und andere wichtige Punkte des christlichen Glaubens lehren, sondern außerdem noch die Taufe im Heiligen Geist.“*

Ab Mitte Juli mußte sie nachts beim Schlafen aufrecht in einem Stuhl sitzen, um überhaupt atmen zu können. Tagsüber konnte sie jedoch ein verhältnismäßig normales Leben führen. Gegen Ende des Monats mußte sie dann auch tagsüber im Wohnzimmer auf der Couch sitzen bleiben, und sie begann große Schmerzen zu erleiden. Noch immer war sie unnachgiebig. Sie wollte keinen Arzt aufsuchen und auch nicht ins Krankenhaus gehen. Sie wollte keinerlei Spritzen oder Drogen gegen die Schmerzen, nicht einmal eine Aspirin-Tablette. Ihr Zimmer war kein Krankenzimmer sondern ein Schlachtfeld.

Der Kampf verschärfte sich. Nachts schlief ich im Wohnzimmer auf dem Fußboden. Um eines bat sie mich: ich sollte Evangeliumslieder für sie singen und spielen. Dann fiel ihr das Einschlafen leichter, und auch tagsüber wurde es ihr leichter. Gute Freunde halfen mir, sie zu pflegen. Zwei wunderbare Ärzte blieben im Hintergrund. Einer von ihnen sagte mir: „Dennis, sie hat sich den richtigen Weg ausgesucht. Wir können auch gar nichts für sie tun.“ Doch sie befürchteten Schlimmeres. Ich wußte genau, was sie ahnten.

Es ging stetig abwärts. Eine Woche lang aß sie gar nichts außer einigen Löffeln Bouillon; und dennoch trat kein bemerkenswerter Gewichtsverlust und keine besondere Blässe ein. Einer unserer Söhne sagte: „Vater, ich habe Mama noch nie so schön gesehen!“

Der Schmerz war äußerst groß, dennoch überstieg er nie ihre Kräfte. Sie kämpfte verbissen mit dem Feind — bei klarem Verstand, ohne durch Drogen benebelt zu sein. Da ich sie nicht dazu überreden konnte, irgendwelche Medizin einzunehmen, sagte ich: „Liebling, willst du nicht wenigstens etwas Sauerstoff nehmen, damit dir das Atmen leichter fällt?“ Das tat sie, mir zuliebe glaube ich, weil sie gewußt haben muß, wie hilflos ich mir vorkam. An jenem Tag nahm sie dann und wann Sauerstoff. Dann sagte sie nach einer Weile leise: „Nimm es fort.“

Man sah, dass sie zusehends schwächer wurde; sie war jedoch friedevoll und schien sehr viel weniger Schmerzen zu haben. Als der Abend hereinbrach und ich mit unseren drei Kindern bei ihr saß, sagte ich: „Ich liebe dich.“ Ich sagte: „Preis dem Herrn!“

Sie antwortete: „Preis sei Ihm!“ Ganz schlicht und ohne Kampf starb sie.

Kurze Zeit darauf sagte ein uns befreundeter Arzt: „Ihr Tod ist ein Wunder!“ Er hatte einen Blutsturz verbunden mit Übelkeitserscheinungen befürchtet, sowie alle anderen schrecklichen Symptome eines Krebstodes, doch Satans Macht waren Grenzen gesetzt. Elbertas Tod war von Sieg umwoben. Ihr Tod glich eher dem Tod eines Soldaten — dem Tod eines Märtyrers. Dreißig Minuten nach ihrem Tode kam mein ältester Sohn zu mir und sagte: „Papa, ich habe Mama in den Himmel gehen sehen!“

„Was meinst du damit, Steve?“

Steve war mit seinen 20 Jahren sehr praktisch denkend, ähnlich wie seine Mutter mit ihrem scheinbaren Mangel an Sentimentalität. Ihm war das Romantische fern. „Zehn Minuten nachdem sie gestorben war, verblich das ganze Zimmer, und ich sah, wie ich am Ufer eines großen Flusses stand. Da lag ein kleines Boot — und dann sah ich, wie Mama einstieg und über den Fluß fuhr. Jesus stand am anderen Ufer und nahm sie in Empfang, und dann gingen sie den grasbesäten Abhang lächelnd und im Gespräch versunken hinauf. Ich konnte im Hintergrund eine schöne Stadt sehen, und bevor sie verschwand, drehte sie sich um und winkte mir zu! Ich weiß, dass sie mich auch gesehen hat!“ Etwa zur gleichen Zeit hörte eine befreundete Familie in einem anderen Teil der Stadt von Elbertas Tod. Sie saßen zusammen und weinten darüber. Da begann Claudia, eine der Töchter im Teenageralter, zu lachen: „O“, sagte sie, „ich sehe Elberta! Sie überquert eine grüne Wiese und lacht und unterhält sich mit Jesus!“

Der Herr beglückte uns mehrere Male mit Seinem Segen, selbst während der Trauerfeier und dem Begräbnis. Als wir den Sarg aussuchten — etwas, vor dem ich mich gefürchtet hatte — besah ich mir die verschiedenen kunstvoll ausgeführten Kästen, und keiner schien mir der richtige zu sein. Der Beerdigungsunternehmer, ein persönlicher Freund von mir, versuchte auf seine typisch hilfreiche und verständnisvolle Art Rat zu geben. Plötzlich drehte ich mich um und sah den richtigen! Ein Sarg aus Bronze, schlicht und dennoch stattlich; an beiden Enden war das Abendmahl eingraviert, und an den Ecken stand jeweils ein Engel! Mir war, als sei er eigens vom Himmel gefallen. „Das ist der Richtige!“ rief ich aus. Obgleich ich Hunderte von Begräbnissen vorgenommen hatte, war mir noch nie ein ähnlicher begegnet!

Die Beerdigung war eine Bestätigung ihres Sieges in Christo. Bischof Lewis, der uns so standhaft bei unserem Entschluß, nach Seattle zu kommen, zur Seite gestanden hatte, feierte das Abendmahl mit uns, während die Glieder der St. Lukas-Gemeinde mit gemischten Gefühlen der Freude und des Leides dichtgedrängt in der kleinen Kirche saßen. Während wir um das Grab standen, begannen wir spontan zu singen: „Praise God from Whom all blessings flow!“ (Etwa: „Preist Gott, von dem aller Segen fließt.“) Wenn ihre sterbliche Hülle auch in Ehren zu Grabe getragen wurde, so wußten wir doch, dass Elberta nicht da war, sondern bei Jesus in Seinem Königreich, wo auch wir eines Tages mit ihr jubilieren würden, wenn unser Lauf vollendet ist.

15

Die Krone des Lebens

Nach Elbertas Tod lebte ich einige Zeit lang geistlich in einer Art Apathie. Es bestand kein Zweifel darüber, dass sie den Sieg errungen hatte, doch es war ein Sieg, der sie auf der anderen Seite jenes großen Flusses Heiß, den Stephen in seiner Vision gesehen hatte. Sie hatte die Stadt Gottes betreten; doch mich hatte sie allein gelassen, und ich vermißte sie sehr.

In mir waren viel Mißverstehen und Bitterkeit. Was sollte ich nun über Gebetserhörungen, besonders Gebete für die Kranken sagen? Hatte Gott nicht Heilung verweigert, wo sie so nötig war? Der mir liebste Mensch war nicht geheilt worden. Die Taufe im Heiligen Geist hatte mir die Augen geöffnet, und ich hatte erkannt, wie Gott in der ganzen Bibel bereit war, Seinem Volk zu helfen, selbst in ihren einfachsten körperlichen Bedürfnissen. Er war interessiert an den kleinsten Einzelheiten ihres Lebens. Ich hatte erkannt, dass Gott der gleiche heute ist, und hatte gelernt, Ihm zu vertrauen, dass Er einen Schnupfen oder einen verbrannten Finger heilt oder in den scheinbar kleinen Dingen des Alltags helfen kann — wie zum Beispiel im Beruf und beim Parken von Autos! Das geschah nicht deshalb, weil ich etwas von Gott haben wollte, sondern vielmehr, weil ich Gottes Realität und Nähe und Liebe verspüren wollte. Bevor ich den Heiligen Geist empfing, hatte ich Gottes Führungen und Gebetserhörungen erlebt, doch allzu selten. Jetzt wußte ich, was es hieß, ein neues Verhältnis zu Gott zu haben, ein Verhältnis, in dem Er „alle Notdurft erfüllt (Philipper 4,19). Sollte ich in jene Welt der Ungewißheit

zurückkehren, wo Gott manchmal etwas tut, aber manchmal auch nicht? An den Platz zurückkehren, wo man sich eigentlich nicht auf Ihn verlassen konnte?

Am Abend des Tages, an dem Elberta starb, setzte ich mich, als alle nach Hause beziehungsweise ins Bett gegangen waren, hin und schlug wahllos meine Bibel auf, um etwas zu finden, das zu mir sprechen konnte. Meine Augen fielen auf die Worte aus dem Propheten Hesekiel: „Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: Du Menschenkind, siehe, ich will dir deiner Augen Lust nehmen durch eine Plage . . . Und da ich des Morgens früh zum Volke geredet hatte, starb mir am Abend mein Weib ..." (Hesekiel 24,15—18).

Diese Stelle war zu präzise, als dass sie zufällig vor mir auftauchte. Doch was hatte sie zu bedeuten?

Am nächsten Abend öffnete ich noch einmal meine Bibel, und dieses Mal war es ein Vers aus dem Buche Jesaja, der mir ins Auge fiel: „Aber der Gerechte kommt um, und niemand ist, der es zu Herzen nehme; und heilige Leute werden aufgerafft, und niemand achtet darauf. Denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück" (Jesaja 57, 1).

Seit Elbertas Tod hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, morgens in aller Frühe spazieren zu gehen. Das schien mir irgendwie zu helfen. Es blühten noch einige Blumen, und während ich spazierte und die Gärten bewunderte, die so typisch für die frische Schönheit von Seattle sind, war mir, als ginge Elberta in den Gärten Gottes spazieren und genieße die Schönheit im Reiche Gottes. Nicht dass ich ihre Gegenwart verspürt hätte. Ich wußte, dass auch jegliche Art von gefühlsmäßigem Kontakt mit den Verstorbenen von Gott verboten worden war und dass Elberta weder in dieser Welt noch in ihrer Nähe existierte. Doch mir war, als gäbe es ein parallelaufendes Erlebnis, und das tröstete mich. Während ich an diesem besonderen Herbstmorgen dahinspazierte, fragte ich Gott: „Warum mußte Elberta sterben?"

Seine Antwort ertönte augenblicklich in jener „kleinen zarten Stimme", nicht als Antwort auf meine Frage, sondern als Aussage: „Sie war eine meiner Großen!"

„Das weiß ich, Herr", erwiderte ich. Auf unverkennbar deutliche Weise rief Er mir die Schriftstelle ins Gedächtnis: „. . . zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, dass ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich gelange zur Auferstehung der Toten."

Ich versuchte, hinter den Sinn zu kommen. „. . . zu erkennen." Ja, ich wußte, dass Elberta Ihn nicht nur gekannt hatte, sondern die letzten drei Jahre ihres Lebens Ihm näher und näher gekommen war und Ihn besser kennenlernte. Ihr ganzes Leben hatte darin bestanden, Ihn besser kennenzulernen.

„Die Kraft seiner Auferstehung . . ." Dessen waren wir uns alle auf gewaltige Weise bewußt gewesen seit dem belebenden Erlebnis der Taufe im Heiligen Geist. Elberta hatte die Auferstehungskraft selbst in ihrem Körper kennengelernt, und zwar in Form stark vermehrter Kraft, geringeren Schlafbedürfnisses und eines besseren Blutbildes; genau wie es der Apostel Paulus sagte: „Wenn aber der Geist dessen, der Jesum aus den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, ... auch eure sterblichen Leiber lebendig machen ..." (Römer 8,11.) „Die Gemeinschaft seiner Leiden . . ." Ah, das war der wunde Punkt! Konnte irgend jemand behaupten, dass er das wünsche? Worin lag die eigentliche Bedeutung dieser Worte? Eines wußte ich — wenn das Wort „Leiden" im Neuen Testament gebraucht wird, bedeutet es nicht das gleiche, was wir heute mit dem Wort meinen. Wenn wir „Leiden" sagen, meinen wir gewöhnlich, dass wir „verletzt" sind, „Schmerzen haben"; doch die Bibel meint immer damit „freiwillig etwas dulden". Wenn man etwas tun muß, ist es eigentlich kein „leiden". Ich wußte, dass der Apostel Paulus ungefähr so sagen wollte: „Ich dulde gern alle möglichen Schwierigkeiten, ja sogar den Tod lieber, als dass ich aufhöre, von Jesus zu erzählen." Und noch tiefer — „lieber, als dass wir aufhören, Jesus blind in allen Anliegen des Lebens zu vertrauen" ~, denn die Welt stoßt sich daran, dass wir unser Vertrauen auf Gott anstatt auf Menschen setzen. Ich bog um die Ecke. Die Sonne, die sich hinter einer langen Wolkenreihe versteckt hatte und die östlichen Gebirgsketten verdeckte, schien schüchtern hindurch. Es versprach ein schöner Tag zu werden. Während ich weiterging, dachte ich nach. „Die Gemeinschaft Seiner Leiden" war also etwas, das Gotteskinder Tag für Tag ausleben sollten, und Elberta hatt das unbedingt getan. Sie hatte mit uns zusammen um Jesu willen Spott ertragen und hatte ihre Heimat verlassen, um in eine entfernt gelegene fremde Stadt zu ziehen. Sie war, ohne mit der Wimper zu zucken, mit mir gegangen, als ich meine blühende Gemeinde aufgab, und hatte keinerlei Befürchtungen geäußert, dass mein Beruf plötzlich inmitten einer Zeit zu Ende gehen könne, die für mich die produktivste hätte sein können. Elberta hatte Gott in einer neuen Fülle kennengelernt. Sie wußte, was sie besaß und was es wert war. Sie war eine treue Zeugin und auf ihre stille Art eine wirkungsvolle.

Und dennoch war es schwierig zu sehen, wie ihre Krankheit Bestandteil der „Gemeinschaft Seiner Leiden" sein konnte, denn Jesus war nie krank, und der Gedanke, dass Er krank sein könnte, ist unmöglich. Krankheit ist

außerdem noch unfreiwillig. Der Kranke nimmt seine Krankheit nicht freiwillig auf sich, und es wäre auch falsch, es zu tun. Er versucht vielmehr, sie loszuwerden; mit Hilfe der Ärzte und der Medikamente, durch klimatische Veränderungen oder eine Diät; durch Gebet. Niemand behauptet, dass die Krankheit nicht vom Teufel stamme, denn wenn sie von Gott käme, wie könnten wir es wagen, um Heilung zu bitten?

Elberta akzeptierte ihre Krankheit nicht. Sie hörte nie auf, für ihre Heilung zu beten und erwartete sie auch. Als sie die Situation in Gottes Hände legte, damals bei der ersten Operation, hieß das nicht, dass sie ihre Krankheit akzeptierte, sondern dass sie ihr Vertrauen blind auf Gott setzte, dass Er sie heilen würde. Als sie nach dem zweiten operativen Eingriff beschloß, sich keiner weiteren medizinischen Behandlung zu unterziehen und Spritzen und Drogen abzulehnen, geschah das nicht, weil sie der Krankheit nachgab, sondern weil sie ihr ganzes Vertrauen auf Gott setzte.

„Weshalb starb sie vorzeitig? Wollte Gott sie nicht heilen?“ Unmöglich. Ich wußte, wenn Jesus in ihr Zimmer getreten wäre, hätte sie Ihn darum gebeten, und Er hätte sie augenblicklich und völlig geheilt. Was den Tod anbelangt, so entsinne ich mich, dass einmal jemand gesagt hat: „Jesus Christus war der schlechteste Beerdigungsunternehmer, der je gelebt hat! Er ließ alle Beerdigungen, auf denen Er anwesend war, platzen, einschließlich seiner eigenen!“ Und ich weiß, dass Jesus das vollkommene Ebenbild Seines Vaters war und nur das tat, was Er den Vater tun sah. AU diese Dinge mit Jesus mußten also auch vom Vater stammen.

„Gott ist doch allmächtig, weshalb heilte Er nicht? Gott kann alles.“ Wir vergessen, dass Gott sich im Hinblick auf den Menschen in einer Hinsicht Grenzen auferlegte. Er hat dem Menschen den freien Willen gegeben und wird unsere Entscheidungen nicht übergehen. Wir sind es, die unbewußt Gottes Macht eingrenzen. Ich habe keine Ahnung, worin in Elbertas Fall solche Hindernisse bestanden haben mögen — sich darüber Gedanken zu machen wäre nicht sinnvoll — doch eines weiß ich, nämlich, dass es nicht Mangel an Gottvertrauen ihrerseits war. Ich weiß nur, dass der Feind aus irgendeinem Grunde hereinbrechen konnte, um ihren Tod durch Krankheit herbeizuführen, und dass er allein die Ursache dieser Krankheit war; doch darin mußte er völlig und ganz versagen, denn Gott hatte sie, nachdem sie einen kurzen Kampf gekämpft hatte und siegreich hervorgegangen war, „genommen“, wie die Schrift es mir gezeigt hatte, und zwar durch „eine Plage“. Gott hatte sie nicht mittels der Krankheit „genommen“, auch nicht durch den Tod, denn der Tod ist auch Satans Sache, sondern Er nahm sie aus der Krankheit fort, fort vom Schmerz, fort vom Tod hinein in die Herrlichkeit Seines Reiches. Da die Heilung aus uns unbekannter Ursache verhindert war, tat Gott das, was für sie etwas Größeres war, wenn es auch für uns schwerer zu ertragen war: Er führte sie heim! Er erkannte, dass ihr Leben einen Höhepunkt der Liebe und Gnade erreicht hatte und dass der Welt noch „Unglück“ bevorstand, und deshalb sagte Er: „Die nächsten Kämpfe sind nicht mehr für dich bestimmt. Du hast deine Arbeit getan!“ Während ich auf unser kleines weißes Haus auf der Jones Avenue zuing, stand die Sonne bereits viel höher und wärmte mir tröstend den Rücken. Ich merkte, dass einige dieser rätselhaften Dinge sich lösten. Es würde wohl eine Weile dauern, bis sich restlos alles geklärt hatte, doch es war kein völliges Rätsel mehr für mich.

Ich betrat das Haus, setzte mich in mein Arbeitszimmer und sah mir Elbertas Foto an. Gottes Worte waren wirklich wahr. Ja, sie war in Seinem Königreich, weil sie im Leben treu gewandelt war und auch im Tode. Der Schmerz in meinem Herzen wurde durch die Erkenntnis erleichtert, dass Gott ihr die „Krone des Lebens“ gegeben hatte, die Krone, die Er allen verheißt, die „getreu sind bis an den Tod“.

16 Missionsreisen

Obleich ich mich krampfhaft bemühte, die traurigen Ereignisse in meinem eigenen Leben zu verstehen, hörte Gott derweil nicht auf, die Türen zu öffnen und mir Einladungen zukommen zu lassen. Ich entdeckte, wie viele andere Geistgetaufte auch, dass ich, ganz gleich wie groß die Zweifel und Vorbehalte in meinem Herzen waren, beim Zeugnisablegen von dem, was der Herr getan hatte, mit einer bislang ungeahnten Überzeugungskraft sprechen konnte! Manchmal kam ich mir wie ein Heuchler vor; doch es war keine Heuchelei, sondern die Wahrheit in meinem Geiste, die die Zweifel in meiner Seele besiegten. Es war an einem kühlen Herbstsonntag des gleichen Jahres. **Ich** hatte gerade die Feier des Abendmahles bei unserem Familiengottesdienst abgeschlossen. Mein Assistent hatte als „Meßgehilfe“ fungiert und stand mit dem Wasser und dem Wein am anderen Ende des Altars, um mir bei der „Ablution“ zu helfen, der rituellen Reinigung der Abendmahlsgefäße.

„Ed“, flüsterte ich, während er mir das Wasser über die Finger in den Kelch goß, „ist das nicht der Bischof von Alaska da hinten?“ Ed sah sich schnell um. „Ja“, sagte er, „ich glaube wohl!“

Der Bischof trug keine Amtsgewänder und hatte lediglich den Wunsch gehabt, mitzuerleben, was hier in der St.

Lukas-Kirche vor sich ging! Nach dem Gottesdienst frischten wir in der Kaffeestunde unser Bekanntschaftsverhältnis auf.

„Dennis“, sagte er, indem er seine Tasse absetzte, „ich möchte dich noch einmal nach Alaska einladen, damit dich noch andere Geistliche kennenlernen.“

So kam es, dass ich im Januar 1964 nach Fairbanks zurückfuhr, dieses Mal jedoch bei minus 38 Grad. Die feenartige Landschaft war völlig in glitzernden Frost eingehüllt: die Tage waren sehr kurz, aber sehr schön. Das war ein Gegensatz zu meinem letzten Besuch, der mitten im Sommer stattgefunden hatte, wo die Sonne nur für kurze Zeit am Horizont verschwand. Ich fuhr an die arktische Küste nach Kotzebue, einem größeren Dorf auf einer Landzunge, die den gefrorenen Ozean von einer gefrorenen Lagune trennt. Es herrschte bei recht erheblichen Minustemperaturen ein rauher, sturmartiger Wind von 20 Knoten Stärke! Hier lernte ich meine ersten Eskimos kennen — ein Volk, das ich schnell lieben und schätzen lernte. Hier begann ich auch einige der schweren Seiten des Missionslebens kennenzulernen, als ich mit Bobby und Judy, dem dortigen Missions-ehepaar, deren Drei-Zimmer-Wohnung teilte; eine Wohnung, die wohl ein wenig größer ist als die der meisten Ein-Raum-Hütten der Eskimos, doch völlig ohne solche täglichen Annehmlichkeiten wie Abfluß (sei es innerhalb oder außerhalb des Hauses), fließendes Wasser oder gesundes Trinkwasser. Auf einem Hundeschlitten führte mich Bobby zu den Eisseen hinter dem Städtchen, wo große Blöcke gefrorenen Wassers herausgeschnitten nach Hause gefahren und aufgetaut werden. Das Wasser muß abgekocht werden, bevor es ohne Bedenken als Trinkwasser verwendet werden kann. Ich erfuhr, dass ein Bad neun Monate lang ein ziemlich unbekannter Luxus ist, es sei denn, dass man das Glück hat, von einem Regierungsbeamten oder Schulangestellten eingeladen zu werden, der über fließende Warm- und Kaltwasserversorgung und Abfluß verfügt. In der Arktis hat eine Einladung zum „Abendbrot und Bad“ durchaus seine Berechtigung und wird hoch geschätzt!

Am Abend sollte ich mein Zeugnis ablegen. Die kleine pfingstliche Church of God am anderen Ende der Stadt sagte ihre eigene Gebetsversammlung ab und nahm an unserem Gottesdienst teil. Wenn ich mich in der kleinen Wellblechkirche (die inzwischen durch ein stattliches Holzgebäude ersetzt worden ist), jener „St. George-in-the-Arctic“-Gemeinde vielleicht ein wenig fern der Heimat fühlte, so wurde mein Heimweh gelindert, als ich in das Meer der Eskimogesichtley blickte und das vertraute Strahlen derer erkannte, die im Heiligen Geist getauft waren.

In jener Woche lernte ich Charlie kennen, einen kräftigen Mann Anfang der 70er Jahre und einen sehr geachteten Führer, sowohl in der Eskimo-Gemeinschaft als auch in der Gemeinde. Charlies Frau Lucy war sehr krank, und so machten ihr Pastor Bob und ich einen Besuch bei ihr, um mit ihr zu beten. Ein weiteres neues Erlebnis erwartete mich dort in der Küche, wo fertig zum Enthäuten und Schlachten ein Seehund auf dem Fußboden lag! Nachdem wir mit Lucy gebetet hatten, wandte ich mich an ihren Mann. Seine Liebe zum Herrn war offensichtlich. „Hast du schon vom Heiligen Geist gehört?“ fragte ich ihn. „O ja“, erwiderte er mit einem ansteckenden Lächeln. „Ich gehen an Strand. Ich sehe Seehund. Ich töte Seehund. Ich sehr glücklich! Heiliger Geist füllt mich!“ Er machte die entsprechenden Handbewegungen dazu.

„Hast du schon in Zungen gesprochen?“ erkundigte ich mich. Charlie zuckte mit den Achseln. „Zunge sich verfangen in Zahne“, sagte er ernst. „Komisch sprechen!“ Ich kam nach Anchorage zurück, das wie eine sehr große Stadt aussah, fuhr dann zu der bewundernswerten Kodiak-Insel und wieder nach Anchorage zurück, von dort nach Seldovia, Juneau, Petersburg, Wrangell, Ketchikan.

Der Bischof tat sein Möglichstes, um mich mit so vielen Missionaren wie möglich in Verbindung zu bringen. Von 31 lernte ich 23 kennen, und eine Anzahl von ihnen wurde im Heiligen Geist getauft. Ich erfuhr auch, dass einige von ihnen bereits seit einiger Zeit in Zungen sprachen, ohne sich völlig darüber im klaren zu sein, was es damit auf sich hatte.

„Dennis“, sagte der Pastor einer Gemeinde, als wir nach einer Versammlung in sein Haus gingen, „ich glaube, dass ich auch so etwas erlebt habe, wovon du berichtet hast.“ „Wie meinst du das?“ fragte ich, als ich meine riesigen Pelzfäustlinge ablegte und mich mühte, meinen Parker auszuziehen. (Oh, war das angenehm, wieder im Haus zu sein!) „Es ist so: Ich habe seit Jahren, wenn ich bete, eine besondere Sprache gesprochen. Ich habe noch nie jemandem davon erzählt. Ich kam mir wohl irgendwie komisch dabei vor, doch ich fühlte mich dadurch gestärkt.“ Er setzte sich auf eine Seitenlehne eines Stuhls und schwieg einige Zeit lang. „Könnte das etwa »Zungenreden« sein?“

Ich lächelte — ich hatte so etwas schon vorher gehört und dachte bei mir, dass ich eine Antwort darauf wüßte. „Wir wollen beten“, sagte ich und setzte mich. „Dann kannst du in dieser Sprache beten.“

Mein Freund zögerte, schloß die Augen und begann nach einigen zögernden Silben fließend in einem wunderschönen Dialekt zu sprechen. „Kein Zweifel“, sagte ich, als er innehielt. „Preis dem Herrn!“ Es war nicht nur die schöne Sprache, die mich überzeugte, sondern die erquickende Gegenwart des Heiligen Geistes, die wir beide verspürten.

Das war meine bisher längste „Missionsreise“ gewesen. Während ich nach Seattle zurückfuhr, erschien es mir eigenartig, dass ich auf jenem entfernten Posten, Tausende von Kilometern entfernt, umringt von eisigen Wassermassen und gefrorener Tundra, einige gute Freunde kennengelernt hatte. Im gleichen Jahr (1964) erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode des Rt. Rev. William Fisher Lewis, D. D., jenes Mannes, der ursprünglich mein Kommen nach Seattle und in die St. Lukas-Gemeinde eingeleitet hatte. Bischof Lewis hatte seine Unterstützung unserer Arbeit nie abbrechen lassen, ja er hatte tiefes persönliches Interesse gezeigt.

„Wann werden andere Gemeinden genau das tun, was ihr tut?“ fragte er mich bei einer Gelegenheit. Er hatte an einem Dienstagabend im Jahre 1962 an einer „Gebets- und Dankversammlung teilgenommen.

„Wie hat es Ihnen gefallen?“ fragte ich ihn ein wenig zaghaft. „Es war großartig!“ sagte er lächelnd. „Ihr habt mich aber ein wenig strapaziert. Ich habe nicht viele Gebetsversammlungen mitgemacht, die drei Stunden dauerten!“

Während der letzten Monate seines Lebens besuchte er unsere Gemeinde drei Mal. Während seiner letzten Krankheit durften nur wenige ihn besuchen, doch zu mir sagte er: „Dennis, du und ich, wir haben viel zusammen mitgemacht, und du sollst jetzt nicht ausgeschlossen werden.“

Er gab Anordnungen, dass ich ihn besuchen durfte, um ihm das Abendmahl zu geben. Sein Sieg in Christus war während dieser Zeit so deutlich, dass sein Arzt eines Tages zu mir sagte: „Ich habe dergleichen noch nie gesehen. Jedesmal, wenn dieser Mann wach ist, trägt er dieses breite, glückliche Lächeln!“

Und Bischof Lewis sagte selbst: „Dennis, ich bin so voller Freude, dass ich kaum weiß, was ich tun soll!“ Sein Tod brachte einen neuen Bischof ins Amt, den Rt. Rev. Ivor I. Curtis, der während der Krise in der St. Markus-Gemeinde stellvertretender Weihbischof von Los Angeles gewesen war. In unserer Diözese fragten sich viele, wie wohl der neue Bischof zu den „charismatischen Episkopalen“ eingestellt wäre. Bischof Curtis war ein alter Bekannter von mir — wir waren vor seiner Ernennung zum Bischof beide in der Diözese von Los Angeles — und bald nach seiner Ankunft in Seattle lud er mich zum Essen ein.

Dort sagte er mir: „Mit Bischof Lewis habe ich so gut zusammengearbeitet wie selten mit einem Menschen, und ich möchte dir sagen, Dennis, dass meine Haltung dir und deiner Arbeit gegenüber die gleiche sein wird wie die des verstorbenen Bischofs.“ Auch Bischof Curtis hat sich an sein Wort gehalten und hat uns nicht nur auf vielerlei Weise in unserer Gemeinde ermutigt, sondern mir auch Empfehlungsschreiben an andere Bischöfe mitgegeben, wenn ich auf meinen Reisen solcher bedurfte. Mein nächstes Abenteuer sollte mich jedoch noch weiter führen als mein letztes. Ich hatte bereits von der „Fountain Trust“ gehört, jener Gruppe von Geistlichen und Laien in England, die sich zusammengeschlossen hatten, um eine verantwortliche Leitung für das zu bilden, was jetzt in der ganzen Welt als „charismatische Erneuerung“ bekannt wird *.

Rev. Michael Harper, ein Priester der Church of England, gehörte zu den amtierenden Geistlichen, der All Soul's Gemeinde, Langham Place, einer Londoner Kirche, die mit ihrem leitenden Pastor, dem Rev. John R. W. Stott, seit langem Brennpunkt evangelistischen Eifers war. Michael hatte sich berufen gefühlt, sein Gemeindeamt niederzulegen, um als leitender Sekretär ganz in den Dienst der „Fountain Trust“ zu gehen. Unter seiner geist-erfüllten Leitung hatte diese Arbeit bereits erheblich dazu beigetragen, dass englische Gläubige und besonders solche aus der anglikanischen Kirche die Erweckung verstehen lernten. Michael und seine Frau Jeanne besuchten uns Anfang 1965 und wurden bald von den Christen in unserer Gemeinde ins Herz geschlossen. Sie luden mich nach England ein, und ich nahm die Einladung für den Sommer an. Das sollte mein erster Besuch in meinem Geburtsland sein, seit ich es mit neun Jahren verlassen hatte.

* „Charismatisch“ kommt von dem griechischen „charismata“, was „Gaben der Liebe“ bedeutet. Es wird im Neuen Testament im Zusammenhang mit den Gaben des Heiligen Geistes genannt. „Charismatische Erneuerung“ bedeutet eine Erneuerung dieser Gaben innerhalb der Kirche.

Obleich ich zu allen vier Enden der USA gereist war, sollte dies mein erster Flug nach Übersee sein, und ich war regelrecht aufgeregt, als ich auf dem internationalen Teil des Kennedy- Flughafens eintraf, meinen Faß krampfhaft in der Hand haltend.

„Pan American, Flug Nummer 2“, kam eine Durchsage. „London, Frankfurt, Beirut, Teheran!“ Obgleich ich bereits bei der ersten Landung auszusteigen gedachte, fühlte ich eine innere Erregung bei dem Gedanken, dass das große Düsenflugzeug, mit dem ich fliegen sollte, in anderen exotischen Städten landen würde — Bangkok, Hongkong, Tokio —, in aller Welt, bevor es über Honolulu wieder in die USA zurückflog. Wenige Minuten später befand ich mich an Bord des Flugzeuges. Die Tür zur Pilotenkabine war geöffnet, und meine Abenteuerlust verstärkte sich beim Anblick des Sextanten und bei der Vorstellung, dass wir dorthin reisten, wo er vielleicht benötigt würde, weit von den gewöhnlichen Hilfsmitteln entfernt, auf die andere Flugzeuge zurückgreifen konnten.

Es schien nicht lange zu dauern, bis wir auf dem Londoner Flughafen Heathrow landeten. Ich erkannte Michael und Jeanne, die mich in ihre interessante Wohnung an der Ecke von Harley und New Cavendish Street führten. Während wir uns abmühten, meine Koffer vier Treppen hoch in die Wohnung der Harpers zu tragen, erklärte Michael: „Ein Eheberatungsinstitut hat die zwei unteren Etagen gemietet und wir die drei oberen!“ So war es tatsächlich. Von der Straße aus stieg man auf einer Wendeltreppe drei Etagen zur Küche und zum Wohnzimmer hinauf, während die Schlafzimmern auf die beiden noch höheren Stockwerke verteilt waren. Um in jener Wohnung körperlich fit zu bleiben, bedurfte es kaum zusätzlicher sportlicher Aktivität! Bald war ich in einem gemütlichen kleinen Schlafzimmer ganz oben in dieser Burg untergebracht, und dort war mein Hauptquartier während meines Englandsaufenthaltes. Ich hatte mich kaum eingerichtet, als ich mich auch schon auf dem Weg in die Universität Cambridge befand, wo ich eine Woche verbringen sollte und Rev. Simon Barrington-Ward, dem damaligen Dean of Chapel des Magdalen College vorgestellt wurde.

Mich überkam eine Reisemüdigkeit, als wir meine Sachen ins Gästezimmer des Magdalen College brachten, wo ich bleiben sollte. Und das Gesicht des alten Samuel Pepys, das mich aus dem Bildnis über dem Kaminsims streng anblickte, beglückte mich nicht sonderlich! Ich hatte jedoch nicht viel Zeit, mich mit jenem berühmten Tagebuchschreiber abzugeben; ja ich hatte nicht einmal Zeit, sein Tagebuch in Augenschein zu nehmen, das zu den Schätzen der Bibliothek in Magdalen zählt. Ich war Tag und Nacht beschäftigt. Ich hielt vor Fakultätsangehörigen und studentischen Gruppen Ansprachen, unterhielt mich mit den Kaplanen der Universität und predigte in mehreren anglikanischen Kirchen von Cambridge.

Der Leiter der Great St. Marys, der Universitätskirche von Cambridge, hatte mich gebeten, am Sonntag, dem 24. Oktober, morgens um 11 Uhr zu predigen über das Thema: „Ziemt es sich, in Zungen zu reden?“

Ich vermute, dass er sich beim Niederschreiben des Themas das Lächeln verkneifen mußte! Kurz vor meiner Abreise nach England erhielt ich jedoch einen zweiten, eilig verfaßten Brief von eben diesem Geistlichen, in dem er mir mitteilte, ihm sei eingefallen, dass der 24. Oktober zum „Sonntag der Vereinten Nationen“ proklamiert worden sei, und dass der Bürgermeister und die Abgeordneten der Stadt an jenem Sonntag der Kirche einen offiziellen Besuch abstatten wollten, und ob ich so gut wäre, mein Thema in folgendes umzugestalten: „Pfingsten und die Vereinten Nationen?!“ Also sah ich an jenem Sonntag in eine brechend volle Kirche, wo in einem Meer von goldenen Stäben, leuchtend roten Gewändern, Perücken und Dreispitzen der Bürgermeister und seine Gefolgsleute direkt vor der Kanzel saßen. Ich versuchte aufzuzeigen, dass der Friede unter den Nationen erst dann eintreten wird, wenn wir das Angebot Jesu ernst nehmen, dass Er Seinen Frieden geben will und dass dies, gleich den anderen Gaben Gottes, nur durch eine persönliche Annahme dieses gleichen Jesus und das Wirken Seines Heiligen Geistes geschehen könne.

Der Vorsteher der Southwark Cathedral, der Very Rev. Ernest Southcott, war ein alter Bekannter von mir. Als er erfuhr, dass ich mich in England aufhielt, lud er mich ein, in seiner Kathedrale zu predigen. Es war ein bewegender und eindrucksvoller Gottesdienst. Im Querschiff jener stattlichen, alten gotischen Kathedrale war ein freistehender Altar aufgebaut worden, wo das Abendmahl von fünf dienenden Geistlichen dargereicht wurde, denen mehrere Laien zur Seite standen, um bei der eigentlichen Abendmahlsfeier das Brot und den Wein durch die Reihen zu reichen. Ich sprach über die Kraft Gottes und stellte folgende Frage: „Mit großer Begeisterung sind wir durch die Gänge dieses ehrwürdigen Gebäudes marschiert, haben Kreuze, Fackeln und Spruchbänder getragen und haben aufrüttelnde Glaubenschoräle gesungen. Das ist großartig und zugleich inspirierend! Draußen vor den Toren dieser Kathedrale kommt uns der bedrohlich aussehende Schmutz dieses industriellen Stadtteils am südlichen Ufer der Themse entgegen, starren uns die Docks und die Slums an. Sind wir bereit, mit der gleichen Zuversicht, mit der wir innerhalb dieser Kirche umhermarschiert sind, in die Stadt hinauszumarschieren? Woher soll das Volk Gottes die Kraft holen, um der Welt da draußen die rettende Liebe Gottes zu zeigen?“ Ich versuchte die Antwort darauf zu geben, indem ich sagte: „Dadurch, dass wir Jesus als Heiland annehmen und den Heiligen Geist in unserem Leben zur Entfaltung bringen — durch eine Erneuerung des Pfingsterlebnisses!“ Ich sprach in vier der bedeutendsten theologischen Colleges der Church of England — Westcott, Ridley, Cuddesdon und dem London College of Divinity. Überall wurde ich höflich empfangen, und in allen, ausgenommen einer, waren die gesamte Fakultät und Studentenschaft vertreten, um zu hören, was ich zu

einer wunderschönen Sprache zu sprechen, die offensichtlich nicht ihre eigene war. Alle hielten inne und hörten zu. Sie begann sehr leise mit gesenktem Haupt, erhob dann ihren Kopf, und ihre Stimme wurde lauter. Wir wußten alle, dass sie betete und Gott pries, und die Gegenwart Gottes war sehr deutlich und ausgesprochen lieblich. Nach einigen Augenblicken senkte sie ihren Kopf und begann leiser zu sprechen — dann hörte sie auf. Ihre Hände lagen offen auf ihrem Schoß, und ihre Augen waren noch geschlossen. Vom Heiligen Geist angeregt, dessen bin ich mir sicher, sagte ich zu ihr: „Meine Liebe, Sie können das, was sie eben gesagt haben, auslegen!“ Für gewöhnlich ermutige ich bei solchen Anlässen nicht zu interpretieren, denn dieses „in Zungen Sprechen“, das beim Empfang des Heiligen Geistes auftritt, ist der Anfang der „Gebetszunge“, die zum persönlichen Gebet gegeben wird und keiner Auslegung bedarf. Hier werden „im Geiste“ Geheimnisse geredet, wie Paulus sagt. In diesem Falle spürte ich jedoch, dass Gott diesem Mädchen die Auslegung des Gesprochenen schenken wollte, damit wir alle an dem Segen teilhaben konnten. Ohne einen Augenblick zu zögern, begann sie auszulegen, das heißt, in englischer Sprache die Bedeutung des Gesprochenen wiederzugeben. Ich kann mich nicht an den genauen Wortlaut erinnern, ich weiß nur, dass es sich um ein schönes, kindliches Gebet zu Gott handelte. Während sie auslegte, begann sie leise mit gesenktem Haupt zu sprechen, dann hob sie den Kopf, und die Stimme wurde lauter, so wie sie es beim Reden in Zungen auch getan hatte, und schloß wieder, indem sie den Kopf senkte und leiser sprach. Es war so gänzlich ungekünstelt, so gänzlich überzeugend, dass sich mehrere Anwesende die Tränen aus den Augen wischten.

Ich ging weiter zu den anderen Wartenden, und während ich betete stieß ich auf einen jungen Mann, dessen Gesicht weiß und verkrampft war. Er saß völlig deprimiert und betrübt da. Ich streckte meine Hand aus, um für ihn zu beten, doch bevor ich ihn anrühren konnte, wurde er buchstäblich vom Stuhl auf die Erde geschleudert. Mir war klar, dass er von dämonischen Mächten gequält wurde, und so widerstand ich dem bösen Geist sofort und band ihn unter das Blut Jesu Christi und trieb ihn im Namen Jesu aus, auf dass er nie mehr zurückkehre. Der junge Mann wurde sofort ruhiger und setzte sich wieder auf seinen Stuhl, doch ich konnte sehen, dass er noch sehr erregt war. Es beunruhigte mich zu sehen, dass das Weiß seiner Augen von der Gewalt des eben Erlebten blutunterlaufen war! Zu meinem Begleiter sagte ich: „Würdest du diesen Mann bitte in den Nebenraum führen und weiter mit ihm beten?“

Diejenigen, die mit ihm gingen, berichteten später, dass die ganze Szene sich wiederholte und ein weiterer Dämon ausgetrieben werden mußte. Danach empfing der junge Mann freudig den Heiligen Geist.

Ich spürte, dass Gott in Seiner Weisheit durch die junge Frau, die Schönheit und Gültigkeit der Zungengabe offenbart hatte, um die Anwesenden auf das zweite, recht erschütternde Erlebnis vorzubereiten. Und so kam es, dass niemand beunruhigt war und eine Anzahl anderer ihr Pfingsten erlebten. Niemand sah jedoch strahlender aus als der junge Mann, der auf so dramatische Weise von seinen Banden befreit worden war.

17

Ein neues Kapitel

Fast drei Jahre waren seit Elbertas Heimgang vergangen. Es fiel mir in diesen Jahren nicht schwer, beschäftigt zu sein. Immer und immer wieder hatte ich mein Zeugnis gegeben, nicht nur zu Hause in unserem Freitagabendkreis, sondern auch hin und her in den USA und in Übersee. Ich hatte überall berichtet, wie Gott Sein Leben in den Menschen hineinströmen läßt, der die Taufe im Heiligen Geist empfängt. Für mich waren es jedoch auf persönlicher Ebene trockene und einsame Jahre. Mir fiel es allmählich schwer, eine geistliche Freude und Freiheit zu bewahren, und es gab Zeiten, in denen mir mein Erlebnis wie eine bloße Erinnerung an etwas vorkam. Es war nicht erstaunlich, dass es mir so ging, obgleich ich es damals keineswegs verstand. Da stand ich nun voller Zweifel und Ängste und sogar Widerwillen gegen Gott wegen meines großen persönlichen Verlusts. Mit meinem Vertrauen und Glauben war es schlecht bestellt, und dennoch erwartete ich, die Gemeinschaft mit Ihm genießen zu können. Er hatte mich nicht verlassen, natürlich nicht, doch wie in aller Welt sollte Er sich mir offenbaren, wenn ich Ihm meinen Rücken kehrte? Freundschaft ist eine zweiseitige Straße; man kann nicht die Treue eines Freundes in Frage stellen und gleichzeitig seine Liebe und die Gemeinschaft mit ihm genießen. Es sieht keineswegs anders aus, wenn dieser Freund der Herr Jesus ist!

Weil ich diese Dinge nicht voll und ganz verstand, war mir fast, als sei ich ans Ende meiner Geschichte gelangt. Aber Gott wartete, dass ich mein Vertrauen auf Ihn setzte, damit Er ein neues Kapitel anfangen könne!

Als ich eines Abends im März des Jahres 1966 das „Unterweisungstreffen“ in der St. Lukas-Gemeinde eröffnete

und mich wieder einmal darauf vorbereitete, vor der wartenden Menschenmenge mein Zeugnis zu geben, entdeckten meine Augen einen unerwarteten Besuch in der Gemeinde — Rita Reed. Ich kannte Rita seit etwa fünf Jahren flüchtig. Wir hatten im Sommer des Jahres 1961 auf der Konferenz der Füll Gospel Businessmen's Fellowship International (Vereinigung christlicher Geschäftsleute) in Miami miteinander Bekanntschaft gemacht. Ihr Bruder, William Standish Reed, ein namhafter gläubiger Chirurg, der sich in charismatischen Kreisen guten Zuspruchs erfreute, machte uns miteinander bekannt. Dr. Bill und ich waren als Sprecher auf der Konferenz angesetzt. An einem Sonntagmorgen besuchte eine Gruppe von uns eine Episkopal-Kirche, um an einem frühen Abendmahlsgottesdienst teilzunehmen. Anschließend führten wir ein angenehmes Gespräch beim Frühstück und besuchten dann einen Füll Gospel (Volles Evangelium) Gottesdienst — ein wirklich ökumenischer Morgen! Ich hatte Rita als attraktive und freundliche junge Dame in Erinnerung. Sie war einige Jahre jünger als ich und liebte offensichtlich den Herrn Jesus sehr.

1965 sah ich sie auf einer Konferenz in Spokane wieder. Gemeinsame Bekannte hatten uns gesondert in ihre Hotelsuite eingeladen, und wir waren beide überrascht, einander dort zu treffen. Es war angenehm, die Bekanntschaft aufzufrischen und während des Essens miteinander ins Gespräch zu kommen. Nach diesem Besuch schickte sie mir eine Abschrift eines kleinen Buches über die Gaben des Heiligen Geistes, das sie für ihre Bibelklassen ausgearbeitet hatte. Sie bat mich, ein kritisches theologisches Auge darauf zu werfen. Ich hielt es für theologisch gut fundiert und sagte es ihr. Ich war geneigt, sie näher kennenzulernen, doch Spokane war gut 500 Kilometer entfernt und lag auf einer unwegsamen Strecke, so dass ich einfach nicht die Zeit fand, dorthin zu reisen. Jetzt saß sie im Gemeindesaal der St. Lukas-Kirche, und ich war sehr glücklich, sie zu sehen. „Rita!“ begrüßte ich sie und nahm ihre ausgestreckte Hand. „Wie schön, Sie wiederzusehen!“

„Es freut mich, Sie auch wiederzusehen, Pater Bennett“, erwiderte sie lächelnd.

„Was führt Sie nach Seattle?“

„Ach“, sagte sie, „ich wurde gebeten, in mehreren christlichen Frauenvereinen in der Gegend Ansprachen zu halten und Gebetsgruppen zu leiten. Da ich so dicht an der St. Lukas-Gemeinde war, wollte ich es auf keinen Fall versäumen, an einer Versammlung hier teilzunehmen.“ „Wo sind Sie untergebracht?“ fragte ich.

„Bei Leuten aus Ihrer Gemeinde, Verle und Chloris“, antwortete sie. Es war an der Zeit, die Versammlung zu beginnen. „Wie wäre es, wenn Sie morgen abend vor der College-Gruppe eine Ansprache hielten? Ich werde Sie abholen.“ Ich wollte gern, dass Rita unseren College-Studenten etwas über ihre Arbeit unter den jungen Leuten in Spokane berichtete. Am nächsten Abend kam sie zur Versammlung, und ich begleitete sie anschließend zu ihrem Quartier. Sie war noch nie in Seattle gewesen, und deshalb erschien es mir logisch, ihr ein wenig von der Stadt zu zeigen — die besonders abends so schön ist. Während wir fuhren, fragte ich nach ihrem Bruder Bill und gemeinsamen Bekannten. Nach einem längeren Schweigen stellte ich ihr zu meiner eigenen Überraschung unverblümt die Frage: „Rita, wie alt sind Sie eigentlich?“

Sie blickte mich erstaunt an, gab jedoch freundlich zur Antwort: „Ich? Ach, zweiunddreißig.“

Meine dreiste Frage war mir selbst peinlich, und so schwieg ich wieder, doch meine Gedanken waren sehr beschäftigt. Zweiunddreißig — hm? Sie ist also älter als ich dachte, aber warum mache ich mir überhaupt Gedanken darüber?

Wir hielten an, um in einem Restaurant ein wenig zu essen, und dann lieferte ich meinen Gast an der Tür des geräumigen Hauses auf dem Queen Anne-Hügel ab. Ich widerstand einem eigenartigen Impuls, ihr einen Gute-Nacht-Kuß zu geben! Auf dem Nachhauseweg ermahnte ich mich selbst: „Diese junge Dame ist doch nur eine Bekannte. Schluß mit dem Unfug! Du wirst dich ganz schön blamieren, wenn du dich nicht vorsehst.“

Der nächste Tag war ein Sonntag, und Rita kam zum Familiengottesdienst in Begleitung ihres lockigen Siebzehnjährigen namens Sibley. Ich hatte bereits von ihm gehört. Er stammte aus Spokane und war wenige Monate zuvor von einem Auto überfahren worden, wobei er sehr schwer verletzt wurde. Rita hatte während einer Gebetsversammlung von seinem Zustand gehört; Schädelbruch, Gehirnschaden, einseitig gelähmt, ein gebrochenes Bein, das wegen seines lebensgefährlichen Zustandes nicht gerichtet werden konnte, Brand in beiden Füßen und einen Monat lang bewußtlos. Nur durch ein Wunder würde der Zustand dieses jungen Mannes anders werden, doch Rita fühlte sich geleitet, ihn zu besuchen und mit ihm zu beten. Auf der Pflegestation traf sie zum ersten Mal Sibleys Mutter. Gemeinsam mit einem weiteren Bekannten betraten sie das Zimmer, in dem der Junge lag. Sein Anblick war keineswegs hoffnungsvoll. Das Haar dieses vormals gut aussehenden Teenagers war zum größten Teil ausgefallen. Sein Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen, und überall waren Röhren angebracht, um die einfachsten Lebensfunktionen zugewährleisten. Seine Augen waren starr und leblos.

Seine Mutter unterbrach das Schweigen. „Die Ärzte sagen, dass er sich mit keinem verständigen könne — der Gehirnschaden sei zu groß. Ich kann das einfach nicht glauben, denn wenn ich mit ihm spreche, bin ich sicher, dass er seine Augenbrauen als eine Art Antwort bewegt.“

Rita wußte von solchen Situationen. Sie erinnerte sich an das Erlebnis ihres Bruders Bill. Etliche Jahre zuvor hatte man ein junges Mädchen namens Karen Emmott als hoffnungsloser Fall aufgegeben. * Sie wußte, dass ihr Bruder der Ansicht war, dass ein Patient selbst im Koma oft alles versteht, was ihm gesagt wird, wenn er auch nicht antworten kann. Sie hatte plötzlich eine Idee, ergriff Sibleys Hand und sagte: „Wenn dich Jesus heilt, Sibley, willst du dann für Ihn leben? Wenn du »ja« sagen möchtest, dann drücke bitte dreimal meine Hand.“ Welche Aufregung, als er einmal — zweimal — dreimal deutlich ihre Hand drückte! Ohne jeglichen Zweifel hatte Sibley jedes Wort gehört und verstanden! Mit diesem Zeichen, dass ein Wunder der Heilung bereits begonnen hatte, betete Rita mit noch größerer Zuversicht folgendes Gebet im Glauben, während sich die anderen anschlossen: „Vater, ich danke Dir für das, was Du bereits getan hast, und ich bitte Dich in Jesu Namen: Richte Dein Kind wieder auf und mache es gesund.“ Am nächsten Tag bemerkte die Krankenschwester, wie Sibley seine Hand bewegte und rege am Geschehen teilzunehmen schien. Dann begann er die Röhre, durch die er seine Nahrung direkt in den Magen bekam, herauszuziehen. Die Krankenschwester beschloß, ihm ein wenig Götterspeise zu geben, und er schluckte diese gierig hinunter! Sie versuchte es mit einem kleinen Gebäckstück, und auch das verschwand schnell! Es dauerte nicht lange, da merkte sie, dass sie in einem Teenager ein großes Loch auffüllen mußte, da er ja schließlich einen Monat lang nicht hatte essen können! Bald darauf sprach er, konnte Menschen erkennen und normal essen. Die Ärzte holten Sibley von der Pflegestation ins Krankenhaus zurück, um zu sehen, was sie noch für ihn tun konnten. In dieser Zeit konnte Rita in einem keimfreien Krankenhaushausgewand Sibley besuchen und mit ihm um die Taufe im Heiligen Geist beten! Dieser junge Mann, der einige Wochen zuvor als hoffnungsloser Fall gegolten hatte, von dem man meinte, dass er sich nicht verständigen könne, pries Gott bald in einer neuen, vom Heiligen Geist inspirierten Sprache! Nicht lange darauf war er wieder zu Hause und auf dem Wege zu einer erstaunlichen Genesung.

* *Catherine Marshall BEYOND OURSELVES (McGraw-Hill, 1961), die Seiten 221—228.*

Es war eine große Freude, Sibley an jenem Morgen in der Kirche zu sehen und die Kraft Gottes zu erkennen, jene Kraft, die wir auf so erbärmliche Weise begrenzen. Nach dem Gottesdienst begrüßte ich Sibley und Rita und fragte: „Wie lange seid ihr noch in Seattle?“

„Noch einige Tage“, erwiderte sie. „Übrigens, Pater Bennett, kennen Sie irgendeine in Ihrer Gemeinde, die mir behilflich sein könnte, eine äußerst deprimierte Frau zu beraten?“ Ich nannte ihr den Namen einer erfahrenen Bibellehrerin, die mehr als einer Generation von Christen als Tante Ada bekannt war! Ada wurde in Schweden als Lutheranerin erzogen und empfing später als treue, fundamentalistische Baptistin die Geistestaufe. Zu meiner großen Freude schloß sie sich unserer Gemeinde an, so dass sich ihre tiefgegründete Lehrgabe als Gewinn für unsere Gemeinschaft auswirken konnte. Wenn sie auch körperlich nicht die Jüngste war, so war sie doch im Geiste jung, und viele Gemeindeglieder profitierten von ihrer Unterweisung und Weisheit.
..

Sie lernten sich kennen, und Rita wurde für den nächsten Tag zum Essen eingeladen, doch als sie in Adas freundlichem kleinen Haus in Fhinney Ridge eintraf, sagte ihre Gastgeberin mit einem mütterlichen Augenzwinkern: „Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, dass ich Pater Bennett eingeladen habe, uns beim Essen im »Windjammer« Gesellschaft zu leisten! An jenem Abend, während wir nebeneinander am Tisch Ada gegenüber saßen, mußte ich feststellen, dass ich mehr als einmal im Laufe des Essens die junge Dame zu meiner Rechten betrachtete. Wie schön war es, sie dabei zu haben!“

18

Besser zu zweien

Als ich von meiner zweiten Missionsreise nach Alaska zurückkehrte, erwartet mich mein ältester Sohn, um mit mir zu reden. Er war sehr erregt.

„Hallo, Papa, ich weiß, was ich werden will!“ sagte er. „Ich möchte Pilot werden. Wir sind inzwischen auf dem Flughafen gewesen und haben erfahren, dass die nötige Ausbildung nur ungefähr 3000 Dollar kostet!“

Ich sah meinen Sohn fragend an. „Nur 3000 Dollar, hm? Und wie willst du so viel Geld aufbringen?“

Steve war gerade in dem Zwischenstadium, in dem er nicht genau wußte, was er mit seinem Leben anfangen sollte, und ich glaubte, dieses sei wieder ein „Hirngespinnst“ — doch ich sollte mich täuschen. Steve brachte es tatsächlich fertig, sein Projekt zu finanzieren, und es dauerte nicht lange, da hatte er sich zum ausgezeichneten Piloten für Flugzeuge leichteren Typs ausbilden lassen. Ich war lange Zeit nur mit großen Maschinen geflogen und genoß jeden Augenblick. Bei meinem Aufenthalt in Alaska hatte mich ein Bekannter zum ersten Mal in seinem kleinen Flugzeug mitgenommen. In seiner Cherokee 160 waren wir über die Kenai-Halbinsel bis nach Seldovia geflogen. Auf dem Rückweg hatte ich einen Augenblick „steuern“ dürfen. Jetzt sagte mein Sohn: „Papa, wie wär's, wenn du einmal mitkäme und eine Flugstunde nähmest? Es wird dir bestimmt gefallen.“ Das tat es auch, und ich war „süchtig“! Bis Ende 1965 hatte ich meinen Flugschein erworben, und Anfang 1966 unternahm ich den zweifelhaften Schritt und wurde Teilbesitzer von „N-8191-Bravo“, einer älteren Maschine des Typs Cessna 172. Diese gute, alte Maschine hatte eine bewegte Geschichte hinter sich.

Dieses neue Hobby war nicht nur fesselnd und herausfordernd, sondern auch heilsam. Es machte sehr viel Spaß, obgleich ich nicht wußte, welche Rolle es in meinem Leben spielen sollte. Allmählich begann ich es zu ahnen.

Bis zum Frühjahr 1966 hatte ich mich zum ziemlich guten Piloten entwickelt, doch ich hatte noch nie eine Reise über den ganzen Kontinent in östlicher Richtung nach Spokane gewagt. Jetzt bot sich eine gute Ausrede, um Rita zu besuchen! Am 2. April schrieb ich ihr und kündigte an, dass ich bei guter Witterung meine „91-Bravo“ über die Kaskaden fliegen würde, und — wie wäre es, wenn wir gemeinsam zu Mittag essen würden?

Später erzählte mir Rita: „Mir wurde klar, dass du durch deinen Entschluß, mich mit dem Flugzeug zu besuchen, mehr als nur brüderliches Interesse zeigtest! Ich fühlte mich geschmeichelt! Doch ich fühlte mich in meiner Rolle als Ledige glücklich, ich war frei, überall und jederzeit dorthin zu gehen, wohin mich Gott führte. Ich hatte mehrere Male Heiratsanträge erhalten, doch aus irgendeinem Grund immer abgelehnt. Was sollte nun werden, wenn du ernste Absichten zeigtest? Ich hatte mein Leben Gott übergeben und war mir gar nicht darüber im klaren, ob eine Ehe in Seinem Willen lag, selbst wenn es sich dabei um jemanden handelte, der so nett war wie Dennis Bennett!“ Da es meine erste Reise östlich der Gebirge in diesem kleinen Flugzeug war, hatte ich meine Karte sorgfältig geprüft und meine Route ausgewählt. Rita war erst kurz zuvor in ein Freizeitzentrum namens „Living Springs Ranch“ gezogen, und so wählte ich mir als Ziel den Deer Park-Flughafen, etwa 26 Kilometer von Spokane entfernt. Mir fiel auf der Karte auf, dass diese relativ kleine Stadt sich eines mittelgroßen Flugfeldes — eines Überrestes aus dem Zweiten Weltkrieg — erfreute.

Es war ein herrlich klarer Tag. Der Flug über die Kaskaden verlief ohne Zwischenfälle, und die Landschaft war einzig schön. Ich überquerte den Kolumbia und dann die lange trockene Ebene zwischen den Kaskaden und dem Gebiet von Spokane. Gerade als ich über die letzten Hügelketten flog und das Tempo ein wenig drosselte, um von meiner Flughöhe im langsamen Flug herunter zu kommen, erblickte ich direkt vor mir den Flughafen. Er sah genauso aus, wie ihn die Karte zeigte. Es gab drei große Landebahnen in Dreiecksform. Herzklopfen unnötig! Es hieß lediglich herauszubekommen, von welcher Richtung der Wind blies. Ich suchte die richtige Frequenz, um den Kontrollturm einzuschalten. Dann sprach ich ins Mikrofon: „Spokane Kontrollturm, hier ist »Cessna Acht-eins-neun-eins Bravo«. Bitte geben Sie mir die Windstärke durch. Over.“ Eine Stimme antwortete, und alles andere war leicht. Der Wind lag direkt auf der Piste 22 — doch eines beschäftigte mich, während ich über dem Flugfeld kreiste; sämtliche Reifenspuren befanden sich auf einem Ende der Landebahn, und zwar am entgegengesetzten Ende von dem, auf dem ich zu landen wünschte! In mir stieg ein eigenartiges Gefühl auf. Die Spuren beziehungsweise das Fehlen der Spuren zeigte mir, dass schon lange kein Flugzeug auf der Landebahn in der Richtung gelandet war, in der ich zu landen gedachte. Weshalb nicht? Ich überflog das Gebiet mehrere Male und konnte keine Hindernisse entdecken — konnte nicht feststellen, weshalb meine „172“ nicht glatt auf diesem Stück landen sollte. Schließlich setzte ich zur Landung an und bewies mehr Wagemut als Verstand. Die Reifen setzten so fehlerlos auf, dass mein Pilotenherz höher schlug. Bis jetzt keine Schwierigkeiten — doch als ich bis zum anderen Ende ausrollte entdeckte ich quer über den Landestreifen aufgestellt einen Zaun, und zwar einen gut gebauten, der aus der Luft nicht zu erkennen gewesen war. Und weshalb die schwarzen Reifenspuren an dem einen Ende? Ganz einfach. Diese Piste war zu einer „Autorennbahn“ umgebaut worden.

Beim Ausrollen erkannte ich Rita, und als das Flugzeug stand, kam sie herüber und begrüßte mich.

„Ich war ganz schön besorgt!“ sagte sie. „Ich hatte vorher nichts von diesem Flughafen gewußt, bis ich hierher kam, um auf dich zu warten. Ein Mann fuhr vorbei, und als er sah, dass ich wartete, sagte er, dass selten jemand hier lande, seit zwei von den Pisten zu Rennbahnen umfunktioniert wurden. »Rennbahnen!« wiederholte ich. Er fuhr fort, und ich fragte mich: Wie in aller Welt kann ich Dennis warnen? Da blieb mir nur noch das Gebet, und zwar da intensive Gebet!“

„Darüber bin ich sehr froh!“ sagte ich, während wir zu ihrem kleinen weißen Rambler hinübergingen. „Jemand

hat auf mich acht gegeben. Wäre der Wind aus einer anderen Richtung gekommen, hätte das Flugzeug mit aller Bestimmtheit Bruch gemacht, ganz zu schweigen von dem, was mir passiert wäre!" Wir fuhren durch die Stadt und hinaus aufs Land ins Freizeit-Zentrum, wo Rita zur Zeit wohnte, und begrüßten ihre beiden guten Freunde und Gastgeber Dean und Cordie. Das Mittagessen im Freien auf dem Berg Zion, wie der benachbarte bewaldete Hügel genannt wurde, war angenehm, wenn auch kurz, denn ich mußte noch am gleichen Nachmittag nach Seattle zurückfliegen.

Bald darauf fand ich eine weitere Ausrede, um sie zu besuchen. Dieses Mal mit der Linienmaschine, da das Wetter für ein kleines Flugzeug nicht angenehm war. Wir spazierten in den Wald auf der Suche nach wilden Blumen und gemeinsamer Unterhaltung. Ich reichte Rita meinen Arm, und es war gut so, denn als wir den Hügel hinunter gingen, stolperte sie und wäre beinahe gefallen, wenn sie sich nicht hätte stützen können. „Oh“, entschuldigte sie sich, ein wenig peinlich berührt. „Typisch, wenn ich bergab gehe, stolpere ich leicht.“ Etwa fünf Minuten später verlief der Pfad aufwärts, und plötzlich war ich mit stolpern an der Reihe. Dieses Mal war ich froh, dass mir Rita als Stütze diente!

„Ach“, sagte ich, „du stolperst beim Bergabgehen und ich stolpere über meine eigenen Füße bergaufwärts.“ Wir lachten darüber, ohne zu ahnen, welche Bedeutung das für uns später haben sollte.

„Wir können uns ein wenig hier hersetzen“, sagte ich und wies auf einen Flecken einladend aussehenden grünen Grases. „Gut“, sagte meine Begleiterin, und ich setzte mich neben sie. „Erzähl mir doch aus deinem Leben, Rita.“ „Ich kenne Jesus, so lange ich denken kann“, sagte sie nachdenklich, „doch mit neun Jahren nahm ich Ihn persönlich an und wurde kurz darauf mit dem Heiligen Geist erfüllt. Es war ein ziemlich dramatisches Erlebnis. Ich sprach ungefähr zwei Stunden lang in Zungen und prophezeite!“

„Das ist ja großartig!“ sagte ich. „Ich wünschte, ich wäre so früh im Leben mit dem Heiligen Geist getauft worden!“ „Ja, es hätte großartig sein können“, fuhr Rita fort. „Nur für mich war es nicht ganz so. Wenn mir jemand gesagt hätte, dass die Taufe im Heiligen Geist ein fortlaufendes Erlebnis ist und dass ich täglich »im Geiste« — in Zungen — beten müßte, wäre es herrlich gewesen. Aber so verblaßte die Erinnerung an mein Erlebnis, und als ich ins Teenageralter kam, konnte ich mich nur noch erinnern, dass ich etwas peinlich »anderes« erlebt hatte. Ich versuchte es zu vergessen. Zur gleichen Zeit störten mich die »Du sollst nicht!« und ich begann nach einer Gemeinde zu suchen, wo man weniger streng war. Ich ging in eine ganze Reihe, und während meines letzten Jahres auf der Uni von Florida begann ich mich für die Episkopal-Kirche zu interessieren. Diese Episkopalen sagten nicht viel von dem »Du sollst nicht!«; sie zitierten stattdessen den heiligen Augustinus, der sagte: »Liebet Gott und tut, was euch gefällt!« Das hörte sich damals recht gut an! Später stellte ich natürlich fest, dass man, je mehr man Gott Hebt, das tut, was Ihm gefällt.“ Ich nickte, und so fuhr sie fort.

„Kurz nach meinem Universitätsexamen unterzog ich mich im Rahmen der Episkopal-Kirche für einen Monat dem Ausbildungsprogramm für Erzieher und kirchliche Mitarbeiter in New-port, Rhode Island. Während ich dort war, wurde mir eine Stelle in einem Kirchenbüro in New Jersey angeboten, wo es meine Aufgabe sein sollte, mit bedürftigen Kindern zu arbeiten. Mein großer Bruder, den ich sehr bewunderte, war kurze Zeit zuvor zur Episkopal-Kirche übergetreten. Als er hörte, dass ich bald konfirmiert werden sollte, schrieb er, dass ich bei meiner Konfirmation ja die »stärkenden Gaben des Heiligen Geistes« (Das allgemeine Gebetbuch, Ämter zur Unterweisung, Seite 291) empfangen würde. Weil ich mein Kindheitserlebnis nicht verstanden hatte, war ich mir eigentlich nicht darüber im klaren, was »die Gaben des Heiligen Geistes« waren (1. Korinther 12, 7—11) oder ob ich je welche empfangen hatte. Nach der Konfirmation erkannte ich nicht gleich einen entscheidenden Wandel in meinem Leben, doch das Gebet des Bischofs sollte zwei Jahre später auf bemerkenswerte Weise erhört werden.“ Rita unterbrach ihre Geschichte. „Es wird ein wenig kühl“, sagte sie, stand auf und bot mir ihre Hand. „Komm, wir gehen ein wenig weiter.“

„Eigenartig, dass viele von uns erst aufgerüttelt werden müssen, ehe sie sich mit Gott einig sind“, fuhr sie fort. „Erst nachdem ich wieder in meine Heimatstadt Tampa, Florida, zurückgekehrt war und mich der Sozialarbeit widmete, wurde ich aus meiner Selbstgefälligkeit gerüttelt. Ich wohnte zusammen mit einer lieben Freundin, namens Gaye Miller. Eines Tages vertraute sie mir an, dass sie »in Zungen sprach!« Das erstaunte mich. Das einzige Mal, dass ich bewußt Leute »in Zungen sprechen« hörte, war auf einer öffentlichen Versammlung, und sie schienen sehr emotional und »aufgeregt«. Auf der anderen Seite führte Gaye, das wußte ich, ein stilles und vorbildliches Leben, in dem die Gegenwart und Kraft Gottes sehr deutlich zu erkennen waren. »Du sprichst in Zungen?« fragte ich ungläubig. Und Gaye nickte: »Jeden Tag!« sagte sie. »Jeden Tag? Aber wie? Wo?«

Gaye und ich hatten ein Jahr lang die gleiche Wohnung miteinander geteilt. Wie hätte sie also in Zungen sprechen können, ohne dass ich es merkte? Sie erklärte, dass Zungenreden nicht unbedingt laut oder

demonstrativ erfolgen muß, sondern dass man während seiner Andachtszeit und auch im Laufe des Tages in aller Stille im Geiste beten könne. Ich war beeindruckt, zögerte jedoch noch immer, mich darauf einzulassen. Kurze Zeit später zog Gaye in einen anderen Stadtteil, und ich sprach nicht mehr mit ihr darüber.

Dann ereignete sich etwas Schreckliches. Gaye hatte während der Mittagspause plötzlich Gehirnblutungen. Sie hatte gerade noch Zeit, ihren Namen und ihre Adresse anzugeben, bevor sie in eine Bewußtlosigkeit fiel, aus der ihr physischer Leib nicht mehr erwachte. Sie starb acht Stunden später. Als ich die Nachricht bekam, war ich schrecklich bewegt. Nächtelang konnte ich kaum schlafen. Ich wußte, dass Gaye mit dem Herrn in Verbindung gestanden hatte, doch von mir konnte ich das nicht sagen. Was würde geschehen, wenn ich plötzlich sterben sollte, ohne die Möglichkeit zu haben, die Dinge mit Gott zu ordnen? Immer noch schwer bekümmert, nahm ich an der Beerdigung teil und lernte dort John und Bertha kennen, in deren Heim Gaye jeden Freitagabend mit anderen zum Gebet zusammengelassen war. In der darauffolgenden Woche rief mich Bertha an: «Als ich heute betete», sagte sie, »begann der Herr plötzlich mit mir über Sie zu sprechen!«

Einige Augenblicke lang schwieg ich. Diese Art zu sprechen war für mich ganz neu und ungewohnt, meine Gedanken liefen auf vollen Touren. Ich antwortete: »So, hat Er das?« Dann dachte ich bei mir: Ach, ich war nicht einmal ganz sicher, ob Gott noch wußte, dass ich noch existierte.

Die Stimme am Telefon fuhr fort: »Wenn Sie mehr darüber hören möchten, dann können Sie gern morgen abend bei uns hereinschauen!« Ich legte auf und beschloß, gleich hinzufahren, um zu sehen, was eigentlich los war.

Ich war ganz erstaunt darüber, dass meine neue Bekannte mir Dinge sagte, die sie nur von Gott hatte wissen können. (Heute weiß ich, dass das die biblische Gabe der Erkenntnis ist.) Während Bertha mir erzählte, was Gott durch sie sagen wollte, sprach mich das direkt an. Ein Satz insbesondere blieb mir im Gedächtnis haften: »Die Gaben liegen dir zu Füßen, wo du sie liegen gelassen hast!«

Ich hatte vorgehabt, an jenem Freitag abend in einem Club in der Nähe von Tampa wegen meiner Singstimme vorstellig zu werden, beschloß jedoch zu meinem eigenen Erstaunen, dieses begehrte Ziel aufzustecken und statt dessen an der wöchentlichen Gebetsversammlung teilzunehmen! Im Laufe jener Versammlung kam ich erneut in Kontakt mit der Erfahrung, die ich als Kind verloren hatte — der Taufe im Heiligen Geist —, dieses Mal jedoch in einer ganz anderen Umgebung. Hier waren es Mitglieder der »alten« Kirchen, die eine ganz neue Begeisterung und frischen Einsatz zeigten, die sie auf die Taufe im Heiligen Geist zurückführten. Nachdem wir eifrig gesungen und gebetet hatten, wurden inspirierende Zeugnisse abgelegt. Dann fragte der Leiter: »Rita, sollen wir für dich beten?«

Ich dachte bei mir: »Gebet kann nie schaden, aber — muß es unbedingt vor diesen 60 oder 70 Fremden sein?! Wenn doch nur ein Priester der Episkopal-Kirche hier wäre; dann würde sicherlich alles auf würdevolle Weise vor sich gehen!« Ich willigte jedoch ein und der Leiter sagte: »Pater Sherry! Würden Sie bitte zu uns herüber kommen?«

Konnte das wahr sein? Ja, tatsächlich, da kam er auch schon, der kleine Pater, den seine vielen Freunde liebevoll Vater Sherry nannten, um mit mir zu beten! Als ich die freundlichen Gesichtszüge und die zwinkernden Augen dieses älteren Geistlichen sah, wurde mir wohl. Dann folgte eine weitere Überraschung. Als Pater Sherry mir die Hände auflegte und betete, sprach er nicht in englischer Sprache, sondern fließend in einer fremden Sprache! Während er betete, wurde die Gegenwart Gottes so mächtig, dass mir die Tränen aus den Augen schossen und ich plötzlich erkannte, dass diese Sprache vom Heiligen Geist eingegeben war. Fast bevor ich es merkte, begann ich, Gott in einer neuen Sprache zu loben, so wie ich es 16 Jahre zuvor getan hatte. Ganz gewiß, die Gaben lagen zu meinen Füßen, wo ich sie liegen gelassen hatte. Von jenem Abend an war mein Leben völlig anders. Da ich wußte, wie es war, jahrelang zu leben ohne das Bewußtsein der Gegenwart Gottes, übergab ich nun mein Leben völlig Ihm.

Eine Weile arbeitete ich für meinen Bruder Bill, der neben seiner Praxis als Arzt viel reiste und in christlichen Kreisen Ansprachen hielt. Später arbeitete ich zwei Jahre für die Zeitschrift TRINITY."

„Diese Zeitschrift hat vielen Menschen die charismatische Erweckung nahegebracht, nicht wahr?“ sagte ich. Rita nickte. Wir waren an eine Lichtung gelangt, auf der in dichtem Durcheinander wilde Blumen wuchsen. „Was hat dich in den Nordwesten geführt?“ fragte ich, während wir einige Augenblicke den Anblick genossen. „Ich hatte das Verlangen, einige Zeit im Gebet zu verbringen, um Gottes Willen für mein weiteres Leben zu erkunden“, sagte Rita. „Ich wurde nach Deer Park eingeladen, wo Dean und Cor-die in den Anfängen eines Freizeitzentrums standen. Ich hatte ursprünglich zwei Wochen bleiben wollen, doch daraus wurden zwei Jahre, und ich konnte nicht nur meine Rüstzeit halten, wie ich es geplant hatte, sondern konnte auch vom Herrn gebraucht werden,

indem ich-unterrichtete, Studiengruppen abhielt und im Gebiet um Spokane mit der Jugend arbeitete. Ich hatte auch Gelegenheit, selbst hervorragende Unterweisung zu erhalten." Während wir den restlichen Weg zum kleinen weißen Gästehaus im Herzen der Living Springs Ranch zurückgingen, sprachen wir nicht viel.

Unsere Freundschaft vertiefte sich im Laufe unserer Besuche hin und her im Bundesstaat Washington. Obgleich es weder bei Rita noch bei mir „Liebe auf den ersten Blick" war, wurde uns mehr und mehr klar, dass Gott uns zusammengeführt hatte. Einmal sprachen wir offen über die Möglichkeit einer Heirat, doch beide wollten wir nicht eine Entscheidung treffen, ohne uns über Gottes Willen im klaren zu sein.

Im Juli wurde Rita wieder in den Küstenbereich eingeladen, wo sie in einigen Frauenvereinen Ansprachen halten sollte, und ich besuchte sie dort in Olympia, wo sie untergebracht war. Sobald wir einen geeigneten Platz finden konnten, sagte ich: „Rita, ich habe heute morgen eine sehr interessante Bibelstelle aufgeschlagen. Mir scheint, dass sie uns etwas sagen will!" Ich schlug eine Bibel auf und fuhr fort: „In Prediger 4, 9—12 heißt es: »Natürlich ist es besser zu zweien.«" Ich machte eine Pause und blickte zu Rita hinüber. „Dann haben sie doch einen guten Lohn für ihre Mühe. Denn fallen sie, so hilft der eine dem anderen auf. Wehe darum dem einzelnen! Wenn er hinfällt, ist kein anderer da, um ihm wieder aufzuhelfen." Ich machte wieder eine Pause. Rita blickte mich an und lächelte, in Erinnerung an unseren Spaziergang in den Wäldern! Die Bibelstelle wurde noch deutlicher: „...Wie will ein einzelner warm werden? Wenn ein einzelner unterliegt, so halten doch zwei stand, ein dreifacher Faden reißt noch weniger."

„Ein dreifacher Faden?" sagte sie. „Das hört sich wie eine christliche Ehe an ... Mann, Frau und Jesus."

„Rita", sagte ich. „Ich glaube, dass Gott uns zusammenführen will, und dass es Sein Wille ist, wenn wir heiraten. Ich weiß, dass das mein Wunsch ist. Was sagst du dazu?" Sie blickte mich eine Weile an und dann sagte sie: „Ja, Dennis, ich möchte dich gern heiraten, doch ich muß es von Gott selbst hören. Ich werde nach Hause gehen und drei Tage lang darum beten; dann werde ich dir meine endgültige Antwort geben. Einverstanden?"

Das waren drei lange Tage für mich, und ich zupfte Gott kräftig am Ärmel! Am Abend des dritten Tages rief ich Rita an: „Dennis", sagte sie, und mein Herz horte auf zu schlagen, „ich möchte dir sagen, dass ich dir ein »zweifaches« Ja gebe — ein Ja kommt von mir und eins vom Herrn!"

Wenige Tage darauf flog ich wieder über die Kaskaden in meiner Neun-Eins-Bravo, dieses Mal jedoch nicht nur um einen Besuch abzustatten, sondern um meine zukünftige Frau nach Seattle zu bringen.

Meine Sekretärin und langjährige Bekannte Florence nahm Rita für die Zeit bei sich auf, in der wir Rita besser bekannt machen wollten mit meiner Familie und meinem Freundeskreis. Eines Tages sagte Rita: „Dennis, ich würde gern einmal auf den Friedhof gehen, um einige Blumen auf Elbertas Grab zu legen." Dann fügte sie hinzu: „Weißt du, ich möchte nicht und erwarte auch nicht, dass du Elberta vergißt. Die Erinnerung an sie ist ein Teil von dir. Du sollst dich frei fühlen, von ihr zu erzählen, damit ich sie auch lieben lernen kann!"

Wenn ich irgendwelche Bedenken in meinem Herzen wegen der Wiederheirat gehabt hätte, so wären sie jetzt endgültig beseitigt worden.

Wann sollte die Hochzeit stattfinden? Ich war im September auf drei Wochen nach Neuseeland eingeladen. „Das wäre doch eine schöne Hochzeitsreise!" schlug ich Rita vor. Sie schien das zu bezweifeln. „Hm, wie viele Ansprachen hast du in den drei Wochen zu halten?" fragte sie. „Oh, mal sehen — als ich sie das letzte Mal zählte, waren es 57, glaube ich!"

Rita lächelte vorsichtig. „Dennis", sagte sie langsam, „ich glaube nicht, dass das eine gute Idee für eine Hochzeitsreise ist! Hör mal", fuhr sie fort, „ich würde gern nach Neuseeland fahren, doch dieses Mal scheint es nicht recht angebracht. Ich würde gern einige Wochen zu meiner Familie gehen. Warum fährst du nicht nach Neuseeland, während ich nach Tampa fahre und die Sachen für die Hochzeit vorbereite?"

Das hörte sich vernünftig an, obgleich mich der Gedanke abschreckte, dass ich drei lange Wochen von ihr getrennt sein würde. Nicht gerade gern begleitete ich Rita zum Flughafen, von wo aus sie nach Florida flog; einige Tage später flog ich in Richtung Südpazifik.

Mitfolgende Zeichen

Gegen Abend bestieg ich eine Boeing 720, um von Seattle aus nach San Franzisko zu fliegen, wo ich nach Honolulu umsteigen wollte. Eine kurze Zwischenlandung gegen 22 Uhr im Paradies des Pazifik und weiter nach Nandi auf den Fiji-Inseln. Noch einige Stunden in der Stratosphäre, wobei einem so wenig vom Fliegen bewußt wird wie im eigenen Wohnzimmer — und schon dämmerte es; wir näherten uns Auckland (Neuseeland). Ich brauchte nicht lange, um zu erkennen, wie schön dieses Land ist, wo sich die rauhe Schönheit des pazifischen Nordwestens mit der tropischen Sanftheit des Karibischen Meeres vermischt. Man sagte mir, dass die polynesischen Entdecker von Neuseeland es „Aotearoa“ nannten, das „Land der langen weißen Wolke“, weil ihr Eindruck von den Inseln durch die langgezogenen Schichtwolken entstand, die sie beim Nahen von ihren Kanus aus erblickten.

Als ich in Auckland ankam und noch einige Tage nach meiner Ankunft schien es aber ein „Land der langen schwarzen Wolke“ zu sein, denn ich war gerade zur Zeit des Frühjahrregens eingetroffen! Das erinnerte mich an Zuhause! Am Flughafen angekommen, wurde ich vom Leiter der St. Pauls-Kirche, dem ehrwürdigen Kenneth R. Prebble, begrüßt, einem würdevollen Engländer, der zugleich Erzdiakon von Hauraki ist. Auf dem Wege zu seiner Wohnung, in der ich die erste Woche verleben sollte, sagte er: „Dennis, ich weiß nicht, ob ich diese | Taufe im Heiligen Geist, von der Sie erzählen, akzeptieren kann.“

„Wie kam es, dass Sie sich überhaupt dafür interessierten?“ erkundigte ich mich.

„Das ist eine lange Geschichte“, erwiderte er. „Vor einigen Monaten sagte mir ein junger, erfolgreicher Textilfabrikant in Auckland, dass ihn der Heilige Geist in meine Kirche geschickt habe. Es war an einem Wochentag, und er wußte eigentlich nicht recht weshalb. Er kam auf mich zu und begann auf recht freche Art ein Gespräch mit mir. Wie ich mich entsinne, fragte er mich, weshalb ich keine Traktate über die Erlösung auf dem Büchertisch liegen habe!“

Ich lachte. „Nicht gerade die feinste Art“, entgegnete ich. „Nein“, sagte der Erzdiakon trocken. „Absolut nicht. Um ehrlich zu sein, ich war ziemlich schnippisch. Ich versuchte sogar, ihn abzuwimmeln! Aber er ging nicht und folgte mir in mein Büro. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm eine Tasse Kaffee anzubieten, und irgendwie kamen wir auf diese Sache der »Geistestaufe« und das »Zungenreden«. Ich hätte wahrscheinlich überhaupt nicht zugehört, wenn meine Neugier nicht ohnehin schon geweckt gewesen wäre. Kurze Zeit vorher hatte ich nämlich eine Frau in der Kirche angetroffen, die leise in einer fremden Sprache betete. Ich fragte sie: »Sprechen Sie nicht gerade in Zungen?« Sie antwortete: »Ja, das stimmt.« Sie schien recht normal und ausgeglichen zu sein. Außerdem hatte ich natürlich von verschiedenen Seiten davon gehört. Jedenfalls, unser guter Mann erzählte mir dann von einer wöchentlichen Gebetsvereinigung in einem Privathaus und lud auch mich ein. Zu meiner Überraschung und bestimmt auch zu seiner ging ich tatsächlich hin!“

Ich stieß einen Pfiff aus. „Und was geschah dort?“ „Ein Teil von mir war bis ins Innerste schockiert“, fuhr er in seiner sachlichen, ruhigen, englischen Art fort. „Der andere Teil war ungeheuer bewegt. Ich hatte es noch nie erlebt, dass Menschen gemeinsam so frei beteten. Das Informelle stieß mich ein wenig ab, doch auf der anderen Seite erkannte ich sofort, dass dort eine echte Heiligkeit war. Gott war einfach da! In der nächsten Woche war ich wieder da und nahm meine Frau mit. Ihr gefiel es auf Anhieb!“

Der Erzdiakon hielt vor einem weißen Haus, das auf einer kleinen Plakette das Zeichen trug: St. Pauls-Pfarrhaus. Gegenüber auf der anderen Straßenseite stand die Kirche — ein ziemlich großer Bau in einem kunstvollen gotischen Stil der viktorianischen Zeit. Ich blickte besorgt auf das Wetter — es goß in Strömen. Bevor wir ausstiegen, schloß mein neuer Bekannter seine Geschichte ab: „Jetzt sind wir schon mehrere Male dort gewesen. Ich habe nie ganz mitmachen können, als ob irgend etwas in mir festgefroren sei. Doch es tut mir gut, dorthin zu gehen.“ Dann sagte er noch: „Vor einigen Wochen kamen zwei sehr junge Hilfsgeistliche aus der Gegend zu mir. »Wie wir hören, besuchen Sie diese charismatischen Gebetsversammlungen«, sagten sie offen. Ich dachte, »die Karten liegen schon auf dem Tisch!« und sagte: »Ja!« »Wenn Sie sich für diese Sache der Taufe im Heiligen Geist interessieren, möchten wir Ihnen sagen, dass Dennis Bennett bald nach Neuseeland kommt.« Ich war sehr erstaunt und wollte wissen, wer Sie eingeladen habe. Ich hatte Ihr Zeugnis einige Wochen zuvor auf Tonband gehört und es gefiel mir irgendwie, doch Einladungen an Geistliche aus Übersee erfolgen für gewöhnlich auf dem herkömmlichen Weg, doch weder der Bischof noch ich hatten etwas von Ihrem Kommen gehört. Die beiden Männer nannten den zweiten Pastor einer Gemeinde in einer der kleineren Städte als den, der die Rundreise vorbereitet hatte.“

Dann baten sie mich, ob ich Sie in Auckland unterstützen und mit dem Bischof alles regeln würde! Mir war, als würde das Pferd am falschen Ende aufgezäumt, ich willigte jedoch ein. Der Bischof war zunächst nicht sehr

erbaut, doch als er von Ihrem Bischof Curtis einen netten Brief erhielt, in dem er einige gute Dinge zur Bestätigung, dass Sie in Ordnung seien, über Sie schrieb, willigte er ein." Mein Bekannter löste die Schnalle seines Sicherheitsgurtes und öffnete die Autotür. Ich stieg aus. Er machte eine Pause und sagte lächelnd: „Und so kommt es, dass ich diese fragwürdige Erscheinung aus den USA unterstütze!" Gemeinsam rannten wir durch den strömenden Regen ins Haus.

Ich schlief noch fest am nächsten Morgen, als der Erzdiakon nach seiner Gewohnheit die Straße überquerte und die Kirche zum Morgengebet betrat. Wieder geschah das Wunder: Während er im Gebet verweilte, wurden seine Worte verwandelt und er begann deutlich in einer neuen Sprache zu reden. Er war von der Freude und Kraft des Geistes überwältigt!

Ich war an diesem Tag in Gisborne, einer kleinen Stadt an der Ostküste der Nordinsel, etwa 180 Kilometer entfernt und sollte am gleichen Abend meine erste öffentliche Ansprache in der St. Matthew-Kirche im Stadtgebiet von Auckland halten. So kam es, dass ich mir beträchtliche Sorgen machte, als ich am Flughafen erfuhr, dass mein Rückflug aufgrund der Wetterlage auf unbestimmte Zeit verschoben werden müsse. Ich saß auf dem Flughafen von Gisborne und sah wie die Zeit der Versammlung in Auckland näherrückte und dann verstrich: 19.30 Uhr, 20.00 Uhr, 20.30 Uhr — und schließlich traf das Flugzeug ein. Im Geiste war mir klar, dass der Herr mit dieser Verzögerung etwas beabsichtigte, ich wußte jedoch nicht, was! Gegen 21.30 Uhr traf ich im Versammlungsraum ein und fand eine enorm begeisterte Gruppe vor. Offensichtlich hatte man nicht auf mich gewartet! Was war geschehen? Der Erzdiakon erzählte es mir später: „Wir waren sehr beunruhigt, als wir feststellen mußten, dass wir eine Menge von etwa 200 Menschen vor uns hatten und der Sprecher nicht erschienen war", sagte er. „Und die anderen Mitglieder des Komitees wußten nicht, was sie tun sollten! Als ich gestern früh in Zungen sprach, dachte ich: »Na ja, das werde ich schön für mich behalten. Ich werde den anderen jetzt noch nichts davon erzählen, weil sie es vielleicht nicht verstehen.« Als ich jedoch heute abend merkte, dass Sie nicht rechtzeitig hier sein würden, wußte ich, dass ich aufstehen und bezeugen sollte, was ich erlebt hatte; und genau das tat ich!"

Das war eine Sensation für die anglikanische Kirche, nicht nur in Auckland, sondern im ganzen Land!

Im Laufe der Woche traf ich mit dem Bischof von Auckland und einigen anderen Geistlichen zusammen. Das Erlebnis des Erzdiakons hatte sie vollzählig erscheinen lassen. Ich wurde mit den Worten vorgestellt: „Geehrter Herr Bischof und wertere Brüder! Ich möchte Ihnen mitteilen, dass ich voll und ganz mit dem übereinstimme, was dieser Mann berichtet."

In der Zwischenzeit hatte ich meinen Aufenthalt im Pfarrhaus weidlich genossen. Die Gattin des amtierenden Geistlichen war sehr gastfreundlich, doch wie stand sie zu dem Erlebten? Sie hatte sich weder dafür noch dagegen ausgesprochen. War sie über das Erlebnis ihres Mannes glücklich? Gegen Ende der ersten Woche hatten wir uns einen Tag frei genommen und waren nach Manley Beach gefahren, wo meine neuen Freunde ein kleines Haus besaßen. Das Wetter war zum Baden und Strandlauf nicht geeignet, so hatten wir uns vor dem Kaminfeuer häuslich niedergelassen, ein wenig entspannt und über vieles gesprochen. Mary hatte zugehört, dann und wann etwas dazu gesagt, doch plötzlich stand sie auf, entschuldigte sich und ging hinaus. Sie blieb eine Weile fort, kam dann zurück und berichtete mit einem breiten Lächeln auf ihrem Gesicht: „So, ich kann es jetzt auch! Das einzige Problem ist, dass ich gar nicht aufhören möchte!"

Sie war in den Garten hinausgegangen, hatte Jesus gebeten, sie im Heiligen Geist zu taufen und hatte nach kurzem Gebet fließend in neuen Zungen gesprochen! Ich verließ Auckland gegen Ende der Woche und reiste kreuz und quer durch ganz Neuseeland. Ich sprach zu Bischöfen und Geistlichen in den Diözesen Christchurch, Dunedin und Wellington. Ich hielt eine Ansprache vor der Fakultät und den Studenten der beiden anglikanischen theologischen Colleges und sprach vor den zahlreich erschienenen Studenten der Massey Universität in Palmerston North, wo etwa fünf Prozent der gesamten Studentenschaft die Taufe im Heiligen Geist empfing, als sie das Zeugnis eben jenes anglikanischen Bischofs hörten, der meine Reise vorbereitet hatte.

Wie immer kam es zu interessanten Kontakten und „mitfolgenden Zeichen". In einem schönen kleinen Küstenstädtchen auf der Südinsel wurde eine Versammlung angesetzt, zu der eine stattliche Anzahl Menschen mit dem Wunsch erschienen, den amerikanischen Besucher zu hören.

Während wir auf den Beginn der Versammlung warteten, schien mein Gastgeber, ein anglikanischer Pastor, ein wenig unruhig. Schließlich wandte er sich zu mir und flüsterte mir leise ins Ohr: „Der Psychiater aus unserer Stadt sitzt direkt vor uns in der ersten Reihe!" An der Besorgnis des Pastors gemessen hätte es eine Mephisto ähnliche Gestalt sein müssen, eventuell mit Spitzbart und dicken Brillengläsern! Statt dessen erblickte ich einen sehr freundlich aussehenden kleinen Mann, der mit offensichtlich großer Erwartung meine Ansprache hören

wollte. Anschließend trat dieser Arzt als einer der ersten an mich heran, um mich zu begrüßen.

„Sagen Sie mir bitte, was Sie von dem eben Berichteten halten!“ bat ich ihn.

Strahlend sah mich der Psychiater an und sagte: „Oh, ich finde es herrlich, von all den Dingen zu hören, die Gott heute tut!“ „Was halten Sie von mir?“ fragte ich weiter, in dem Bewußtsein, dass er als Seelsorgeberater, wie ich es ja auch war, mich während der Ansprache eingeschätzt haben mußte. Er kniff die Lippen zusammen und zog die Augenbrauen hoch. „Nun“, erwiderte er fröhlich, „Sie erinnern mich an den Mann, der mich die Psychiatrie lehrte!“*

Während ich in Neuseeland umherreiste und vom Wirken des Heiligen Geistes berichtete, reisten zwei anglikanische Mönche aus einem bekannten englischen Orden auch durch das Land, um Rüstzeiten abzuhalten. Gleich zu Beginn meiner Reise lernte ich einen der beiden kennen.

„Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen, Pater Bennett“, sagte er. „Ich glaube nämlich an die Taufe im Heiligen Geist und möchte sie gerne empfangen. Ich spüre ein deutliches Wirken des Heiligen Geistes in meinem Leben, aber ich breche einfach nicht in Zungen durch!“

Wir unterhielten uns eine Weile, und ich versuchte, ihn auf etwas aufmerksam zu machen, das für ihn ein Hindernis sein könnte. Wir beteten zusammen, aber er schien einfach nicht „loszulassen“. Beim Auseinandergehen sagte er mit sanftem Lächeln: „Ich werde weiter darüber beten!“

„Das ist gut, Pater W.“, erwiderte ich. „Vergessen Sie aber nicht, es immer wieder zu versuchen!“

Ich wies darauf hin, dass Zungenreden etwas ist, das er selbst zu tun hätte, und dass sich kein Gebet und auch kein Suchen als erfolgreich erweisen würde, ehe er nicht den Mut faßte, seinen Mund zu öffnen und dem Heiligen Geist zu vertrauen, dass Er ihm die Worte geben würde, die er dann aussprechen müßte. „Sie müssen anfangen zu sprechen und dem Herrn für Seine Leitung vertrauen“, sagte ich.

** Eine Anzahl gläubiger Psychologen und Psychiater haben die Taufe im Heiligen Geist empfangen; ebenso neigen viele Vertreter dieser Berufe aus nichtchristlichen Kreisen zu einer positiven Beurteilung des Pfingsterlebnisses, weil sie um die stabilisierende und auch integrierende Wirkung im Leben eines Menschen wissen.*

Es war gegen Schluß meiner Rundreise durch das Land auf dem Rückweg nach Auckland, in der Nähe von Hamilton, als einer der Priester, die mit mir fuhren, sagte: „Wußten Sie, dass Pater W. in Huntley ist? Er liegt mit heftigen Rückenschmerzen im Bett und kann nicht aufstehen. Er bittet darum, dass einige von uns mit ihm beten!“

Zu dritt machten wir die Reise in das nahegelegene Huntley. Wir wurden ins Pfarrhaus eingelassen und betraten das Schlafzimmer, in dem sich Pater W. befand. Ich konnte sofort erkennen, dass etwas an ihm anders geworden war.

„Hallo, Dennis“, sagte er. „Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Ich habe angefangen, in Zungen zu sprechen! Gleich früh, wenn ich aufwache. Ich kann aber nicht beliebig weiter reden, aber wenigstens fange ich an!“

Eine Veränderung war in ihm vor sich gegangen. Die gleiche stille Liebenswürdigkeit, aber irgendwie anders. Da war eine Freiheit, etwas Entspanntes, das nicht dagewesen war, bevor er in Zungen sprechen konnte. Wir legten ihm die Hände auf und salbten ihn im Namen des Herrn. Dann verabschiedeten wir drei Geistlichen, wir „Männer des Glaubens“, uns und verließen das Zimmer. Wir verbrachten noch einige Minuten mit dem Pastor und seiner Frau, ehe wir nach Hamilton zurückfahren wollten. Wir standen mit dem Rücken zur Flurtür. Ich weiß noch, dass ich mich niedergekauert hatte, um mit einem der jüngeren Mitglieder der Familie, einem etwa dreijährigen Buben, zu sprechen. Plötzlich überraschte uns eine Stimme aus dem Flur. „Hallo, ihr da!“

Wir blickten uns um — es war Pater W. Er lachte über unseren erstaunten Gesichtsausdruck.

„Ihr habt doch für mich gebetet und ich bin geheilt“, sagte er. „Habt ihr es nicht erwartet?“

Fast drei Wochen später kehrte ich nach Auckland zurück und fand mich wieder im Hause des Erzdiakons ein, um ihm einen kurzen, letzten Besuch abzustatten, ehe ich das Land verließ. „Ich kann einfach nicht beschreiben, was in der Zwischenzeit passiert ist, Dennis“, sagte er. „Der stete Strom von hilfeschreitenden Menschen hat nicht

nachgelassen — Kranke, Traurige und Problembeladene. Wir haben mit ihnen gebetet, sie beraten, und dann und wann sogar für offensichtlich dämonisch Besessene um Befreiung gebetet! Wir sind fast ununterbrochen beschäftigt gewesen — und haben auch Ergebnisse gesehen!" Der Heilige Geist hat sie zu „engagierten" Menschen machen können!

20

Je zwei und zwei

„Du liebe Zeit!" sagte ich und schlug mir mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Ich habe meine Anzüge vergessen!" Rita und ich standen bei der Gepäckabgabestelle des internationalen Flughafens von Miami.

Frohen Herzens war ich die fast 2000 Kilometer von Neuseeland nach Florida geflogen, um Rita zu heiraten. Die drei Wochen auf der anderen Seite der Erdkugel hatten mir so recht deutlich gemacht, wie viel mir Rita bedeutete. Die Ferngespräche, die ich geführt hatte, um meine Verlobte zu den unmöglichsten Stunden zu erreichen, waren wohl immer eine Freude, doch nicht wirklich befriedigend. (Die Zeitunterschiede bereiteten mir die größten Schwierigkeiten, und ich wußte nie, ob es sieben oder acht Stunden Unterschied waren. War es gestern oder morgen?) Doch jetzt waren wir zusammen.

Die Hochzeit war sehr schön — Ritas engste Angehörige nahmen teil, sogar ihre Mutter, die seit längerer Zeit sehr schwach und krank war. Sie erhielt besondere Kraft. Ritas Eltern waren sogar die letzten Gäste, die sich nach dem Empfang verabschiedeten! Mein ältester Sohn, der in einem nahegelegenen Luftstützpunkt stationiert war, war Trauzeuge und seine Frau Brautjungfer. Wir hatten am 15. Oktober 1966 im kleinen Gebetshaus der Episkopal-Kirche in Tampa geheiratet, und erst bei der Feier merkte ich, wie nervös ich war! Nun befanden wir uns auf dem Weg nach Nassau, und meine Anzüge hingen alle, bis auf den einen, den ich anhatte, in der Reisetasche im Schrank in Tampa — und es bestand keine Möglichkeit, ihrer habhaft zu werden!

Bei der informellen Atmosphäre der Bahamas war dies allerdings kein zu großer Nachteil. Es war geradezu prophetisch für unsere gemeinsame Zukunft, dass wir nach wenigen Tagen zum Abschluß unserer Hochzeitsreise auf das Festland zurückkehrten, um in Ft. Lauderdale an einer Konferenz über das Wirken des Heiligen Geistes teilzunehmen. So ist unser Leben bisher ununterbrochen verlaufen: Wir haben den Menschen von Jesus erzählt, von dem vollen und wunderbaren Leben in Seinem Geist.

„Hör mal, diese Einladung hört sich interessant an!" Ich war eines Nachmittags dabei, unsere Post in der Küche zu Öffnen. Wir waren noch nicht lange in Seattle zurück. Rita stand am Ofen und rührte etwas appetitlich Riechendes. Wie gut war es doch, nach drei Jahren Selbstbeköstigung in guter Gesellschaft zu speisen — und gutes Essen zu genießen. Rita legte den Löffel beiseite.

„Was ist es denn?" fragte sie.

„Die FGBMFI in Calgary, Kanada (christliche Geschäftsleute), laden mich für eine Versammlung ein. Hier ist noch eine Einladung von den Anglikanern. Der Bischof hat versprochen, bei dem Essen der FGBMFI zu sprechen!"

„Das hört sich wunderbar an!" antwortete sie, indem sie ihre Hände an der Schürze abwischte.

Ich sah sie an. „Ja", sagte ich ein wenig zweifelnd. „Aber weißt du was, ich möchte nicht ohne dich nach Kanada fahren. Ich habe lange genug allein reisen müssen, und ich habe es irgendwie satt."

Das Alleinreisen hatte mir nie viel Spaß gemacht, obgleich es unvermeidbar gewesen war. Jetzt waren alle Kinder erwachsen und verheiratet, und was sollte Rita daran hindern, mit mir zu reisen? Außerdem hatte sie vor unserer Hochzeit aktiv im Dienst gestanden. Wollte Gott, dass sie ihren Dienst aufgab? Konnten wir nicht gemeinsam wirken? Ich stellte Rita diese Frage.

„Das ist eine gute Idee", sagte sie. „Ich würde gern mitfahren. Doch das wären Reisekosten für zwei — ist das nicht recht unrentabel?" Sie zögerte, bevor sie fortfuhr: „Wenn der Herr es so möchte, wird Er auch für die Mittel sorgen, oder nicht?"

Und genau das tat Er. Als eine gute Bekannte von unserer Einladung nach Calgary hörte, sagte sie: „Du wirst doch nicht ohne deine Frau reisen?!“, und gab uns einen Scheck über eine beträchtliche Summe, um einen Teil der Reisekosten für Rita zu decken.

Die erste Reise bestätigte unseren Entschluß, denn wir stellten fest, dass wir gemeinsam mehr erreichen konnten, als getrennt. Wir wurden daran erinnert, dass Jesus Seine Jünger „je zwei und zwei“ aussandte. Rita konnte zu der einen Gruppe sprechen, während ich mich der anderen widmete. Sie konnte eine Ansprache vor einer Gruppe Frauen halten, während ich bei den Männern blieb. Nachdem ich mein Zeugnis gegeben hatte, konnten wir uns die Versammlung teilen, und während ich Fragen beantwortete, konnte Rita sofort in einem Nebenraum diejenigen in der Schrift unterweisen, die begierig waren nach der Taufe im Heiligen Geist. Die Ernte derer, die die Taufe im Heiligen Geist empfangen, wurde größer, und unsere geistliche Zuversicht war größer, als wenn wir allein hätten reisen müssen. Dank der Tatsache, dass wir zu zweit mehr ausrichten konnten als allein, konnte uns der Herr in reicherm Maße segnen, und wir hatten keine finanziellen Nöte; wir bewegten uns höher in den schwarzen Zahlen, als ich es je bei meinem Alleinreisen getan hatte! Seit meiner ersten Reise nach Calgary gingen Rita und ich meist gemeinsam „auf Missionsreise“. In Calgary hatte ich bei einem Abendgottesdienst in der anglikanischen St. Michael- und All Angels-Kirche gerade meine Ansprache abgeschlossen und ging auf die Fragen ein. Wie immer bestand starkes Interesse an dem „Zungenreden“. Was ist das? Was hat es damit auf sich? Eine Frau hob ihre Hand. „Pater Bennett“, sagte sie, „ich habe immer gemeint, das »Zungenreden« sei eine äußerst emotionale und aufgeregte Angelegenheit, und ich habe mich immer davor gefürchtet. Sie sprechen davon, als sei es ein völlig andersartiges Erlebnis und als könnten Sie jederzeit nach Belieben in Zungen sprechen. Würden Sie sich bereit erklären, es jetzt zu tun?“

Die Fragestellerin war offensichtlich aufrichtig interessiert. Ich sagte: „Ich werde zum Abschluß der Versammlung »im Geiste beten«, dann werde ich in der englischen Sprache den Segen erteilen.“

Als ich dann die Versammlung abschloß, betete ich kurz, indem ich die Worte aussprach, die mir der Heilige Geist auf die Lippen legte. Während ich zu sprechen begann, spürte ich eine innere Erregung, als ob irgend etwas Außergewöhnliches geschehen würde. Die Sprache, die auf meine Lippen kam, war ganz anders als jede andere, die ich je gehört hatte, doch kaum hatte ich dieses Gebet „in Zungen“ beendet und einen kurzen Segen erteilt, als sich eine andere Hand erhob.

„Aber — aber —“, stammelte eine kleine Dame in der ersten Reihe, „Sie haben doch die Sprache gekannt, in der Sie soeben sprachen?“

„Nein, absolut nicht“, erwiderte ich, „ich habe sie noch nie gehört.“

„Das war doch Nepali!“

Nepali? Ich mußte einige Augenblicke nachdenken, bevor mir klar wurde, dass das natürlich die Sprache des Landes Nepal sein mußte, eines an Tibet angrenzenden Landes südlich des Himalaja.

Die Dame fuhr fort: „Mein Bruder ist als jesuitischer Missionar in Nepal tätig. Ich habe ihn sehr gern und bin über seine Sicherheit stets sehr besorgt. Sie wissen ja, dass die Lage der Christen dort »kritisch« ist. Er schickte mir vor kurzem ein Tonband, auf dem er die Lesung für den Sonntag »Gaudete« * aus dem 4. Kapitel des Philipperbriefes in der Nepali-Sprache verlas. Ich habe es mir immer und immer wieder angehört, und Sie haben den Text soeben Wort für Wort wiederholt!“

* „Gaudete“-Sonntag bedeutet Jubiläersonntag“ und ist **der** römisch-katholische Name für den Sonntag, den andere Kirchen als den „vierten Adventssonntag“ bezeichnen. Der Name stammt vom ersten Wort des 4. Verses aus dem 4. Kapitel des Philipperbriefes: „Freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! Sorget nichts! sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu“ (Philipper 4, 4-7).

Angesichts dieses großen Sprachwunders empfing die römischkatholische Frau noch an jenem Abend die Taufe im Heiligen Geist, und auch sie begann in einer himmlischen Sprache jenseits des irdisch gebundenen menschlichen Intellekts zu jubelieren. Übrigens erging es der Dame, die die erste Frage stellte, genauso.

Rita und ich unternahmen während unseres ersten gemeinsamen Jahres nicht sehr viele lange Reisen. Wir hatten zu Hause genügend zu tun. Ich hatte seit meiner Taufe im Heiligen Geist im Jahre 1959 einen vielfältigen Dienst getan, insbesondere seit ich in die St. Lukas-Gemeinde gekommen war. Ein steter Menschenstrom, darunter

Geistliche und Priester, suchten mich seelsorgerlich auf. Auch kam ein ziemlich steter Besucherstrom aus allen erdenklichen Landesteilen, um zu sehen, was sich bei uns zutrug. Darunter war auch ein Katholik, dessen Geschäfte ihn durch die ganze Welt führten. Er sagte mir: „Ich habe in London, Kapstadt, Buenos Aires, Mexico City und Tokio von dieser Kirche gehört, und immer waren es Leute aus meiner eigenen Denomination. Ich mußte einfach herkommen, um zu sehen, was hier los ist!“

Das normale Pensum eines Geistlichen in einer durchschnittlich großen Kirche liegt zwischen 60 und 70 Wochenstunden. Ich war einfach viel zu beschäftigt. Ich versuchte — auf mich allein angewiesen — eine große Gemeinde zu leiten, während andere Anforderungen an mich herangetragen wurden. In jenem Jahr sagte mein Hauptältester, ein Personalfachmann, einmal zu mir: „Dennis, hast du dir jemals Gedanken darüber gemacht, wie viele Stunden du wöchentlich arbeitest?“ „Nein, das habe ich nicht“, erwiderte ich. „Ich weiß nur, dass ich in diesem nie endenden Dienst oft erschöpft bin!“ Er riet mir dringend, mir einen Überblick über meine Arbeit zu verschaffen. Ich erkannte daran, dass ich, um das bloße Minimum dessen zu schaffen, was ich mir vorgenommen hatte, wöchentlich 230 Stunden würde arbeiten müssen! So viele Stunden hatte die Woche ja gar nicht!

Seit ihrer Ankunft in Seattle hatte Rita Einladungen erhalten, um in unserer Stadt und einigen umliegenden Städten Bibel-Studien zu halten. Ihr war die Arbeit unter den Teenagern und College-Studenten in unserer Gemeinde wichtig geworden. Zusätzlich hatte sich für uns ein Radiomissionsdienst aufgetan. Seit mehreren Jahren hatte ich jeden Sonntag in Seattle eine halbstündige Radioansprache gehalten. Jetzt machten Rita und ich daraus ein Frage- und Antwortprogramm, das so gut aufgenommen wurde, dass es auf eine Stunde ausgedehnt werden mußte. Bald wurde uns der Vorschlag gemacht, die gleiche Art Programm auch im Gebiet von Los Angeles auszustrahlen. Nach einer Probezeit bot uns eine bekannte christliche Radiostation* für fünf Tage in der Woche auf nichtkommerzieller Basis eine halbstündige Sendezeit an, die wir annahmen. Die Einladungen trafen unentwegt ein, und mir gefiel es nicht, dass ich sowohl in den USA als auch im Ausland so viele ausschlagen mußte, weil ich wußte, wie notwendig das Wirken des Heiligen Geistes in der eigenen Kirche bezeugt werden mußte. Zahlreiche Geistliche hatten mir ihre vielen Sorgen über die erlahmende Kirche mitgeteilt. Ich wußte auch, dass Türen, die sich jetzt öffneten, vielleicht nicht auf unbegrenzte Zeit offen sein würden.

Im Herbst des Jahres 1967 begann Gott mir eine Antwort zu zeigen. Rev. Richard Driscoll wurde als amtierender Geistlicher in unsere Gemeinde aufgenommen. Ich kannte Pater Dick und seine wunderbare Familie seit Jahren, und jetzt fühlte er sich geleitet, mir als mein Assistent zur Seite zu stehen. Sobald es nach seiner Ankunft angebracht schien, trat ich an den Vorstand heran.

„Brüder“, sagte ich, „ich brauche eure Unterstützung in einer Entscheidung. Ich muß der Tatsache ins Auge sehen, dass ich nicht endlos fortfahren kann, drei oder vier Dinge auf einmal zu tun. Ich möchte unsere Gemeinde nicht verlassen, ich weiß aber, dass ich frei sein muß, um den weitreichenden Dienst auszuüben, den mir Gott aufgetragen hat, und zwar guten Gewissens — also ohne das Gefühl zu haben, dass ich die eine oder die andere Arbeit vernachlässige. Ihr seid immer sehr hilfreich und offenherzig gewesen, weil ihr wußtet, dass es galt, eine große Aufgabe zu unterstützen, doch ich befinde mich unter einem starken Druck, weil ich allen Betroffenen gerecht werden möchte. Jetzt, wo ich einen fähigen Mitarbeiter habe, möchte ich euch bitten, mir eine Art halbes Sabbatjahr zu bewilligen. Bis zum Juni des nächsten Jahres möchte ich die Hälfte meiner Zeit in dieser Gemeinde verbringen und die andere Hälfte mit Reisen, Ansprachen, schriftlichen Arbeiten und den allgemeinen Vorbereitungen für diese Pionierarbeit.“ Mein Vorstand willigte ein, nicht nur ohne Widerspruch, sondern auch ohne Diskussion.

Durch diese neue Freiheit nahm ich gleich am Anfang des Jahres eine Einladung nach Jamaika an. Sie wurde mir durch eine überkonfessionelle Gruppe von Christen in Ft. Lauderdale, Florida, übermittelt, die sich zu einem „Komitee der Vierzig“ zusammengeschlossen hatte, um Konferenzen über das Wirken des Heiligen Geistes zu unterstützen. Etliche aus dieser Gruppe hatten sich nach Montego Bay begeben, um die gute Nachricht des vollen Evangeliums zu verkündigen. Ihr Dienst hatte schon zur Bekehrung zweier führender Kommunisten Jamaikas geführt! Eine davon, eine hochbegabte Frau, war in verschiedenen Ländern Europas und auch in Rußland und China ausgebildet worden, um bereit zu sein, wenn Jamaika kommunistisch würde. Jetzt standen ihre Fähigkeiten und Erfahrungen auf der Seite Jesu Christi!

An zwei Abenden hielt ich Gottesdienste in der St. James-Kirche in Montego Bay. Dann fuhren wir ins Hinterland. Wir wurden gebeten, einige Tage in der St. Elizabeth-Kirche in Southfield zu verbringen, wo sich etwa sechs anglikanische Gemeinden unter der Leitung eines jungen englischen Pastors und seiner Frau zusammengefunden hatten. Während wir diesen Menschen dienten, bemerkten wir wieder, dass der Hunger der gleiche war, und dass die Antwort Gottes auf diesen Hunger dieselbe war! Niemand konnte vielschichtiger sein als der eingeborene Jamaikaner; in ihm vermischten sich die Züge vieler Nationen und Rassen, doch die Auswirkungen des Heils durch Jesus Christus und der Taufe im Heiligen Geist waren die gleichen wie bei den

Menschen in New York City, England, Alaska oder Neuseeland. Wir waren über die Freiheit, in der wir Zeugnis ablegen konnten, erstaunt. Nicht nur in den Kirchen und Konfessions schulen, sondern auch in den Öffentlichen Schulen hatten wir Gelegenheit dazu. In der Hampton School, einer staatlichen Mädchenschule in Southfield, sprachen wir vor der gesamten Schülerschaft. Wir erzählten ihnen von dem, was Jesus Christus in unserem Leben und in dem Leben vieler junger Leute in den USA getan hatte. Am Schluß der Versammlung baten wir diejenigen, die daran interessiert waren, Jesus als ihren Heiland anzunehmen und im Heiligen Geist getauft zu werden, zurückzubleiben. Die gesamte Schülerschaft blieb zurück! Da wir glaubten, sie wüßten nicht, was wir meinten, versuchte ich noch einmal zu erklären, dass diese Aufforderung lediglich denen galt, die es ernst meinten. Immer noch blieben die meisten still sitzen! Dann gingen wir durch die Reihen und beteten mit ungefähr 75 Mädchen. Einige nahmen Christus als ihren Heiland an und 25 davon wurden im Heiligen Geist getauft.

Nach der Wärme des Karibischen Meeres begaben wir uns einige Wochen später in den kalten Norden! Der Erzdiakon der Arktis hatte sich seit meinem zweiten Besuch in dem größten Bundesstaat der USA für meinen Dienst interessiert und wollte uns nun je eine Woche lang in Kotzebue und Point Hope einsetzen. Kotzebue ist das größte Eskimodorf in jenem Gebiet und rühmt sich aller möglichen modernen Annehmlichkeiten — es hat sieben Geschäfte, ein Elektrizitätswerk und elektrische Beleuchtung. An arktischen Maßstäben gemessen ist es wirklich „großstädtisch"! Aus allen Richtungen kommen die Jäger zur Polarbärenjagd, die heute unfairerweise aus der Luft betrieben wird! Für mich war es ein Auffrischen der Bekanntschaft mit einigen derer, die mich im Jahre 1964 willkommen geheißen hatten. Wir wurden im Hause des Pastors und seiner Frau untergebracht, wo wir uns sehr wohl fühlten. Für Rita war alles neu, da dies ihr erster Besuch in Alaska war: Muktuk, Caribou, Seehund. Das einzige, was uns abschreckte, war das Speiseeis der Eskimos: ein Gemisch aus geschlagenem Seehundöl und Früchten. Der Geschmack sagte uns irgendwie nicht zu! Die Einwohner des Städtchens setzten uns zu Ehren einen Eskimotanz an, und wir staunten über die unglaubliche Gelenkigkeit einiger unserer älteren Eskimofreunde, die sich trotz ihrer 70 Jahre an den symbolischen und lebhaften Tänzen mit jugendlicher Vitalität beteiligten.

Der entfernteste Punkt unserer Reise war Point Hope. Dieses winzig kleine Eskimodorf liegt im allerhöchsten Nordwesten der USA! Es liegt auf einer sandigen Landzunge im Chukchi-see, etwa 280 Kilometer nordöstlich von Sibirien! Es kann nur auf dem See- oder Luftweg beziehungsweise mit dem Hundeschlitten erreicht werden! (Heute haben viele Eskimos Motorschlitten, die sie für kurze Fahrten benutzen. Es wäre jedoch töricht, einem dieser Schlitten sein Leben für eine längere Reise anzuvertrauen. Der Hundeschlitten ist langsamer aber zuverlässiger.) Das Meer war fest zugefroren, aber wir hatten keine Zeit, mit dem Hundeschlitten zu fahren, und so flogen wir. Der Pilatus-Porter ist ein eigenartig aussehendes Flugzeug. Ursprünglich für eine andere Motorenart gebaut, doch später mit einem viel leichteren Triebwerk ausgerüstet, wurde deshalb eine Verlängerung der Nase nötig. Nun sieht das Flugzeug wie eine große Gottesanbeterin aus. Irgendwie macht es beim Start noch mehr diesen Eindruck, weil es sich mit einer lächerlich niedrigen Geschwindigkeit in die Luft schwingt und eine sehr kurze Anlaufstrecke benötigt. Es ist jedoch ein äußerst praktisches Flugzeug für schwierige Bedingungen. Es wurde für Arbeiten in den Alpen konstruiert.

Wir bestiegen das Flugzeug zusammen mit einem einzigen anderen Passagier — einer freundlichen Eskimodame — und dem Piloten. Gepäck und sonstige Fracht wurden ohne Zwischenwand hinter uns aufgestapelt. Offensichtlich rechnete niemand mit starken Bremsvorgängen. Wir starteten bei herrlich klarer Luft und begannen unseren eineinhalbstündigen Flug. Endlos gefrorene und schneebedeckte Tundra war unter uns, nur einmal von einer kleinen Ansammlung von Häusern zwischen den Bergen und dem gefrorenen Ufer unterbrochen. „Kivalina", erklärte uns der Pilot. Dann fügte er hinzu: „Dort drüben ist Point Hope!"

Ich blickte nach vorn und konnte lediglich tiefliegende Schichtwolken entdecken, die den Blick auf die Siedlung völlig verhüllten. Ich wartete darauf, dass unser Pilot sagen würde: „Wir liegen nach Kotzebue zurück und versuchen es morgen noch einmal!" Aber er tat es nicht, sondern flog einfach weiter über den Nebel hinweg und kreiste. Die Nase unseres Flugzeuges zeigte in die Luft, unsere Geschwindigkeit war sehr gering.

Meine eigene Flugerfahrung sagte mir, dass wir nahe daran waren, unsere Maschine zu überziehen.

„Was er wohl macht?" flüsterte ich Rita zu. Sie hatte genügend Erfahrungen sammeln können, um ein wenig zu recht über seine Manöver ängstlich zu sein.

„Ich weiß nicht", flüsterte sie mir zu, „es sieht aus, als ob wir jeden Augenblick überziehen."

Gerade in diesem Augenblick erkannte der Pilot sein Ziel. Durch ein Loch in den unter uns liegenden Wolken sah man einen kurzen Augenblick jene knappe Strecke Eis und Schnee, die als Landepiste diente. Hinunter ging

es durch den Spalt wie ein abgeschossener Pfeil; die Klappen, derer wir eine Menge besaßen, wurden ausgefahren. Das Flugzeug schüttelte sich und schien mitten in der Luft still zu stehen, als wir auf die Piste zu fielen. Ich bin ganz sicher, dass der Pilot seinen Propeller in den Rückwärtsgang schaltete, noch ehe wir den Boden berührten. Welch ein Flug! Unsere Kufen berührten die Landepiste, wir rutschten etwa 50 Meter und kamen sanft dort zu stehen, wo sich scheinbar das ganze Dorf versammelt hatte. Die Ankunft dessen, was optimistisch als „tägliches“ Flugzeug bezeichnet wurde — manchmal konnte es innerhalb von zehn Tagen nicht ab- beziehungsweise anfliegen —, war ein Ereignis, und alle hatten sich eingefunden, um das Eintreffen zu feiern und die Fremden aus den südlichen 48 Staaten zu begrüßen!

Die Minustemperaturen und der windige Nebel bedeckten alles mit einer eisigen Kruste, doch die menschliche Atmosphäre war herzlich. Unsere Eskimomitreisende wurde von ihrer Familie willkommen geheißen, während Rita und ich von den Hannums in ihr gemütliches kleines Haus am Rande des Dorfes mit Blick über das gefrorene Meer geführt wurden. Es fiel uns zunächst schwer, auf den kleinen Hügeln und Tälern, die von tiefem Schnee bedeckt waren, nicht auszurutschen. Meine Mukluks waren aus Ugurukhaut, der Haut des großen Seehundes, gemacht und eigneten sich eigentlich nicht für trockenen Schnee. Wenn wir abends nach der Versammlung nach Hause kamen, rutschte ich jedesmal gerade vor dem Pfarrhaus auf dem schneeigen Abhang aus. Point Hope ist ein Ort mit etwa 400 Eskimos — drei Geistlichen und ungefähr fünf Lehrern. Das Dorf lebt von der Jagd und vom Fischfang, vor allem Walfang.

„Wie wär's mit einem kleinen Spaziergang?“ fragte mich Walter am Frühstückstisch.

Ich schluckte meinen letzten Löffel Getreideflocken hinunter, wischte mir den Mund mit der Serviette ab und sagte: „Aber sicher! Was ist denn los?“

„Wir können einmal zum Friedhof gehen“, sagte Walter. „Ungefähr einen Kilometer in diese Richtung.“ Er wies mit dem Finger in die entsprechende Richtung. „Zieh dir deinen Parker an und hüll dich gut ein — du wirst es nötig haben.“

Er sollte recht behalten. Als wir hinausgingen, herrschten niedrige Temperaturen. Walter nahm sein Jagdgewehr mit. „Vielleicht begegnen wir einem Bären oder einem Wolf“, sagte er. Ein frischer Wind mit leichtem Schneefall stach uns ins Gesicht, während wir über die sich auftürmenden Schneemassen in Richtung dessen stampften, was in etwa einem Kilometer Entfernung wie geknickte Stöcke im Schnee aussah.

Als wir ein wenig näher kamen, erkannte ich, dass diese geknickten Stöcke einen Zaun um ein viereckiges Gebiet bildeten, auf dem an der Innenseite andere stockähnliche Gegenstände von erheblicher Größe standen. „Walfischknochen“, erklärte mein Führer. „Hier gibt es kein Holz, und so werden diese verwendet.“

Am kleinen Friedhof angekommen, erkannte ich, dass die Grabzeichen ähnlich zurecht gemacht waren — einige von ihnen waren sechs Meter hoch und höher, aus Kieferknochen großer Wale. Darauf eingeritzt waren ein Kreuz und jeweils der Name der verstorbenen Person.

Als ich mich in der verschneiten Tundra umblickte, sah ich eine weitere Ansammlung von riesigen Walknochen in einem kleineren Gebiet in etwa 500 Meter Entfernung.

„Was haben diese Knochen dort drüben zu bedeuten?“ fragte ich.

„Dort drüben liegt einer der alten Häuptlinge begraben“, erklärte mir der Erzdiakon. „Sie behaupten, dass er vor etwa 100 Jahren als mächtiger Mediziner hier im Dorf großen Einfluß hatte. Unter anderem verführte er die Dorfbewohner dazu, Schnaps zu brennen. Das war während der Winterszeit für sie besonders gefährlich. Wenn sich jemand ein klein wenig betrinkt, wird ihm warm und dann geht er ins Kalte hinaus, ohne sich richtig anzuziehen. Viele sind auf diese Weise erfroren.“ Ich nickte. „Ich sah die Warnung im Postamt“, sagte ich. „Ja. Sie müssen die Leute immer wieder warnen. Na ja, jedenfalls entdeckte die Küstenwache so viele erfrorene Leiber, dass man tatsächlich darum bat, man möge doch einen christlichen Missionar in das Dorf senden. Und so kam es, dass hier eine Episkopal-Kirche ist. Der erste Missionar traf vor etwa 75 Jahren ein, und er war es, der die kleine Kirche am Rande des Dorfes baute. Heute sind etwa 80 Prozent der Bevölkerung Episkopale.“

Fast jeden Nachmittag kamen wir mit der Jugend aus dem Dorf in der Kirche zusammen. Ungefähr 30 kamen — aus allen Altersgruppen zwischen 9 und 19 Jahren. Wir freuten uns jedoch bald nicht mehr auf diese Stunden, denn die Jugendlichen waren nach dem langen Tag in der Schule unruhig und gar nicht bereit, uns ernst zu nehmen!

Im Dorf war es Sitte, dass der Kapitän eines Walfangbootes nach dem jährlichen Überziehen des Bootes mit frischer Seehundhaut den Dorfkindern Süßigkeiten schenkte. Zu dieser Jahreszeit bestand der Vorrat an Süßigkeiten im kleinen Dorfgeschäft lediglich aus Kaugummi, und so kam es, dass die Kinder eines Tages mit Kaugummi im Mund erschienen und unentwegt Blasen machten! Weil sie wußte, dass sie am nächsten Tag das Opfer sein würde, bat uns Rita um Hilfe. Und so sagte der Erzdiakon Hannum zum Abschluß: „Seid so gut und legt morgen, bevor ihr in die Kirche kommt, euren Kaugummi in den Schnee!“ Das half tatsächlich etwas, aber während Rita erzählte, wie der Herr in ihrem Leben gewirkt hatte, als sie noch jung war, rutschten einige Jungen hin und her und kicherten. Wenn auch einige der Mädchen aufmerksam zuhörten, so war doch die allgemeine Lage sehr unruhig, und ich war ziemlich entrüstet. Kurz bevor die Versammlung zu Ende war, sagte mir Rita: „Dennis, ich glaube wir sollten diejenigen, die es möchten, nach vorne an den Altar bitten.“ Sie dachte wohl an das Treffen mit den jungen Leuten in Jamaika vom vorhergehenden Monat. Ich konnte keine Parallele finden. Die Jugendlichen in Jamaika waren gesittet, höflich und interessiert, doch diese hier schienen genau das Gegenteil zu sein. Ich konnte jedoch schlecht sagen: „Ich will nicht um den Segen Gottes für sie beten“, wenn ich auch erhebliche Bedenken hatte, ob es sinnvoll sei! Ich willigte ein, wenn auch widerstrebend und bat die, die wollten, nach vorn zu kommen, und schickte die anderen nach Hause. Fast die gesamte Mannschaft kam nach vorn und kniete am Altar und im Chorgestühl nieder. Während sie nach vorn kamen, schlurften einige noch mit den Füßen oder schlugen die Hacken aneinander, doch als wir mit ihnen zu beten begannen, kam ein neuer Geist der Aufrichtigkeit über sie. Rita und der Erzdiakon beteten auf der einen Seite der Kanzel, während Rev. Donald Oktolik mich auf der anderen Seite unterstützte. Donald war ein sehr geachtetes Glied der Gemeinschaft und Anführer einer der beiden Walfanggruppen gewesen, bevor er zum Diakon gewählt wurde und sich dann auf das Priesteramt vorbereitete. Wir fragten jeden einzelnen, ob er den Herrn Jesus in sein Leben aufgenommen habe. Die meisten wußten genau, dass sie das getan hatten. Sechs oder sieben hatten es jedoch noch nicht getan. Diese wurden ermutigt, den Herrn anzunehmen, und während sie es taten, begann einer nach dem anderen zu weinen. Die Atmosphäre war erfüllt von der Gegenwart des Herrn. Die Situation hatte sich auf so drastische Weise verändert, dass wir nach dem ersten Rundgang beschlossen, noch einmal mit ihnen um die Taufe im Heiligen Geist zu beten. Das taten wir, und viele dieser einst nicht zu bändigenden Kinder begannen in anderen Zungen zu sprechen!

Der Unterschied in ihrer Haltung war erstaunlich! Bislang waren sie recht freundlich gewesen, doch auf eine „angeberische“ Art, ohne viel Respekt zu zeigen. Doch jetzt folgten sie uns auf Schritt und Tritt und wollten überall mit uns gehen. Während wir einmal mitten im Dorf über den aufgetürmten Schnee gingen, rief uns ein Mädchen aus einer Gruppe zu: „Frau Bennett, Mary singt im Geiste!“*

** Im 1. Korintherbrief 14,15 spricht der Apostel Paulus vom „Singen im Geiste“. Das bedeutet, dass der Heilige Geist unseren Geist nicht nur dazu inspiriert, in Zungen zu sprechen, sondern auch zu singen, so wie Er die Worte und die Melodie gibt. Manche, die im Natürlichen nicht singen können, bringen es fertig, im Geiste herrlich zu singen, wenn sie dem Heiligen Geist ihre Stimme anvertrauen. Manchmal geschieht es, dass die gesamte Gruppe in einer Gebets- und Lobezeit „im Geiste singt“, wobei der Heilige Geist nicht nur die einzelnen Stimmen führt, sondern sie auch aufeinander abstimmt und Harmonien entstehen läßt, die sich manchmal wie der Gesang der Engelchöre selbst anhören!*

Rita konnte zuerst nicht hören, was ihr zugerufen wurde, weil sie ihr Gesicht in die große Kapuze des Parkers eingehüllt hatte, um sich vor dem heftigen Wind und dem Schnee zu schützen. Als sie schließlich verstand, worum es ging, wurde ihr klar, dass dieses junge Mädchen ohne jegliche Unterweisung — wir hatten ja bisher keine Gelegenheit gehabt, diese Möglichkeit zu erläutern — im Geiste zu singen begonnen hatte!

Während unseres Missionsdienstes in Point Hope traf sich die ältere Generation jeden Morgen zum Bibelstudium mit Rita, wobei der Eskimodiakon Donald Oktolik als Dolmetscher fungierte, und ich sprach jeden Abend vor einer vollen Kirche. Dass ich einen Dolmetscher hatte, erwies sich als nützlich, wenn ich mit vielen dieser älteren Leute um die Taufe im Heiligen Geist betete. Donald konnte mir behilflich sein, festzustellen, ob sie in ihrer Eskimosprache redeten oder in Zungen! Donald und seine zarte Frau Lily hatten beide zu Anfang unserer Versammlungen um die Taufe im Heiligen Geist gebetet. Lily war „durchgebrochen“, doch der etwas gehemmtere Donald hatte noch nicht in Zungen gesprochen. Als er jedoch eines Abends dabei behilflich war, mit einigen seiner Freunde zu beten, vergaß er in seinem Eifer, den anderen zu helfen, seine eigene Schüchternheit und begann in der neuen Sprache zu sprechen, die Gott für ihn bereit hatte!

Es war wunderbar, die strahlenden Gesichter dieser lieben Menschen zu betrachten. „Taiku!“ sagten sie — die Eskimoversion für das englische „thank you“ (danke) — oder „Kuyanak!“, ihr eigenes Wort. Dann in zögerndem Englisch: „Das suchen wir schon lange!“ Viele von ihnen waren Jesus vor langer Zeit begegnet, doch sie hatten immer gewußt, dass es noch mehr für sie gab. Jetzt hatten sie es und wußten, dass sie das Gesuchte tatsächlich gefunden hatten!

Zum Abschluß der Gottesdienste in Point Hope konnte ich beim Anblick dieser guten Freunde in Jesus nicht umhin zu erkennen, dass die Gesichter trotz der ethnischen und kulturellen Unterschiede genauso aussahen wie die Gesichter unserer geistgetauften Seattier. Da war das gleiche offene glückliche Leuchten, die gleiche Freude in ihren Augen. Der gleiche Geist der Gnade war in ihnen am Wirken. Es war unmöglich, die buchstäbliche Wahrheit des Evangeliums zu verkennen, laut derer wir nach der Annahme Jesu in eine neue Familie hineingeboren sind und alle zu Brüdern und Schwestern im Geiste werden. „Wenn der Heilige Geist auf euch gekommen ist, werdet ihr meine Zeugen sein. . .“, heißt viel mehr als nur, dass wir Zeugen mit Worten sind.

Unsere andere längere Reise im Jahre 1968 führte uns wieder nach England. Wie beim letzten Mal war es Rev. Michael Harper und der Fountain Trust, die die Rundreise organisierten. Wir besuchten London, Bournemouth, Bristol, Birmingham, Liverpool, Teeside, Hüll, Normanton, Bradford, Coventry und viele andere Orte. Wir hatten Gelegenheit, viele Gemeinden und Schulen, meist anglikanischer Prägung, zu besuchen. Ich sprach in der Kathedrale von Birmingham und hatte viele fruchtbringende Kontakte mit den Geistlichen und Bischöfen der Church of England. Wir hatten Gelegenheit zu sehen, wie sehr sich die charismatische Erneuerung immer noch auf den britischen Inseln ausbreitete.

In einer anglikanischen Kirche in der Nähe Londons kam eine Frau nach vorn und bat um Fürbitte für ihren kranken Leib. Sie hatte seit Jahren Arthritis in beiden Knien und litt ständig unter heftigen Schmerzen. Unvergeßlich wird uns die Erinnerung daran bleiben, wie sie buchstäblich vor Freude hüpfte, als der Herr Jesus auf das Gebet und Händeauflegen hin den Schmerz und die Verkrüppelung fortnahm und sie wieder normal gehen konnte!

Seit langem waren wir Bewunderer des rauhen Heiligen der Pfingstbewegung, Smith Wigglesworth. Welche Freude war es uns, in seiner Heimatstadt Bradford, Yorkshire, sein zu dürfen! Hier hielten wir eine Abendversammlung ab, und anschließend blieb ich im Auditorium, um theologische Fragen zu beantworten, während Rita sich in einen Nebenraum zurückzog, um solche zu unterweisen, die die Taufe im Heiligen Geist wünschten. Während ein Mädchen im Teenageralter im Geiste in einer ihr unbekanntem Zunge zu sprechen begann, rief eine junge Frau äußerst erstaunt aus: „Aber das Mädchen spricht ja perfekt Französisch! Ich weiß es, denn ich unterrichtete Französisch in einer der hiesigen Oberschulen!“

Wir hatten auch Gelegenheit, eine interessante Konferenz in High Leigh zu besuchen, doch der Höhepunkt unserer Rundreise war wohl die Konferenz, die in London, im Zentrum der Church of England, abgehalten wurde, in „Church House“, direkt neben der Westminster Abbey. Hier in diesem Auditorium sollten einen Monat später die Bischöfe der anglikanischen Kirche aus aller Welt zur Lambeth Conference zusammentreffen. Zu Rita sagte ich: „Der Stuhl für den Sprecher, auf dem ich heute abend gesessen habe, ist genau der gleiche Stuhl, auf dem der Erzbischof von Canterbury im nächsten Monat sitzen wird, wenn er diese weltweite Konferenz leitet!“ An beiden Abenden unserer charismatischen Konferenz nahmen viele Jesus in ihr Leben auf, und am zweiten Abend empfingen 70 Menschen gleichzeitig den Heiligen Geist und begannen alle gleichzeitig in anderen Zungen zu sprechen, „wie der Geist es ihnen verlieh“!

21

Ein neuer Vorstoß

Bevor wir nach Amerika zurückkehrten, verbrachten wir einige Tage in Deutschland. Ich war eingeladen worden, an einer Konferenz teilzunehmen, an der sich römisch-katholische Christen, Lutheraner, Reformierte, Baptisten, Orthodoxe, Anglikaner und andere beteiligten, die das eine gemeinsam hatten, nämlich eine neue Freiheit im Heiligen Geist und die Offenbarungen Seiner charismatischen Gaben. Das Ergebnis war, dass diese Leiter aus den verschiedensten Denominationen erkannten, wie durch Gottes Liebe und Macht Kirchen und Gemeinschaften wiederbelebt wurden. Diese Konferenz lehrte mich zwei neue Erfahrungen. Es war das erste Mal, dass ich in einem Land außerhalb des englischen Sprachbereichs diente und in einer nicht-englischen Sprache. Ich gab mein Zeugnis auf deutsch, was mir nicht ganz unvertraut war. Ein Bild wird mir aus diesem Ökumenischen Dienst vor Augen bleiben, nämlich die Gestalt des „Bruders E.“, eines kräftigen und gelehrten Franziskaners, der gerade in Zungen zu sprechen begonnen hatte. Dieser eifrige Nachfolger des gesegneten Franz von Assisi, der selbst in Zungen sprach, und dessen Nachfolger ursprünglich für ihren kindlichen Glauben bekannt waren, war ziemlich von der Schlichtheit dieses neuen Erlebnisses betroffen und rief während eines Gesprächs über die ganze Angelegenheit nachdrücklich aus: „Dies ist die Demütigung meines Intellekts!“

Zwei erquickende Tage verlebten wir bei den Marienschwestern (Evangelische Marienschwesternschaft Darmstadt-Eberstadt). Diese religiöse Gemeinschaft für Frauen lutherischer Prägung wurde Ende des Zweiten

Weltkrieges ins Leben gerufen, als die Alliierten eine Stadt nach der anderen zerstörten und der Untergang Hitlers offensichtlich unmittelbar bevorstand. Eine Gruppe junger Frauen fand sich zum Bibelstudium zusammen. Viele von ihnen hatten ihre Ehemänner und Verlobten in der Tragödie des Krieges verloren, und als sie eines Nachts sahen, wie ihre Heimatstadt in wenigen Stunden in Schutt und Asche zerfiel, beschlossen sie, einen Orden zu gründen. Die Leiterinnen nannten sich Mutter Basilea und Mutter Martyria, und auf diese Weise entstand ein erstaunliches Werk des Herrn. Mit wenigen weltlichen Gütern und geringer Unterstützung, doch mit großem Glauben an Gott und die Macht des Gebets, gründete die Gemeinschaft angesichts überaus großer Widerwärtigkeiten ein Rüstzentrum auf einem 50 Hektar großen Grundstück am Rande Darmstadts, das sie das Land Kanaan nannten. Die ersten beiden Gebäude errichteten sie mit eigener Kraft. Sie hatten kein Wasser, und so beteten sie um Wasser. Heute haben sie 50mal so viel Wasser wie ihre Nachbarn! Die Schwesternschaft hat heute außerdem einen gut laufenden Bauernhof, eine hervorragend ausgerüstete Druckerei, sehr viele schöne Anlagen und viele Gebäude einschließlich einer wunderschönen Kapelle. Viele Liebesdienste werden von diesen Schwestern vollbracht, wozu auch die von ihnen geschaffene Möglichkeit zählt, einen Ort der Erquickung und Erholung zu finden, wo jeder willkommen ist, ob er seinen Aufenthalt bezahlt oder nicht. Jeder Gast in den Erholungshäusern der Marienschwestern zahlt anonym, so wie er sich geleitet fühlt. Zu ihren besonderen Aufgaben zahlt die Arbeit an den jungen Menschen. Als David Wilkerson* in Darmstadt war, sprach er in ihrer Kirche zu einer Menschenmenge von mehreren Tausend Jugendlichen, während die Schwestern ihn bei der anschließenden Seelsorgeberatung unterstützten.

** David Wilkerson ist der junge Geistliche, der in aller Welt für seine Arbeit unter den Banden von New York bekannt ist. Er hat darüber ein eindrucksvolles Buch unter dem Titel „DAS KREUZ UND DIE MESSERHELDEN“ geschrieben. (Deutsche Ausgabe: Leuchter-Verlag eCtnbH, Erzhausen)*

Interessanterweise erlebten die Marienschwestern kurz nach Gründung ihrer Schwesternschaft eine pfingstliche Ausgiebung, verbunden mit den Zeichen des Zungenredens, der Auslegung, der Prophetie und so weiter. Das war unter den Nicht-Pfingstlern der späten 40er Jahre eine nie dagewesene Erscheinung, und dieses Erlebnis trug absolut nicht dazu bei, sie beliebter zu machen! Sie hielten jedoch an dem Erlebnis fest, und heute sind die Gaben des Heiligen Geistes ein fest etablierter Teil ihres Andachtslebens. Rita und ich hatten das Vorrecht, zu der privaten „Gebets- und Loveversammlung“ der Schwestern eingeladen zu werden. Wir saßen auf dem Podium in der Kapelle, zusammen mit den leitenden Schwestern, dem lutherischen Kaplan des Ordens und seiner Frau und hörten zu, wie die Schwestern Chorusse im Volksliedstil sangen. Viele von diesen Liedern waren während dieser Versammlungen direkt vom Heiligen Geist inspiriert worden. Während ich diese strahlenden Schwestern meist jüngeren Alters betrachtete, wie sie in ihren beige-weißen Trachten mit erhobenen Händen beteten, oder manchmal auch mit selbstangefertigten Spruchbändern mit Bibelversen darauf (Bänder jeglicher Art scheinen dort sehr beliebt !) im Takt der Musik durch die Luft wedelten, wenn sie „im Geist“ sangen, waren wir von der Fremdheit und zugleich Vertrautheit der Szene bewegt. An einer Stelle während des Gottesdienstes schwenkten sie im Takt zur Musik beim Singen „im Geiste“ Blätterzweige. Hier befanden wir uns, etwa 14000 Kilometer von zu Hause entfernt, in einem fremden Lande unter Menschen mit einer anderen Sprache und Kultur und erblickten unverkennbar, wie der Herr durch Seinen Geist im Volke Gottes wirkt. Wir wußten einfach, dass diese Schwestern sich sofort in einer Versammlung in der St. Lukas-Kirche, Seattle, zu Hause fühlen würden. Mehr noch: Hätten wir diese Schwestern mit den Freunden in Alaska, Jamaika, England und zahlreichen anderen Teilen der Welt, die auch den Heiligen Geist empfangen hatten, zusammenführen können, es hätte keiner weiteren Erklärung bedurft, weil sie sich alle sofort in solch einer Versammlung verstanden hätten. Ich begann noch deutlicher zu verstehen, was „Die Gemeinschaft der Heiligen“ wirklich heißt.

Zu Hause angekommen, konnte ich mir schwerlich vorstellen, dass ich noch vor einem Jahr gedacht hatte, dass sich alles allmählich beruhigt oder gar einen Stillstand erreicht hätte!

„Wir scheinen einen Sättigungsgrad zu erreichen“, hatte ich zu meiner Frau gesagt. „In diesen letzten acht Jahren haben wir wahrscheinlich die meisten Menschen in Seattle erreicht, die interessiert sind.“

Wie verkehrt hatten wir doch gedacht! Unter der fähigen Führung Pater Driscolls war die Kirche in meiner Abwesenheit mächtig gewachsen; nicht nur das: uns wurde klar, dass Pater Dick weitere Unterstützung brauchen würde, wenn ich meinen „halben Sabbat“ beibehalten wollte. Er begann den gleichen geplagten Gesichtsausdruck zu haben, den ich damals hatte, als er gekommen war, um mir die Bürde abzunehmen! Wir besprachen es mit dem Vorstand, und er willigte ein, das Gehalt für einen weiteren Geistlichen bereitzustellen, wenn wir den richtigen Mann fänden. Nicht lange darauf unterrichtete mich mein Mitarbeiter, dass einer seiner Freunde Interesse daran hätte, mit uns zusammenzuarbeiten, und nach einer kurzen Zeit des Kennenlernens lud ich Rev. Thomas Bigelow offiziell als meinen zweiten Mitarbeiter ein.

Einige Wochen nach seiner Ankunft berichtete er im Laufe der Freitagabend Versammlung seine Geschichte. Zu

meiner großen Überraschung erfuhr ich, dass ich eine Rolle bei seiner Geistestaufe gespielt hatte! Dann entsann ich mich: Wir hatten vor fast neun Jahren mit diesem jungen Mann zu Hause bei uns in Van Nuys gebetet! Damals war er noch im weltlichen Beruf, obgleich er schon zwei Jahre auf dem Seminar gewesen war. Später ging er allerdings auf das Seminar zurück, um seine Ausbildung abzuschließen und in den Dienst zu gehen. Mit dieser fähigen Leitung begann die Gemeinde noch schneller zu wachsen. Es wurde uns bald peinlich, den Zustand der Gemeinde mit anderen Geistlichen zu besprechen, denn ihr Gespräch war vom Klagen gekennzeichnet — immer geringer werdende Einnahmen, geringer werdende Besucherzahlen, abnehmendes Interesse, Mangel an Vertrauen, Geistliche, die den Dienst quittierten, um irdischen Berufen nachzugehen —, während wir im Hinblick auf den Zustand der Kirche nur sagen konnten; „Preis dem Herrn! Gott ist am Wirken, Menschen werden angesprochen und Leben werden verändert!“ Die Dinge entwickelten sich so gut, dass wir uns sechs Monate später genötigt sahen, den Dienst eines vierten Mannes, eines frisch vom Seminar entlassenen, in Anspruch zu nehmen. Er hieß Rev. Daniel Stewart. Dadurch konnte ich mich für zusätzliche Ansprachen, schriftliche Arbeit, Reisetätigkeit und allgemeine Missionstätigkeit sowohl zu Hause als auch im Ausland freihalten.

Wir befanden uns an Bord eines United Super DC-8 Düsenflugzeuges in Richtung Heimat nach einem Aufenthalt an der Ostküste. Während der ersten zwei Flugstunden hatten wir unter uns eine ununterbrochene Wolkendecke, doch bald konnte ich sehen, wie sich die Schichtwolken auflösten und **die Erde** auftauchte. Ich studierte die Karte.

„Hm!“ sagte ich. „Nach meiner Berechnung sollten wir irgendwo unmittelbar vor der Spitze des Michigansees sein.“ Kaum hatte ich es ausgesprochen, als wir auch schon aus der Wolkendecke herauskamen und den Michigansee in der Ferne in der Nachmittagssonne glitzern und funkeln sahen, während direkt unter uns eine größere Stadt auftauchte. „South Bend“, sagte ich aufs Geratewohl. „Gary liegt näher am See.“ Rita achtete nicht viel auf meine Flugberechnungen, sondern murmelte vor sich hin: „South Bend — ach, das ist doch, wo die Notre Dame-Universität liegt! Denk doch nur, Dennis, die »katholischen Pfingstler«, wie sie sich nennen, halten in diesem Jahr noch eine Konferenz ab. Letztes Jahr nahmen ungefähr 600 Menschen daran teil. In diesem Jahr werden mehr als 1000 erwartet.“

Ich nickte. „Ja, das ist wirklich großartig!“ Während ich mich in meinem Sitz zurücklehnte, flogen meine Gedanken zurück. Ich dachte an die Versammlung in Missoula, Montana, wo ich vor kurzem vor dem Hochaltar der katholischen St. Anthonys-Kirche zu 700 Menschen gesprochen hatte. Anschließend hatte ich mit etwa 45 Menschen gebetet, die im Heiligen Geist getauft werden wollten.

Rückblickend wurde mir klar, dass ich in all meinen Dienstjahren fast gar keinen Kontakt zu der römisch-katholischen Kirche gehabt hatte, ja dass ich mich mehr als nur ein wenig vor der römisch-katholischen Priesterschaft gefürchtet hatte! Eines Morgens hatte mich der Pastor unserer Episkopal-Mission in einer kleinen Stadt im Östlichen Teil des Staates Washington zum Essen mit dem römisch-katholischen Geistlichen und seinem Assistenten eingeladen. Er hörte sorgfältig zu und stellte dann eine gut durchdachte theologische Fangfrage. Als er sah, dass ich keine Absicht zeigte, mich darin zu verfangen, sagte er: „Wissen Sie, eigentlich steht das in keinem Widerspruch zu den Lehren der katholischen Kirche.“ Seine Offenheit überraschte mich. Diese Begebenheit war mir aus dem Sinn gekommen, bis ich etwa ein oder zwei Jahre später in Boston zu einer Serie von Gottesdiensten eingeladen wurde. Als ich eines Abends sehr spät in das Haus jenes Mannes zurückkehrte, der meinen Dienst organisierte, fand ich drei Menschen vor, die mich zu sprechen wünschten: einer von ihnen war ein freundlich aussehender junger Mann mit dem typischen Kragen eines Geistlichen, die anderen beiden hielt ich, nach ihrem Strahlen und dem „Preis dem Herrn!“ bei ihrer Begrüßung zu urteilen, für Mitglieder der „Assembly of God-Gemeinde“ meines Freundes. Es stellte sich heraus, dass der erste junge Mann römisch-katholischer Priester war, der ernsthaft nach der Taufe im Heiligen Geist suchte, und dass die beiden Laien auch aus der römisch-katholischen Kirche stammten und bereits die Taufe im Heiligen Geist empfangen hatten. Wir verlebten gemeinsam eine angenehme Zeit bis in die frühen Morgenstunden, und da begann ich eine leichte Ahnung davon zu bekommen, dass die Mauern der Trennung ganz allmählich zu zerbröckeln beginnen. Dann folgte ein direktes Zusammentreffen. Es fand 1965 in England statt. Dank jenes wunderbaren Gottesknechtes David Du Plessis*, den Gott gebrauchte, um an vielen unerwarteten Orten Türen für das Erlebnis der Taufe im Heiligen Geist zu öffnen, war ich gebeten worden, im Jesuiten-College in Chip-ping Norton, in der Nähe von Oxford, zu sprechen. Mit Zittern und Zagen ging ich auf diese Einladung ein. Unseren Eintritt in jenes große Gebäude mit seinen widerhallenden Korridoren und seinem massiven, strengen Äußeren werde ich nie vergessen. Doch sobald wir — Michael Harper war dabei — an der Tür empfangen wurden, spürten wir eine Wärme und Liebe, so dass wir uns augenblicklich wie zu Hause fühlten. Gastgeber war der Direktor des College, Rev. Pater Murray S.J.

* *THE SPIRIT BADE ME CO* von David Du Plessis - vertrieben durch Logos International, Plainfield, N.J.

und der bekannte jesuitische Gelehrte Rev. Dr. Bernard Leeming S.J. Angesichts der versammelten Schar von über hundert Männern kehrte etwas von meiner Verzagtheit wieder. Von diesen Männern hatte ein gut Teil ein Philosophieexamen in Oxford oder Cambridge abgelegt und bereitete sich auf ein noch vertiefteres Studium vor. Was hatte ich ihnen zu sagen? Ich wußte, dass ich keinen Kampf der Gelehrtenmeinungen wünschte! Die Antwort war einfach: Ich berichtete ihnen von dem, was ich erlebt hatte, wie ich den Herrn Jesus angenommen und die Taufe im Heiligen Geist erfahren hatte. Ein großer Teil dieser jungen Männer blieb eine Stunde länger und stellte mir die gleichen Fragen, wie junge Methodisten oder Mitglieder meiner Episkopal-Kirchle es auch tun. Ihr Interesse war tief und echt, und sie schienen keinen Streit über meine Theologie zu wünschen. Selbst nach diesem Gespräch blieb ein Dutzend von ihnen zurück, um beim Teetrinken weitere Gespräche zu führen, und dann unterhielten sich der Direktor und ich bis tief in die Nacht hinein.

Durch diese Erlebnisse erhielt ich einen Vorgeschmack von dem, was vielleicht zur Zeit der unerwartetste Aspekt dieser charismatischen Erneuerung ist, nämlich das tiefe Interesse und die aufrichtige Beteiligung seitens der römisch-katholischen Christen. Im Jahre 1967 überraschte uns alle die Botschaft von einer starken Bewegung des Heiligen Geistes in der Notre Dame-Universität. Der Bericht darüber wurde in Kevin und Dorothy Ranaghans Buch CATHOLIC PENTECOSTALS (Katholische Pfingstler) treffend wiedergegeben. Später wurde ich gebeten, vor einer Gruppe der theologischen Fakultät und den Studenten der Gonzaga-Universität in Spokane zu sprechen. Und wieder war ich hochofret zu sehen, wie nicht nur meine Person und mein Zeugnis, sondern auch meine Lehre akzeptiert wurden. Ein junger Jesuit, Mitglied der Fakultät, sprach mich nachher an und sagte: „Pater Bennett, ich habe soeben ein Buch über den Heiligen Geist beendet und möchte Ihnen sagen, dass ich mit allem übereinstimme, was Sie heute abend gesagt haben!“

Meine Gedanken wurden durch ein kurzes Anrucken auf die Gegenwart gerichtet, und als ich hochblickte, sah ich, dass unser Pilot das Licht „Bitte anschnallen“ eingeschaltet hatte. Pflichtgemäß befestigte ich den Gürtel und kehrte zu meinen Gedanken zurück.

Anfang 1968 hatten wir Pater Fulton, den Leiter einer der größten römisch-katholischen Kirchen, in unserem Teil von Seattle kennengelernt. Er hatte mit Ron, einem jungen Mann aus der St. Lukas-Kirche, Bekanntschaft gemacht, der auf wunderbare Weise durch Jesus Christus sowohl körperlich als auch seelisch geheilt worden war. Ron und seine Frau Sally luden uns zum Abendessen ein, um ihren Freund vorzustellen. Wir lernten Pater Fulton als freundlichen und demütigen Menschen schätzen, der unbedingt den Herrn Jesus kannte und liebte. Er war es sogar, der vorschlug, dass wir alle nacheinander berichteten, wie wir Christus begegnet waren. Mit großem Interesse ließ er sich erzählen, wie wir den Heiligen Geist und Seine Gaben erlebt hatten, doch weiter ging die Sache damals nicht. Dann erhielt ich einen oder zwei Monate später einen Anruf von Pater Fulton.

„Dennis“, sagte er, „könnten Sie morgen in unser St. Thomas-Seminar kommen? Wir halten gerade eine Vortragsreihe über Kommunikation und Predigt, und der Sprecher ist ein junger Mann aus dem mittleren Westen, ein Pater McNutt. Er ist Dominikanermönch und sagt, dass er das gleiche Erlebnis wie Sie gehabt hat, die Taufe im Heiligen Geist. Er spricht in Zungen! Er will Sie kennenlernen. Können Sie morgen kommen?“ Und ob ich konnte! Am nächsten Morgen lernte ich Pater McNutt kennen und hörte, dass er mit einigen der dortigen Geistlichen gebetet hatte und dass einige von ihnen bereits die Taufe im Heiligen Geist empfangen hatten. Nach dem Essen schlossen sich einige Priester Pater McNutt und mir zu weiteren Gesprächen an.

„Ich bin so deprimiert“, sagte einer von ihnen. „Ich muß etwas finden; ich brauche unbedingt Hilfe, sonst weiß ich nicht, was ich machen soll!“

Als ich das betrubte Gesicht dieses jungen Priesters betrachtete, wurde ich an den Priester aus meiner eigenen Denomination erinnert, der vor acht Jahren an der Priesterkonferenz teilgenommen hatte und zusammen mit den ersten Gliedern der Gemeinde den Heiligen Geist empfing. Sollte sich diese Geschichte wiederholen? Wir beteten mit ihm, und während er in Zungen zu sprechen begann, sahen wir das Wunder von neuem. Sein Gesicht hellte sich auf. Er entspannte sich sichtlich, während er seine Stimme zu Gott emporhob und unbekannte, vom Heiligen Geist eingegebene Worte aussprach. Zur gleichen Zeit geschah etwas anderes: Pater Fulton, der Mann, der mich tagsüber ins Seminar eingeladen hatte, hatte in einer Ecke gesessen und den Vorgängen gelauscht. Dann begann auch er in Zungen zu sprechen!

Nach dieser Zusammenkunft schienen sich die Türen mit Gewalt zu öffnen. Für den nächsten Abend wurde ich zu einer Gebetsversammlung mit 20 römisch-katholischen Priestern gebeten. Und seit jenem Abend treffen sie sich wöchentlich! Es ist absolut nicht ungewöhnlich, zwölf oder mehr römischkatholische Schwestern in unseren Gebetsversammlungen in der St. Lukas-Gemeinde zu sehen, die mit erhobenen Händen Gott loben und preisen. Rita und ich wurden bald eingeladen, auf Konferenzen in Seattle, Tacoma und Spokane zu sprechen, und diese Einladungen ergehen auch heute noch an uns. Auf unserer letzten Reise in den östlichen Teil des Landes wurden

wir gebeten, in Odessa, Texas, auszusteigen, um eine zweitägige Mission in einer römisch-katholischen Kirche abzuhalten. Wir verlebten eine herrliche Zeit im Dienst an einer größtenteils mexikanisch-amerikanischen Gemeinde, in der sowohl die Priester als auch die Gemeindemitarbeiter katholische Pfingstler sind, ebenso wie eine stetig zunehmende Anzahl Gemeindeglieder. Während dieser zwei Tage wurde in dieser Kirche nichts getan oder gesagt, das irgendeiner Gruppe von Christen des „Vollen Evangeliums“ fremd vorgekommen wäre. Die auf dem Büchertisch ausliegenden Schriften stammten größtenteils aus evangelischen und pfingstlichen Quellen. Wieder erlebten wir, wie der Heilige Geist die Mauern der Konfessionen abbrach und Christen zur Einigkeit der Herzen führte. Auf einer Reise nach Berkeley, Kalifornien, im Jahre 1970, empfingen auf einer überkonfessionellen Versammlung allein fünf römisch-katholische Priester die Taufe im Heiligen Geist. Es schien, als werde das Gebet des verstorbenen Papstes Johannes aufs lebhafteste erhört, nämlich, dass die römisch-katholischen Christen ein neues Pfingsten erleben möchten! Meine Gedankengänge wurden unterbrochen, als der junge Mann in dem Sitz vor mir aufstand. Er war gut 1,90 Meter groß und sehr dünn. Sein blondes, ungewaschenes Haar hing bis auf die Schultern herab. Er trug ein schmieriges Wildlederhemd und verblichene Jeans. Während er sich mir zuwandte* wanderte mein Blick nach oben, von dem Friedensabzeichen an der Halskette bis zu seinem Gesicht. Es war ein intelligentes Gesicht, wenn auch größtenteils unter dem wilden und ungepflegt aussehenden Bart und übergroßen blauen Brillengläsern verborgen. Über eine Schulter hing eine kleine Gitarre, die er selbst auf Bitten der Stewardess hin nicht in der Garderobe abgeben wollte. Der allgemeine Eindruck fand seinen Höhepunkt in einem breitrandigen schwarzen Hut. Ich entsann mich einer Bemerkung, die ich kurz vorher gehört hatte: „Hippies sind verlorene Schafe, die sich als Hirten ausgeben!“ Während mein Hippie-Nachbar den Gang entlang ging, blickte ich Rita an. „Erinnert dich das an etwas?“

Sie lächelte und nickte. „Hm. Erinnerst mich an unsere Freitagabende daheim in der St. Lukas-Gemeinde.“ In unserer St. Lukas-Gemeinde hatten wir uns inzwischen an die Hippie-Typen gewöhnt. Unsere Stadt hatte viel Not mit dem Drogenmißbrauch unter Jugendlichen gehabt, und unser Universitätsviertel war voll von diesen langhaarigen Jugendlichen. Doch etwas Wunderbares begann zu geschehen. Diese verlorenen Schafe begannen sich Jesus zuzuwenden, um eine echte Antwort zu finden.

Es kommt mir ganz eigenartig vor, wenn ich heute an die Jugendgruppe zurückdenke, die während meiner ersten Wochen in der St. Lukas-Gemeinde zusammenkam. An jenem ersten Sonntagabend im Juli 1960 stellte ich fest, dass sie im Gemeindegarten bei ausgeschaltetem Licht „Rock 'n Roll“ tanzten! Typischerweise hatten die geduldigen Leute, die die Gruppe unterstützten, die Sache als hoffnungslos aufgegeben und versucht, die Jugendlichen wenigstens zu unterhalten, um sie so gut es ging vor Unfug zu bewahren, beziehungsweise zu versuchen, den Unfug dort zu veranstalten, wo er einigermaßen unter Kontrolle gehalten werden konnte! Das Bild begann sich zu ändern, als einige dieser jungen Leute den Heiligen Geist empfingen. Eines Abends suchte mich ein führender Laie der Gemeinde auf.

„Pater Bennett, etwas Schreckliches ist passiert!“ „Was quält dich denn, Wally?“

„Ach, meine beiden Töchter! Du weißt doch, dass beide im Heiligen Geist getauft worden sind. Gestern Abend haben sie ihrer Freundin von ihrem Erlebnis erzählt. Sie legten ihr die Hände auf und sie hat auch den Heiligen Geist empfangen.“ Ich brüllte vor Lachen! Ich konnte nicht anders, denn die Nachricht war ja schließlich alles andere als schrecklich! Doch Wallys Gesichtsausdruck war immer noch ernst.

„Du verstehst nicht“, sagte er. „Ihr Vater ist sehr beunruhigt über all das, was in der Gemeinde vor sich geht.“ „Na ja“, sagte ich, „wir können nicht erwarten, dass die jungen Leute darüber schweigen, dass sie etwas so Aufregendes erlebt haben wie die »Gute Botschaft«, dass Jesus lebt und real ist! Nur Mut! Es wird schon alles nicht so schlimm sein!“ Und so war es auch! Mit der Zeit wurden mehr und mehr Teenager im Heiligen Geist getauft, einige auf das Gebet ihrer Eltern hin und einige auf das Gespräch und Gebet ihrer Freunde hin. Bald hatten wir eine beträchtliche Anzahl junger Leute. Es war großartig zu sehen, wie sie zusammen mit den älteren Menschen an der Gebets Versammlung teilnahmen. Der Heilige Geist übersieht auch alle Altersunterschiede.

Als jedoch mehr und mehr Erwachsene in die Gemeinschaft des Heiligen Geistes hineinkamen, begannen die Jüngeren, sich wieder zu einer eigenen Gruppe zusammenzufinden, und zu unserer Besorgnis sahen wir uns wieder vor dem Problem „Jugendgruppe“ — was mit ihnen anzufangen sei, damit sie „angefeuert“ blieben, wie man ihnen helfen könne, in den wachsenden Versuchungen des modernen Schullebens standhaft zu bleiben. Im Jahre 1962 hatte die FGBM eine internationale Konferenz in Seattle mit einigen sehr wirksamen Jugendversammlungen. Eine noch größere Anzahl unserer Jugendlichen nahm den Herrn an und empfing die Taufe im Heiligen Geist und diejenigen, die schon erfüllt waren, wurden wieder belebt und gestärkt. In jenem Sommer herrschte echte Freiheit und Freude unter ihnen. „Wartet, bis die Schule wieder anfängt! Dann werden wir unsere alte Schule für Jesus gewinnen!“ sagten sie. Doch ach, als die Schule begann und unsere geistlichen Don Quichotes zum Angriff übergingen, endete alles mit einem Fehlschlag. Sie stellten fest, dass sie nicht stark

genug waren, um dem Unglauben und dem Bösen entgegenzutreten, und wenn sie auch ihren Glauben nicht preisgaben, so gingen sie auch nicht gerade vorwärts im triumphierenden Zeugendienst in den Schulen. Im Laufe der nächsten Jahre machten die Erwachsenen weitere Fortschritte, doch die Jugendarbeit hinkte ein wenig. Wir versuchten, sie „bei der Stange zu halten“. 1965 und 1966 begann die Sache unter der Leitung eines fähigen jungen Ehepaares, Jack und Sybil, Gestalt anzunehmen, und Anfang 1967 begann wieder eine echte Freiheit zu herrschen.

Ungefähr zu dieser Zeit baten unsere Jugendleiter meine Frau Rita, mit ihnen zusammenzuarbeiten, um den jungen Leuten zu helfen, in ein freieres und aktiveres Gebetsleben hineinzukommen, so dass sich dadurch die Gaben des Heiligen Geistes auch in ihren Versammlungen offenbarten. In dem Maße, wie sie dem Heiligen Geiste Raum gaben, um durch sie zu wirken, begannen sie Heilungen und Wunder zu erleben und konnten von aufregenden Zeugnissen berichten, von Gebeterhörungen und täglichen Führungen. Viele Teenager wurden errettet, empfangen die Taufe im Heiligen Geist und sagten es in der Schule ihren Freunden weiter.

„Was ist mit dir los? Du siehst so glücklich aus!“ „Ach, ich war gestern abend in einer Gebetsversammlung. Ich habe entdeckt, wie real Gott ist und habe Jesus gebeten, mein Leben von heute ab zu übernehmen. Mensch, ich fühle mich so pudelwohl!“ „Wie bitte?“

„Ich habe Jesus angenommen. Bin auch geheilt worden. Ich hatte einen dicken Schnupfen und die Symptome waren einfach weg, als ich mit mir beten ließ!“

„W — a — s? Na, wenn du so 'was hast, dann will ich das auch, ich bin nämlich ziemlich kaputt, Mensch! In welche Kirche gehst du denn überhaupt?“

„In die St. Lukas-Kirche. Es macht aber nichts, wenn du kein Episkopale bist. Niemand wird dich in unsere Kirche hineindrängen. Deine Kircheng Zugehörigkeit spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass du Gott begegnest!“

Es dauerte nicht lange, da war der kleine Versammlungsraum unterhalb des Kirchengebäudes mit Teenagern überfüllt, so wie er mit Erwachsenen überfüllt gewesen war, bevor wir die neue Gemeindehalle bauten.

„Dennis“, sagte Rita eines Abends, als wir mit dem Auto unterwegs waren, „wir müssen Freitag abends eine Versammlung für die Teenager haben, so wie die, die du für die Erwachsenen hältst. Wir brauchen eine extra Zeugnisversammlung, bei der auch für die Jugendlichen gebetet wird, die den Heiligen Geist empfangen möchten. Am Sonntagabend sollte die Versammlung für »Gläubige« sein, wo die jungen Leute sich frei fühlen zu beten, den Herrn zu loben und ein gutes Bibelstudium zu haben. Wenn da zu viele Neulinge anwesend sind, wird die Sache so schnell steif!“

„Gut“, sagte ich. „Ihr Jugendleiter könntet es einmal miteinander besprechen und einen Plan vorschlagen. Wie wäre das?“ So kam es, und es dauerte nicht lange, da hatten wir ungefähr 200 Jugendliche im Untersaal der Kirche zusätzlich zu den Erwachsenen in der Gemeindehalle. Zwei weitere Mitarbeiter, John und Denny, kamen, um die anderen Jugendleiter zu unterstützen oder zu vertreten, wenn sie dienstlich anderswo sein mußten. Eines Abends mieteten wir den Rainier-Raum im Seattler Zentrum, um über 800 Teenager zu einer besonderen Freitagabend-Versammlung unterbringen zu können!

Ich blickte aus dem Fenster und sah die bunten Felder des mittleren Westens unter uns liegen. Rita hatte die Augen geschlossen und schien ein „Nickerchen“ zu machen. Der Herr hatte sie unter den Jugendlichen in mächtiger Weise gebraucht.

Eine Oberschule insbesondere wurde von diesem Wirken Gottes stark beeinflusst. In dieser einen Schule wurden 50 Kinder im Heiligen Geist getauft. Die Lehrer sagten: „Was ist denn mit diesen jungen Leuten los? Sie strotzen förmlich vor Tugendhaftigkeit!“ Bald darauf begannen viele dieser Kinder jeden Morgen vor Schulbeginn zusammenzukommen, um unter anderem für ihre Schule zu beten. Nicht lange darauf wurden die Gebete erhört. Im Laufe der letzten zehn Jahre haben sich unsere jungen Leute zu Musikgruppen zusammengefunden, um andere auf diesem Wege zu erreichen.

Mittlerweile hat sich eine Gruppe Jugendlicher unter dem Namen „New Man“ (Neuer Mensch) zu einer Musikband zusammengetan. Sie haben mit ihrer modernen Evangeliumsmusik echten Erfolg unter anderen Jugendlichen. Sie unterbrechen ihre musikalischen Darbietungen jeweils, um von dem zu berichten, was Jesus für sie getan hat. Im Jahre 1968 fragte diese Gruppe den Direktor der oben erwähnten Oberschule, ob sie vor der versammelten Schülerschaft singen dürften. Er hörte ihnen zu, als sie privat bei ihm Lieder vortrugen und sagte: „Ja, ich glaube unsere Schüler würden sich freuen, euch zu hören, doch eines bitte ich euch zu unterlassen: ihr

dürft nicht von eurer Kirche reden!"

„Auf keinen Fall", antwortete der Anführer der Gruppe mit einem Lächeln. „Wir wollen nicht über die Kirche reden, das wäre totlangweilig! Wir würden aber gerne von Jesus reden. Hätten Sie etwas dagegen?"

„Na ja", meinte der Direktor daraufhin, zweifellos im Gedenken an die Beschlüsse des obersten Gerichtshofes, „das wird wohl möglich sein. Er war ja ein guter Mensch. Über Ihn dürft ihr sprechen."

Eine geschlagene Stunde lang fesselte diese Gruppe eine Schülerschaft von 2000 Oberschülern, indem sie spielten und sangen und berichteten, wie Jesus sie von Drogen, Hoffnungslosigkeit und Leere befreit habe. Gegen Ende des Programms kam es zu lautem Beifall.

Die Lehrer sagten: „Wir haben seit zehn Jahren in unserer Aula kein solches Beifallsklatschen gehört!" Der Direktor sagte: „Ich würde es begrüßen, wenn ihr in jede einzelne Oberschule von Seattle hineinkämt!"

Bis zum heutigen Tage sind sie mit ähnlichen Ergebnissen in nahezu 100 Oberschulen aufgetreten, nicht nur in Seattle, sondern auch in anderen Städten. Eine zweite Gruppe, die „Fishers of Men" (Menschenfischer), hat sich gebildet und tut besonders in kirchlichen Kreisen einen gesegneten Dienst. Wie gut ist es, zu wissen, dass eine ähnliche Arbeit nicht nur im Nordwesten, sondern im ganzen Land getan wird, und dass durch diese Dienste an die 10000 junge Menschen Jesus Christus angenommen haben und mit dem Heiligen Geist ausgerüstet worden sind. Jeden Freitagabend haben sich in den vergangenen drei Jahren zwischen 75 und 200 Teenager in unserer Kirche zusammengefunden, um — parallel zu den Versammlungen der Erwachsenen — gemeinsam zu singen und Zeugnisse zu hören. Jeden Samstagabend kommen ungefähr 100 Jugendliche im College-Alter zusammen, um auf die gleiche Weise mehrere Stunden miteinander zu verbringen. Einige der jungen Erwachsenen haben noch ihre „Uniform" des langen Haares und ihrer eigenartig altertümlichen Kleidung beibehalten, um ihre anderen Freunde zu „fangen", die die gleiche Befreiung erleben müssen, die sie erlebt haben.

Ich dachte noch einmal an einen Samstagabend vor zwei Jahren zurück, wo diese Gruppe noch in unserem Haus zusammenkam. Wir hatten über 100 junge Leute in unserem Eß- und Wohnzimmer untergebracht, indem wir sie auf dem Fußboden Platz nehmen ließen, so dass wir von einer Wand zur anderen Leute sitzen hatten. In der Küche saßen zehn oder zwölf Hippies, die sehen wollten, was los war. Sie wollten nicht an der regulären Versammlung teilnehmen, sondern beobachteten lieber alles durch die Türritze, und erlebten mit, wie einer nach dem anderen erzählte, dass Jesus ihn von Drogen freigemacht oder sonstige Nöte beseitigt hatte.

„Ich bin als kleines Kind in den Getränkeschrank meines Vaters geklettert", berichtete ein junger Mann. Als gut aussehender blonder junger Mann mit einem Schnurrbart hatte er seine Hippie-Aufmachung beibehalten, um, wie er es sagte, „nicht so spießhaft auszusehen, dass die anderen Jugendlichen mit ihren Problemen abgeschreckt werden". Deshalb ließ er sein Haar etwas lang und behielt seine altmodischen runden Brillengläser. „Bald danach befand ich mich auf dem Wege, Alkoholiker zu werden. Als ich dann älter wurde, ging ich zu Drogen über — Hasch, LSD und schließlich Heroin. Heroin ist eine ganz üble Sache. Mein Herz begann so schnell zu schlagen, dass ich schließlich einen Herzanfall hatte; doch ich hörte nicht auf. Ich war auch ganz gemein. Ich wollte alles kaputtschlagen! Dann hat mich Jesus ergriffen! Das war eine tolle Veränderung! Ein tolles Leben! Jetzt will ich für Gott leben und anderen helfen!" Das Gesicht dieses jungen Mannes strahlte beim Erzählen seiner Geschichte.

Dann brach die ganze Gruppe in spontanes Loben aus. Jemand stimmte einen Chorus an, und bald sangen und klatschten sie in die Hände. Die allgemeine Stimmung war wie auf einer fröhlichen Gesellschaftsfeier, und doch wußte jeder, dass mehr dran war. Gottes Gegenwart und Liebe war spürbar, und die Jugendlichen gingen darauf ein. Einer der Hippies in der Küche wandte sich zu seinem Freund um und sagte: „Mensch, das ist aber ein Klasse-Trip, ein guter Trip!"

Die Arbeit unter Jugendlichen erstreckt sich viel weiter als auf bloße Versammlungen innerhalb der Gemeinde. Angesichts der tödlichen Herausforderung der Drogen und psychedelischen Philosophie, die darauf aus ist, die jüngere Generation zu zerstören, fühlte sich ein junges Ehepaar, das sich unserer Gemeinde anschloß, dazu geleitet, ihr Geschäft zu verkaufen und ein Haus im Univiertel unweit der „Avenue", dem Drogenzentrum, zu mieten. Sie nahmen bis zu 25 Drogensüchtige auf, junge Leute, die ihr Leben Jesus übergaben und von den Bindungen Satans loskommen wollten. Dieses Werk wurde ganz im Glauben aufgebaut — ohne Bitte um Geldmittel. Diese Arbeit wurde zwei Jahre lang fortgesetzt. St. Lukas unterstützt sie, betet für sie, hilft, versucht jedoch nicht, sie zu lenken oder Vorschriften zu machen — das tut der Herr! 1970 schlossen sie das Zachäus-Haus und öffneten Zacc's Place, eine Kaffeestube im Keller einer der im Universitätsviertel gelegenen Kirchen. Viele Kapitel könnten diesem aufregenden und fruchtbringenden Dienst unter den problembeladenen

Jugendlichen gewidmet werden.

Eines Abends überquerten zwei Mädchen vom Zachäus-Haus die Montlake-Brücke, als sie einen jungen Mann erblickten, der sich gerade in den Kanal werfen wollte. Sie zogen ihn in Sicherheit und setzten sich buchstäblich auf ihn, bis Hilfe kam! Eines der jungen Mädchen sagte: „Ein Glück, dass wir größer waren als er!“ John, der Leiter des Heims, kam mit Verstärkung, und so führten sie den jungen Mann mit Gewalt in das Zachäus-Haus. Den ganzen Weg dorthin schrie er, stieß mit den Füßen um sich und kämpfte rücksichtslos, wobei er ausrief, dass „Gott ihm gesagt habe“, er solle von der Brücke springen! Im Heim angekommen, versuchten John und seine Frau Diana den jungen Mann dazu zu überreden, Vernunft anzunehmen, doch noch immer kämpfte er verbissen. Einmal riß er sich los, eilte die Treppe hinauf, und war halbwegs aus dem Fenster geklettert, ehe er am Herausspringen gehindert werden konnte.

John erkannte, dass der Junge mit Hilfe des Gebets befreit werden mußte, und so befahl er dem Geist des Selbstmords im Namen Jesu auszufahren. Der Junge wurde augenblicklich ruhiger. Dann sagte John: „Wenn du willst, kannst du in 30 Sekunden diese Furcht und Dunkelheit los werden und mit Freude und Zufriedenheit erfüllt werden! Du brauchst nur Jesus zu bitten, dich von all deinem Elend zu befreien und in dein Herz zu kommen!“

Er tat es. Jesus kam in sein Leben und die Hölle wich. Zwei Wochen später sagte John: „Er lächelt noch immer. Seit jener Nacht hat er noch nicht aufgehört zu lächeln!“ Sie erfuhren, dass der Junge aus Kalifornien stammte und buchstäblich von einer Drogenbande gekidnappt und nach Seattle gebracht worden war. Kurze Zeit später hatten unsere Freunde die Freude, diesen jungen Mann in den Bus setzen zu können, damit er wieder zu seinen Eltern zurückkehrte. Seit dieser Zeit schreibt er ihnen freudige Briefe.

Wie auch auf anderen Gebieten, breitet sich dieses neue Leben unter den jungen Leuten weltweit aus. In Palmerston North (Neuseeland) hatte die ganze Familie des Schatzmeisters der dortigen anglikanischen Gemeinde den Heiligen Geist empfangen. Eines ihrer Kinder, ein neunjähriger Junge, gründete aus eigenem Antrieb eine Gebetsversammlung unter seinen Volksschulkameraden. Jeden Morgen treffen sich etwa 25 Jungen zu diesem Zweck vor Beginn des Unterrichts in der Schule. Erwachsene sind nicht beteiligt, und was die Lehrer am meisten beeindruckte, ist die Tatsache, dass die Kinder selbst dann noch zusammenkamen, um ihre Versammlungen zu halten, als Schulferien waren!

Eine weitere interessante Begegnung hatte ich in Christchurch (Neuseeland). Ich hatte an einem Abend in der kleinen anglikanischen Kirche in Aranui mein Zeugnis gegeben. Nach der Versammlung trat eine sehr aufgeregte Dame an mich heran. „Herr Bennett, ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich wegen meiner Tochter sehr besorgt bin. Sie hat mit der Bewegung, von der sie sprach, Kontakt aufgenommen. Das ist doch nicht normal! Sie bleibt abends bis 23 Uhr zu diesen Versammlungen fort!“

„Wie alt ist Ihre Tochter?“ fragte ich. „Sie ist 20.“

„Hm. Mit 20 kann man ihr doch sicher bis 23 Uhr die Freiheit lassen, selbst wenn sie zu einer Gebetsstunde geht!“ lautete mein Kommentar.

Die Frau nickte. „Ja, natürlich“, sagte sie. „Aber sie geht überhaupt nicht auf Parties, Tanzveranstaltungen oder dergleichen — na ja, dergleichen normale Dinge. Es ist doch einfach nicht normal, die ganze Zeit zu diesen religiösen Versammlungen zu gehen!“

Ich schwieg. Nach einer kurzen Pause fuhr meine neue Bekannte fort: „Sie ist eigentlich ein sehr nettes Mädchen!“ „Aber ganz gewiß“, stimmte ich zu.

„Und“, sagte die Mutter nachdenklich, „ihr Bruder geht aus, bleibt lange fort und kommt manchmal betrunken nach Hause.“ Nach einer Weile sagte sie lachend: „Wenn ich es mir richtig überlege, gefällt mir ihre Art besser als seine!“

In England lernten wir in verschiedenen, weit auseinander liegenden Orten Gemeinden kennen, in denen es nur so von jungen Menschen, die den Herrn Jesus angenommen hatten und mit dem Heiligen Geist getauft worden waren, wimmelte. Viele stammten aus agnostischen oder atheistischen Elternhäusern, die sich zum Teil sehr besorgt um ihr „irregeleitetes“ Kind zeigten! Es war so etwas wie ein Rollentausch, der stattfand, als Teenager vor dem Gottesdienst zusammenkamen, um ausdrücklich für die Bekehrung ihrer Eltern zu beten! „Weißt du“, sagte ich zu Rita, „wenn man mir vor zehn Jahren gesagt hätte, dass so etwas heute geschehen würde, dann hätte ich kein Wort davon geglaubt!“

„Für mich sind die letzten zehn Jahre auch einfach erstaunlich“, erwiderte Rita. „Ich möchte, dass jeder weiß, wie wunderbar dieses Leben im Geist ist!“

Das sanfte Dröhnen des Düsenflugzeuges war beruhigend, und ich war schläfrig. Plötzlich wurde ich von dem veränderten Geräusch der Düsen geweckt. Unser Pilot hatte die Fluggeschwindigkeit gedrosselt, damit wir zur Landung übergehen konnten. Wir ließen die Berge hinter uns und steuerten auf die Küsten-

212

ebene um Seattle herum zu. Der letzte Abschnitt eines Düsenfluges fasziniert mich immer. Die Maschine gibt nur einen Flüsterton von sich, und der große Vogel gleitet scheinbar mühelos dahin. Die ersten Lichter blinzelten uns aus der Stadt entgegen, als wir den Washington-See überquerten. Der Verkehr staute sich auf den Hängebrücken und den Autostraßen tief unter uns. Der Steuerbordflügel hob sich, während wir die letzte Schleife zogen. Ich blickte zum westlichen Himmel. Die Sonne ging hinter den schneebedeckten Olympics unter, die deutlich im Relief gegen den Himmel abstachen.

Meine Gedanken gingen nach Indonesien, wo die wohl größte geistliche Erweckung unserer Zeit bereits seit mehreren Jahren stattfindet. Ich dachte an die erstaunlichen Offenbarungen neu-testamentlicher Kraft, die sich dort kundtun — an die glaubhaft belegten Berichte unparteiischer Beobachter davon, wie Tote zum Leben erweckt werden, Tausende geheilt werden — und noch außergewöhnlichere Wunder geschehen: wie Menschen auf dem Wasser gehen, Wasser zu Wein wird, dort, wo oft sehr einfache und ungebildete Menschen die Erfüllung biblischer Verheißungen erleben. „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere als diese tun . . .“ (Johannes 14,12).

Ich erinnerte mich, gehört zu haben, dass sich Tausende von Mohammedanern und Kommunisten zu Jesus Christus bekehrten. Des Tötens überdrüssig und enttäuscht von den unbefriedigenden Antworten ihrer Religionen kommen viele zu Jesus und erfahren, dass Er die Antwort ist. Ein mir befreundeter Missionar sagte kurz nach seiner Rückkehr aus Indonesien zu mir: „Ich bin ungefähr 120 Kilometer ins Innere des Landes marschiert; und diese 120 Kilometer brachten mir einen Blick in den Himmel ein, denn ich hörte, wie diese ehemaligen Kommunisten und Mohammedaner den ganzen Tag lang Loblieder auf den wahren Gott singen, weil Er ihnen so viel Freude geschenkt hat.“

Dieser Mann, Leiter einer mächtigen überkonfessionellen Missionsgemeinschaft, sagte noch: „Vor vielen Jahren kam ich als Missionar nach Indonesien. Damals arbeiteten wir ein Jahr lang, um einen Mohammedaner zum Christentum zu bekehren, und die Chancen waren 50 zu 50, dass er sein Bekenntnis widerrufen würde. Jetzt organisieren die ehemaligen Mohammedaner evangelistische Feldzüge nach Pakistan, um andere Mohammedaner für Christus zu gewinnen! Es ist einfach unglaublich!“ Meine Gedanken gingen weiter nach Südamerika, woher laufend Berichte darüber eingehen, dass Tausende und Abertausende Jesus Christus kennenlernen. Ein führender Evangelist, der selbst keinen Teil an der charismatischen Erweckung hat, wies darauf hin, dass etwa 80 Prozent der südamerikanischen Christen Pfingsterfahrungen haben.

Die Landeklappen schnarrten, bis sie in die richtige Position gelangten. Der Rumpf des Flugzeugs schüttelte sich ein wenig, als der Pilot zur Landung ansetzte. Ein Blick nach Osten zeigte mir den rot aufflammenden Glanz des westlichen Himmels. „Wird es in den kommenden Jahren aufflackernde Kämpfe und Zerstörungen geben oder ein Feuer des Heiligen Geistes?“ fragte ich mich. Ich blickte auf die unter uns ausgebreitete Stadt, und mir wurde klar, welcher geringer Einfluß auf diese Masse von Menschen ausgegangen war. Ich dachte an die Spannungen, an das Leid, an die geistliche Misere, den Haß, das Verlorensein, das Elend zu unseren Füßen.

Wir waren fast unten — dann kam der vertraute Stoß und das Quietschen der Reifen auf dem Schotter, dann das Aufheulen der auf rückwärts gestellten Motoren. Während wir an Geschwindigkeit verloren und von der eigentlichen Landebahn auf den mit blauen Lichtern beleuchteten Standstreifen rollten, dachte ich an die Briefe daheim auf meinem Arbeitstisch. Briefe aus Schweden, Australien, Indien, Korea, Afrika. So viele andere Städte ähnlich dieser Stadt, so viele Millionen von Menschen. Ich wußte, dass es nicht lange dauern würde, ehe wir von diesem Flughafen wieder abreisen würden. Ich dachte an die vielen neuen Gelegenheiten, die sich vor uns auftaten und an die große Notwendigkeit, von der lebensverändernden Macht Jesu Christi zu erzählen — von dieser Macht, die uns Menschen mit Liebe erfüllt —, daheim und in anderen Ländern. Ich dankte Gott, dass der Heilige Geist überall mehr und mehr Männer und Frauen dazu ausrüstet, in dieser großen Arbeit mitzuhelfen — in dieser einzigen Arbeit von ewiger Gültigkeit —, die darin besteht, der Welt zu sagen, dass Gott lebt und erreichbar ist.

22

Apostelgeschichte 28

Das Buch der Apostelgeschichte, das genauso gut „Die Taten des Heiligen Geistes“ heißen könnte, kennt keinen Schluß. So ist es auch, wenn man über irgendeinen Nachfolger Jesu oder über eine Gemeinde schreibt: Wir können keinen Schluß finden. Dieses letzte Kapitel muß genau wie die Apostelgeschichte in ihrem 28. Kapitel ohne Ende abschließen. Ich wünschte, ich könnte alles berichten, was sich bei denen zugetragen hat und noch zuträgt, die auf den Seiten dieses Buches erschienen sind, doch das wäre unmöglich. Wir können lediglich einen kurzen Blick auf eine bestimmte Gruppe von Christen werfen, um zu sehen, wie sie heute nach zehnjähriger uneingeschränkter Unterweisung und nach den reichlichen Erfahrungen des Pfingstsegens sind.

Der größte Teil der Apostelgeschichte redet von dem Apostel Paulus, und in dem letzten Kapitel ist er noch kräftig bei der Arbeit. Er kennt kein „Abkühlen“, kein Sich-ruhig-niederlassen! In der Apostelgeschichte im 28. Kapitel wird uns berichtet, dass sich Paulus und seine Mitreisenden nach dem Schiffsunglück auf der Insel Malta befinden. Beim Holzauf sammeln packt Paulus versehentlich eine Natter an und wird gebissen; doch statt tot niederzufallen schüttelt er das Tier ins Feuer und schenkt dem Vorfall keine weitere Beachtung. Als Paulus erfährt, dass der Vater des Gouverneurs der Insel krank ist, geht Paulus hin und heilt ihn, woraufhin ihm viele andere Kranke gebracht werden, die er auch heilt.

Nach zehn Jahren sind keinerlei Anzeichen zu erkennen, dass die Gaben und Früchte des Heiligen Geistes im Leben derer, die die Gottesdienste in der St. Lukas-Kirche besuchen, nachlassen.

Es hat natürlich eine ständige Erneuerung gegeben, wenn eine Woche um die andere Menschen kamen, den Heiligen Geist empfangen und ihr neues Leben in der Freiheit und Kraft des Heiligen Geistes begannen; doch diejenigen, die seit zehn Jahren im Geiste wandeln, haben, so sie treu an Jesus festhielten, eine größere Reife erlangt, und ein Nachlassen der wunderwirkenden und gebetserhörenden Kraft Gottes ist nicht zu sehen.

Zweimal sind in letzter Zeit in der Gemeinde St. Lukas gebrochene Handgelenke durch Fürbitte geheilt worden, und in beiden Fällen wurden die Brüche vor und nach der Heilung von Ärzten geröntgt, so dass kein Zweifel an der Heilung bestehen kann. Einer dieser Fälle ist besonders interessant, weil er an Frances geschah, einer würdevollen Dame, die seit etwa 40 Jahren Glied unserer Gemeinde ist. Sie empfing den Heiligen Geist, wie eine Anzahl anderer „alter“ Gemeindeglieder auch, gleich nach meiner Ankunft und hat seitdem stetig im Herrn zugenommen. Sie fiel unglücklich und brach sich das Handgelenk. Im Glauben, dass es lediglich verstaucht sei, behandelte sie es einige Wochen lang zu Hause. Doch als die Schmerzen und die Schwellung nicht nachließen, suchte sie ihren Arzt auf, der das betroffene Glied röntgte. „Aber, Frances“, äußerte er sich besorgt, „weshalb sind Sie nicht eher gekommen? Das Handgelenk ist gebrochen und Sie haben so lange damit gewartet, dass ich jetzt den Bruch nicht erkennen kann. Sie werden zu einem Orthopäden gehen müssen!“ Er traf die nötigen Vorbereitungen. Vor dem Termin bei dem Spezialisten suchte Frances jedoch ihre gläubigen Freunde auf und bat sie um Fürbitte. Der Orthopäde besah sich den Arm und sagte: „Wir werden noch einmal röntgen müssen.“ Als das Bild entwickelt war, schüttelte er verwundert den Kopf. „Aber meine Liebe“, sagte er. „Ihre Hand ist absolut in Ordnung!“ Jesus hatte die Arbeit getan. Frances ging gleich nach Hause und mähte den Rasen!

Noch unfaßbarer war eine andere Heilung. Eleanor schloß sich im Jahre 1962 der Gemeinde an. Sie nahm Christus als ihren Heiland an und wurde kurze Zeit darauf mit dem Heiligen Geist erfüllt. Sie hatte seit langem Herzbeschwerden gehabt und unterzog sich bald nach ihrem Anschluß an die Gemeinde einer Herzoperation, um eine schadhafte Klappe durch eine Kunststoffklappe austauschen zu lassen. Das Ergebnis war nicht befriedigend, und bald darauf mußte sie sich einer zweiten Operation unterziehen. Dieses Mal sollte die Kunststoffklappe mit Hilfe einer Transplantation durch menschliches Gewebe ersetzt werden.

1968 sagte ihr der Herzspezialist: „Eleanor, es tut mir leid, dass ich Ihnen dieses sagen muß, aber wir werden Sie leider noch einmal operieren müssen. Die Klappe ist wieder undicht.“ Am Abend vor ihrer Einweisung ins Hospital, wo sie zum dritten Mal operiert werden sollte, besuchte Eleanor eine Versammlung, in der sie das Zeugnis eines Geschäftsmannes aus Texas hörte. Gott hatte ihn gebraucht, um einen Mann wieder zum Leben zu erwecken, der bereits 45 Minuten tot gewesen war.* Er berichtete von einigen wunderbaren Heilungen, die in der Zwischenzeit, zweifellos aufgrund seines enorm gewachsenen Glaubens, geschehen waren. Am Schluß der Versammlung beteten dieser Gastredner, einer unserer eigenen Laien und ich unter Handauflegung für Eleanor.

Am nächsten Abend rief mich Eleanor an, nachdem die präoperativen Vorbereitungen getroffen worden waren. Sie war so aufgereggt, dass sie kaum sprechen konnte; doch schließlich brach es aus ihr hervor: „Pater Bennett!

Preis dem Herrn! Wissen Sie, was geschehen ist? Ich habe mich heute hier im Krankenhaus eingefunden und alle möglichen Tests mit mir machen lassen: Röntgenaufnahmen, EKG, Katheterisationen und so weiter. Dann erschienen die operierenden Ärzte einer nach dem anderen und sagten: »Eleanor, wir können uns nicht erklären, was geschehen ist, aber es fehlt Ihnen überhaupt nichts!« Dann kam der oberste Facharzt herein und sagte: »Eleanor, ich verstehe es zwar nicht, aber Ihr Herz funktioniert wieder völlig normal! Wenn Sie wollen, können Sie täglich acht Stunden arbeiten!« Das tat sie auch, und tut es heute noch. Sie erfreut sich bester Gesundheit!

* *Siehe IN TIME FOR GOD'S APOINTMENT (Rechtzeitig zur Verabredung mit Gott) von Jamie Buchingham nach einem Gespräch mit Sherwin McCurdy, CHRISTIAN LIFE, Oktober 1969, Seite 40.*

An der St. Lukas-Kirche ist offensichtlich doch irgend etwas anders, denn vor kurzem widmete die Örtliche Morgenzeitung, die SEATTLE POST-INTELLIGENCER, den größten Teil der ersten Seite ihrer Sonnabend-Spätausgabe einem Bericht über die St. Lukas-Gemeinde! Dennoch ist die St. Lukas-Gemeinde eine normale Episkopal-Kirche. Die Gottesdienste stimmen überein mit den „Lehren, der Ordnung und den Anbetungsformen der protestantischen Episkopal-Kirche“ in den USA. Eine beträchtliche Gruppe eingesetzter Laien wirkt in den gottesdienstlichen Handlungen mit, und die Frauen sind in der Frauenarbeit der Diözese aktiv, einige von ihnen haben wichtige Ämter inne. Ich persönlich wurde zwei aufeinanderfolgende Jahre zum Dekan unserer Synode ernannt, welches Amt ich dann aufgrund meines weitreichenden Dienstes niederlegen mußte. Von unserem Bischof und auch von anderen einflußreichen Geistlichen wird die St. Lukas-Gemeinde als eine der wenigen Gemeinden betrachtet, die, wie mir einer kürzlich sagte, „in einer Zeit, wo viele Kirchen abnehmen und sogar sterben, stromaufwärts schwimmt“.

Vor zehn Jahren war es nur eine sehr kleine Schar, die am Sonntag zum Gottesdienst zusammenkam; jetzt werden Sonntag für Sonntag fünf Gottesdienste abgehalten. Während der Woche findet sich eine große Anzahl Menschen aus den verschiedensten Denominationen zu den einzelnen Gebets- und Unterweisungsstunden ein, so dass unsere gesamte wöchentliche Besucherzahl bei über 200a Personen liegt. Die vokalen Gaben des Geistes wie Zungen, Auslegung und Prophetie werden manchmal Sonntag morgens während des „Familiengottesdienstes“ offenbar, es herrscht jedoch noch immer eine konservative Einstellung dazu, denn die Leute aus der Gemeinde wissen, dass sie Sonntag morgens eher „fischen“ als „schwimmen“ sollen! Im Laufe der Woche sind ausreichende Möglichkeiten, bei verschiedenen Anlässen zum informellen Austausch, zum Gebet und zur Anbetung zusammenzukommen, wie zum Beispiel am Dienstagabend. Die mehrere Hunderte umfassende Schar kommt dann zum begeisterten Evangeliumsliedersingen zusammen, sowie zum Loben, Beten, Zeugnisablegen und um unterwiesen zu werden. Der Ton der Versammlung ist entspannt, doch es geschieht alles „würdig und in rechter Ordnung“. Außerdem treffen sich viele in den Häusern hin und her, um noch mehr Zeit zum Beten und Loben zu finden.

Jeden Freitagabend findet eine „Informationsversammlung“ statt, und im Laufe der letzten zehn Jahre sind schätzungsweise 8000 bis 10000 Menschen in diesen Versammlungen im Heiligen Geist getauft worden. Nur sehr wenige davon haben sich der St. Lukas-Gemeinde angeschlossen, denn wir bestehen immer darauf, dass sie in ihre Gemeinden zurückkehren, um das Erlebte weiterzugeben. Aus diesem Grund sind wir keine enorm große Gemeinde geworden, wenn sie auch mächtig aufgeblüht ist. Unsere Mitgliederzahl liegt immer noch bei etwas weniger als 1000, weil wir die Menschen davon abhalten, sich uns anzuschließen. In den letzten zehn Jahren ist unser Gemeindehaushalt um das 14fache angewachsen, von 12000 Dollar auf 170000 Dollar jährlich; und dennoch werden keine Anstrengungen gemacht, um das Geld „einzutreiben“. Wir haben nicht einmal eine Skala, auf der sich jeder mit seiner Gabenhöhe eintragen läßt. Es wird niemand auf persönlicher Ebene zum Geben aufgefordert, und wir streben auch keine Unterstützung seitens Außenstehender an. Die Menschen geben gerne, weil sie an die Arbeit, der das Geld zufließt, glauben und daran beteiligt sind. In diesem Jahr wird die Gemeinde über die Diözese Olympia 24 000 Dollar in die Außenmission und sonstige Missionszweige geben. Es wird zusätzlich viel für die Mission geopfert, was schwer auszurechnen ist, weil es auf privater Basis geschieht und auf Drängen des Heiligen Geistes hin. Wenn ein Missionar in der St. Lukas-Gemeinde spricht und seine Arbeit die Zuhörer anspricht, werden sie ihn — ungeachtet seiner Denomination — unterstützen. In den vergangenen Jahren wurden zum Beispiel beträchtliche Summen an einen jungen koreanischen Presbyterianer gegeben, der eine wunderbare Arbeit an der vietnamesischen Front tut. In diesen Tagen hört man aus protestantischen und römischkatholischen Kreisen, dass Tausende von Geistlichen und Priestern entmutigt den Dienst „an den Nagel hängen“ und andere Berufe ergreifen. Wo sich jedoch die „charismatische Erneuerung“ zeigt, kann der entgegengesetzte Trend verzeichnet werden. In den ersten 50 Jahren des Bestehens der St. Lukas-Gemeinde ging nicht ein einziger in den Dienst. In den letzten zehn Jahren sind drei Männer aus den Reihen der Mitglieder zum Dienst ordiniert worden; drei Männer stehen noch in ihrer Ausbildung auf dem Seminar, und drei weitere sind von der Diözese als Postulanten akzeptiert worden, die dann nach ihrem College-Abschluß aufs Seminar gehen werden. Eine junge Frau trat in den vollamtlichen Gemeindedienst und hat inzwischen einen Geistlichen geheiratet; eine weitere wurde als Diakonisse Missionarin und arbeitet jetzt in Alaska. Hunderte von Menschen

sind natürlich direkt dort, wo sie leben, „in den Dienst gegangen“. Die persönliche Seelsorge und das Gebet wird in der St. Lukas-Gemeinde zum größten Teil von Laien getan; ja wir betrachten sogar die lokale Gemeinde als Ausbildungszentrum für den Laien-Dienst.

Äußerliches und organisatorisches Wachstum ist kein Selbstzweck. Die Menschen aus dieser Gemeinde wissen, dass die Größe der Gemeinde nicht unbedingt mit geistlichem Erfolg gleichzusetzen ist. Sie wissen, dass die äußere Form und Organisation der christlichen Gemeinschaft innerhalb kurzer Zeit schon wieder anders aussehen kann. Aus diesen Gründen haben sie sich nicht beeilt, ein großartiges neues Kirchengebäude zu bauen.

Sie wissen auch, dass Gott nicht daran interessiert ist, eine besondere Denomination besonders zu segnen. Die Kirche ist in sich eins: Gottes Volk, diejenigen also, die Jesus angenommen haben und zum Leben erweckt wurden. Auf der anderen Seite ist Gott nicht gegen die „alten“ Denominationen. Er gebraucht sie vielmehr, wenn sie sich von Ihm gebrauchen lassen. Der Heilige Geist reicht heute bis weit hinein in die von Menschen errichteten Strukturen. Er ignoriert unsere Aufschriften und rührt die Aufnahmebereiten an, um sie auszurüsten. Wie wird es in der Kirche erst aussehen, wenn der Heilige Geist ganz und gar zu Seinem Recht kommt? Keiner von uns weiß die Antwort darauf, doch wir erhalten bereits einige erregende Einblicke! Der schöne Teil an der Erweckung und dem Wachsen der St. Lukas-Gemeinde ist, dass sie nicht um einige bestimmte Personen konzentriert ist. Wenn der Leiter fort ist — und das geschieht häufig — blüht die Gemeinde genauso, wie wenn er zu Hause ist; manchmal besser! Die Arbeit wurde immer geteilt, nicht nur mit anderen Geistlichen, sondern vor allem mit den einzelnen Gliedern. Von Anfang an ist eines der großen Kennzeichen der „charismatischen Erneuerung“ oder pfingstlichen Erweckung in den historischen Kirchen darin zu sehen, dass sie nicht um eine bestimmte Person oder Gruppe oder Denomination konzentriert ist. Jedesmal, wenn eine Person oder Gruppe in der Geschichte der pfingstlichen Erweckung die Kontrolle zu übernehmen versuchte, ist die Gruppe oder die Person ein Reifall geworden.

Sind in unserer Gemeinde noch Menschen, die die charismatische Erneuerung nicht akzeptieren und dennoch aktiv in der Gemeindefarbeit mitwirken? Ja, wir haben eine Anzahl treuer Glieder, die wohl einerseits die neue Kraft der Gemeinde begrüßen, doch das Erlebnis der Geistestaufe nicht für sich in Anspruch nehmen wollen. Das Erlebnis ist ihnen keineswegs aufgedrängt worden, und sie haben die positive Wirkung erkennen können, sowohl auf das Leben der Gesamtgemeinde wie auf die einzelnen Christen aus ihrem Bekanntenkreis.

Viel schwieriger ist es, eine Antwort auf die oft gestellte Frage zu geben: „Wie steht es mit dem sozialen Engagement der Geistgetauften?“ Viele aufrichtige Leute meinen felsenfest, wenn man ein persönliches Heilserlebnis mit Jesus Christus gemacht hat, dann könne man auf keinen Fall „sozial engagiert“ sein. Das ist natürlich nicht wahr. Wenn Menschen Christus annehmen und im Heiligen Geist getauft werden, dann besteht eine der auffälligsten Auswirkungen in ihrem Leben darin, dass sie zutiefst und aufrichtig am Schicksal ihrer Mitmenschen interessiert sind und ihnen der Zustand der menschlichen Gesellschaft am Herzen liegt. Da sie jedoch zugleich sich im größeren Maße der Realität Gottes in den menschlichen Angelegenheiten bewußt sind, mag ihre Gesamthaltung ganz anders aussehen als die des „sozialen Aktivisten“, der es vielleicht aufgegeben hat, etwas mit geistlichen Mitteln erreichen zu wollen oder auch nur zu glauben, dass Gott, wenn Er tatsächlich existiert, aktiv in diese Angelegenheiten eingreift.

„Soziales Mitgefühl“ im Christen ist ein Nebenprodukt der „Früchte“ des Heiligen Geistes, und es bedarf deshalb zum Wachstum einer gewissen Zeit. Die Taufe im Heiligen Geist bringt keine augenblickliche Antwort auf soziale Probleme. Es braucht Zeit, bis der Heilige Geist wirklich falsche Einstellungen, Vorurteile und so weiter ändert. Immer wieder ziehen wir zurück, wenn der Herr etwas erreichen mochte. Wenn der Christ einen Rückzieher macht, „verliert er den Segen“ für eine Weile. Er betrübt den Heiligen Geist. Wie lange braucht es, bis der Heilige Geist wieder zu Seinem Rechte kommt? Das hängt davon ab, wie tief das Vorurteil oder die falsche Einstellung verwurzelt sind, wie sehr die falsche Sicherheit der Seele betroffen ist und anderen Faktoren. Nichtsdestoweniger könnten endlos viele Berichte davon geschrieben werden, wie es zu Versöhnungen kam, zu geretteten Ehen, verändertem Geschäftsverhalten, tieferer Sorge für andere und so weiter, die als Ergebnis jener Liebe und Macht Gottes im Leben der Menschen zu erkennen sind. Man kann einfach nicht Gott lieben und zur gleichen Zeit seinen Mitmenschen hassen — das klappt nicht! Wir wissen, dass noch genügend Möglichkeiten für diese „angefeuerten“ Christen bestehen, sich in den lokalen Belangen mehr einzusetzen. Die Neigung in dieser Richtung ist schon vorhanden und die Bereitschaft ist da. So ist zum Beispiel Ballard, eine alte skandinavische Gemeinschaft, von der Tradition her sehr stark weiß und protestantisch. In dem Bedürfnis, diesen Rahmen zu sprengen, beschlossen wir 1967 mit der Primm Tabernacle Church, einer afrikanisch-methodistischen Episko-pal-Kirche im Süden der Stadt, die Leiter unserer Ferienbibelschule auszutauschen. Und so kam es, dass die Lehrer und ein Drittel der Studenten unserer Ferienbibelschule aus schwarzen Amerikanern bestand, während das umgekehrte Verhältnis in der afrikanisch-methodistischen Kirche der Fall war. Wenn dieses auch in unserer Zeit des harten sozialen Aktivismus nicht sehr waghalsig klingen mag, so war es dennoch

interessant und ungewöhnlich genug, um von unserer lokalen SEATTLE TIMES auf der ersten Seite mit einem vier Spalten breiten Foto dargestellt zu werden.

Irgendwelche ungelösten Probleme in der St. Lukas-Gemeinde? Und ob! Doch sie stehen im Zusammenhang mit der aktiven, nicht der passiven Seite. Die pastoralen Probleme und auch andere betreffen das Problem, wie man ein schnell fahrendes Fahrzeug in der Hand behält und lenkt, nicht wie man ein rumpelndes und sperriges in Bewegung setzt! Die Menschen sind eifrig -und wollen dienen, bedürfen jedoch der Leitung, damit ihr Dienst sinn- und wirkungsvoll ist.

Am Schluß des 28. Kapitels der Apostelgeschichte finden wir Paulus in dem von ihm gemieteten Haus im Gespräch mit all denen, die zu ihm kamen. Die Juden — seine eigenen Landsleute — besuchen ihn, lauschen seinen Worten, doch als er fertig ist, vergeuden sie ihre Zeit damit, gelehrige theologische Diskussionen zu führen. „Und da er solches redete, gingen die Juden hin und hatten viel Fragens unter sich selbst" (Apostelgeschichte 28, 29).

Während einer Versammlung in Oregon stellte ein junger Geistlicher eine herausfordernde Frage an mich. Er war nicht unliebenswürdig. Er stimmte einfach nicht mit meiner Theologie überein. Er führte in Anwesenheit der anderen — meist Geschäftsleute — eine kleine Debatte mit mir und ging dann hinaus in dem Gefühl, seinen Standpunkt dargelegt zu haben. Kurz nachdem er fort war, suchte ein junger Geschäftsmann die Geistestaupe und empfing sie. Er war so von der Freude des Herrn erfüllt, dass er wie am Tag der Pfingsten aussah, als sei er voll süßen Weines. Ich konnte nicht umhin, den traurigen Unterschied zwischen dem jungen Geistlichen, der in seinem intellektuellen Triumph hinausging, und dem jungen Geschäftsmann, der voll der Freude war, die er in aller Schlichtheit und im Vertrauen auf Gott empfangen hatte, festzustellen. Als die Kraft des Heiligen Geistes am ersten Pfingsten herniederkam, wurden die Nachfolger Jesu plötzlich voll der Herrlichkeit Gottes. Einige Zuschauer meinten, sie seien trunken, doch Petrus sagte: „Denn diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage; sondern das ist's, was durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist: »Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Ältesten sollen Träume haben«" (Apostelgeschichte 2,15—17).

Die Ausgießung des Heiligen Geistes zu Pfingsten wurde seitdem im Laufe der Jahrhunderte fortgesetzt, und in diesen Tagen schwillt der Strom mächtig an. Auch wir können uns, wie jener junge Geistliche, in intellektuelle Fragen so sehr verwickeln lassen, dass wir unsere Zeit darauf verwenden, große Diskussionen zu halten. Doch dann verfehlen wir die Herrlichkeit Gottes! Der Heilige Geist ist bereit, unsere Fragen zu beantworten, wenn wir bereit sind, Ihm zuzuhören. Das Buch der Apostelgeschichte Hegt geöffnet da; es findet seine Fortsetzung heute noch. Dein Leben und das, was du Gott tun läßt, könnten ein weiteres Kapitel darin werden!

Kommentare und Fragen

können an folgende Adresse gerichtet werden:

Rev. Dennis J. Bennett

P.O. Box 5212

Seattle, Washington 98107